Biogr. 94 ge

<36601301590014

<36601301590014

Bayer. Staatsbibliothek

MATTHIAS BERNEGGER,

EIN BILD AUS DEM GEISTIGEN LEBEN STRASSBURGS

ZUR ZEIT DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES.

VON

DR. C. BÜNGER,

OBERLEHRER AM PROTESTANTISCHEN GYMNASIUM IN STRASSBURG I. E.

MIT DEM BILDNIS BERNEGGERS.

Bünger
M. Bernegger

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1893.

Fl.
48 G
979 F

MATTHIAS BERNEGGER.

EIN BILD AUS DEM GEISTIGEN LEBEN STRASSBURGS

ZUR ZEIT DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES.

VON

DR. C. BÜNGER,

OBERLEHRER AM PROTESTANTISCHEN GYMNASIUM IN STRASSBURG i. E.

MIT DEM BILDNIS BERNEGGERS.

STRASSBURG

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.

1893.

Bünger
M. Bernegger

Fl

48 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

MATTHIAS BERNEGGER.



PHOTOGRAVURE MEISENBACH RIFFARTH & CO. BERLIN.

MATTHIAS BERNEGGER,

EIN BILD AUS DEM GEISTIGEN LEBEN STRASSBURGS

ZUR ZEIT DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES.

VON

DR. C. BÜNGER,

OBERLEHRER AM PROTESTANTISCHEN GYMNASIUM IN STRASSBURG i. E.

MIT DEM BILDNIS BERNEGGERS.

STRASSBURG

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.

1893.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

DER KÖNIGLICHEN

LANDESSCHULE PFORTA

ZUR FEIER IHRES

350JÄHRIGEN BESTEHENS

GEWIDMET.

VORREDE.

Der Versuch, das Andenken des Strassburger Professors Matthias Bernegger zu erneuen, würde sich schwer rechtfertigen lassen, wenn er nur einem der grössten Gelehrten seiner Zeit und einem der bedeutendsten Lehrer der Strassburger Hochschule gälte. Denn so gefeiert sein Name einst war und so segensreich sein Wirken, die Folgezeit hat von seiner Kraft doch wenig verspürt, und wenn die Geschichte ihn in den Hintergrund gerückt hat, so hat sie ihm nicht unrecht gethan. Die Annalen der gelehrten Welt von Spizels „Templum honoris“ an bis zu der „Allgemeinen deutschen Biographie“ berichten von seinem Leben und Wirken, in Kästners „Geschichte der Mathematik“ ist des längeren von ihm die Rede und in J. Müllers „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften“ wird er als Stifter einer besonderen Strassburger Philologenschule gerühmt. Aber was in biographischen Handbüchern überliefert ist, das beruht fast ausschliesslich auf der „Oratio funebris in obitum summi viri Matthiae Berneggeri“ von Johann Heinrich Böcler, von der schon Nicéron in seinen „Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres“ (Bd. 27) sagt: „Le peu de faits qu'il y a dans cette pièce est noyé dans une multitude extraordinaire de paroles qui n'apprennent rien,“ und die sonstigen Erwähnungen können über seine Persön-

lichkeit nicht aufklären, müssen vielmehr irre führen und ihn zu einem proteusartigen Wesen machen, da er bald als Philologe, bald als Kämpfer auf theologischem Gebiete, bald als Mathematiker und Astronom, bald als Politiker, einmal sogar als Reisender erscheint. Die grosse Zahl seiner Schriften aber ist verschollen, der sehr bedeutende Briefwechsel ist unbenutzt geblieben und erst in neuester Zeit durch Alexander Reifferscheid („Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts. I. Heilbronn 1889") wieder ans Licht gezogen worden. Hier offenbart aber Bernegger eine so vielseitige und weitverzweigte Thätigkeit, dass sie sich über fast alle Gebiete des wissenschaftlichen Lebens erstreckt und sich mit den religiösen Bewegungen, litterarischen Regungen und politischen Ereignissen des siebzehnten Jahrhunderts vielfach verflicht. Da er überdies mit Vorliebe zeitgenössische Fragen behandelt und seiner Persönlichkeit nach ein rechtes Kind seiner Zeit ist, so bietet sein Leben und seine Schriften ein vortreffliches Mittel den Charakter jener Epoche zu erkennen. Und noch ein anderer Umstand macht für die Gegenwart die Beschäftigung mit Bernegger nutzbringend. So mannigfaltig auch sein Wirken war, hat er es doch einem Ziele untergeordnet, dem Jugendunterrichte. Darum stellt sein Leben ein Stück Strassburger Schul- und Universitätsgeschichte dar und zwar das Stück, welches von dem Glanze der in vielseitiger Beleuchtung strahlenden Sturmschen Periode bisher über Gebühr verdunkelt wurde. Und doch dürfte die Darstellung eines Zeitraumes, in welchem ein Ratichius und Comenius gewirkt haben, für die Geschichte des Unterrichtswesens nicht ohne Belang sein. Dies Gebiet ist deshalb am eingehendsten besprochen worden.

Abgesehen von Berneggers Schriften und Briefen, welche letztere zum grossen Teile handschriftlich in der Uffenbachschen

Sammlung der Hamburger Stadtbibliothek erhalten sind und einerseits aus den früher veröffentlichten Briefsammlungen seiner Zeitgenossen, andrerseits aus A. Reifferscheids „Quellen“ ergänzt werden konnten, beruht die Arbeit auf den Urkunden des St. Thomaskapitels und des Stadtarchivs zu Strassburg. Den Herren Lic. Erichson, Studiendirektor von St. Wilhelm, und Stadtarchivar Dr. Winkelmann, dem Herrn Oberbibliothekar der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek Prof. Dr. Barack, sowie Herrn Dr. Marckwald und besonders seinem verehrten Kollegen, dem Oberlehrer und Stadtbibliothekar Dr. R. Reuss, fühlt sich der Verfasser für vielfache freundlichste und bereitwilligste Unterstützung zu tiefem Danke verpflichtet.

INHALT.

	Seite
I. Kindheit, Schul- und Universitätsjahre 1582—1607	1
1. Daheim	1
2. Die Welser Schule	3
3. Das Strassburger Gymnasium	6
4. Akademische Studien	14
5. Auf Reisen	17
6. Wieder in Strassburg	18
II. Im Schuldienste 1607—1613	24
1. Vicarius quattuor superiorum classium	24
2. Praeceptor primae classis	27
3. Das Predigercolleg	29
4. Zwistigkeiten mit dem Schaffner	35
5. Die Schulverfassung	48
6. Der Unterricht in Prima	54
III. Mathematische Arbeiten	61
1. Der Traktat über den Proportionalzirkel	61
2. Das Manuale Mathematicum	71
3. Mathematische Nebenarbeiten	77
4. Galileis Systema mundi	80
5. Mathematische Thätigkeit in den letzten Lebensjahren	87
IV. Auf dem Lehrstuhle für Geschichte	92
1. Das Amt des Historicus	92
2. Die Disputationen und Promotionen	95
3. Berneggers Antrittsrede	100
4. Die Vorlesungen über Tacitus' Agricola	110
5. Die Vorlesungen über Tacitus' Germania	115
6. Die Vorlesungen über Politik	130
7. Historisch-politische Plaudereien	134
8. Berneggers Bibliothek	138

Seite

V. Das Reformationsfest 1617 143
1. Die kirchliche Feier 143
2. Die akademische Feier 145
a) Die theologische Fakultät 145
b) Die juristische Fakultät 149
c) Die medizinische Fakultät 152
d) Die philosophische Fakultät 154
3. Berneggers Rede 155

VI. Confessionell-politische Streitigkeiten 163
1. Die Molsheimer Akademie 163
2. Das Idolum Lauretanum 164
3. Das Proaulium Tubae pacis 171
4. Die Tuba pacis 175
5. Entgegnungen und Nachklänge 192
6. Die Dekanatsrede 1624 195
7. Der Antiroestius 197
8. Orthodoxie und Synkretismus 200

VII. Gymnasium und Universität 208
1. Die Schule im Jahre 1619 208
2. Das Bedenken Berneggers 221
3. Die Dekanatsrede: de parandae doctrinae modis illegitimis 1619 236
4. Die Dekanatsrede: de doctrinae parandae ratione 1619 240
5. Die Umwandlung der Akademie zur vollen Universität 1621 245
6. Berneggers erste Rektoratsrede 248
7. Berneggers erstes Rektorat 253
8. Die Schulbesserung 1623 258
9. Berneggers lateinische Grammatik 268
10. Die Umgestaltung des Gymnasiums im Jahre 1634 . 274
11. Strassburgischen Gymnasii christliches Jubelfest 1638 286

VIII. Vorlesungen und Studien 294
1. Die neue Lehrweise 294
2. Die Diatribae in Suetonium 298
3. Die historisch-politischen Disputationen und Observationen 306
4. Die Byzantinische Geschichte des Georgios Pachymeres 315
5. Neugriechische Studien 318
6. Johannes Freinsheim und die Bearbeitungen lateinischer Historiker 320
7. Justinus und Florus 323

Seite

8. Curtius und Suetonius 326
9. Plinius' Panegyricus und Tacitus 329

IX. Bernegger als Orator 332

1. Die Berufung 1626 332
2. Das Amt des Orator 335
3. Berneggers Lehrweise 339
4. Die Laudatio posthuma Petri Storckii 1627 343
5. Die Forma reipublicae Argentinensis 345
6. Die Dekanats- und Rektoratsreden 1630 und 1631 . . 348
7. Der Panegyricus auf Ludwig XIII. 1632 350
8. Die Trauerrede auf den Tod Gustav Adolfs 1632 . . 361
9. Die zweite Berufung 366

X. In der Häuslichkeit 368

1. Bis zum Jahre 1629 368
2. Ein Lichtblick 372
3. Kaspar Bernegger und die Buchdruckerei 375
4. Vereitelte Hoffnungen 379
5. Gefährlicher Briefwechsel 381
6. Ad vesperam et occasum 386

DRUCKFEHLER.

S. 16. Anm. Z. 2. v. u. lies: „gesessen habe“ statt „sass“.
„ 85. Z. 17 v. u. lies: „der“ statt „des“.
„ 89. Z. 7 v. o. lies: „von“ statt „aus“.
„ 105. Z. 6 v. u. lies: „Zurückhaltung“ statt „Zurüchalktung“.
„ 127. Z. 18 v. u. lies: „Nachrichten“ statt „Nachricht“.
„ 139. Z. 5 v. u. lies: „*restitutionis*“ statt „*restutitionis*“.
„ 153. Z. 16 v. o. lies: „verschlimmert“ statt „verschlimmerte“.
„ 157. Z. 19 v. o. lies: „Papsttum“ statt „Pabsttum“.
„ 157. Z. 5 u. 6 v. u. lies: „Unterthanen“ statt „Untertanen“.
„ 158. Z. 5 v. o. lies: „ „
„ 158. Z. 8 v. o. lies: „Unterwürfigkeit“ statt „Untertänigkeit“.
„ 179. Z. 3 v. o. lies: „sollten“ statt „sollen“.
„ 192. Z. 4 v. o. lies: „Papsttum“ statt „Pabsttum“.
„ 192. Z. 18 v. o. lies: „auf dem Lande ... auf den“ statt „auf das Land ... auf die“.
„ 209. Z. 3 v. o. lies: „1000“ statt „100“.
„ 218. Z. 5 v. u. lies: „Dr. Schmidt“ statt „Dr. S“.
„ 234. Z. 18 v. u. lies: „geben“ statt „weisen“.
„ 247. Z. 3 v. o. lies: „einem“ statt „seinem“.
„ 249. Z. 10 v. o. lies: „beliebte“ statt „bekannte“.
„ 256. Z. 15 f. v. o. lies: „das für ihn“ statt „für das er“.
„ 256. Z. 16 v. o. lies: „für einen“ statt „einem“.
„ 271. Z. 7 v. u. lies: „logische“ statt „dialektische“.
„ 279. Z. 3 v. u. lies: „übertreffen“ statt „überträfen“.
„ 298. Z. 7 v. u. lies: „in dem“ statt „in den“.
„ 336. Z. 6 v. u. lies: „mit“ statt „von“.
„ 359. Z. 10 v. u. lies: „allen“ statt „alle“.
„ 362. Anm. Z. 1 v. o. lies: „*dicentis*“ statt „*discentis*“.
„ 385. Z. 2 v. o. lies: „Freinshemium“ statt „Freinhemium“.

Die beschleunigte Drucklegung hat ausserdem einige Ungleichmässigkeiten in der Orthographie zur Folge gehabt, die man zu entschuldigen bittet.

I.

KINDHEIT, SCHUL- UND UNIVERSITÄTSJAHRE 1582 — 1607.

1. DAHEIM.

Matthias Bernegger wurde am 8. Februar 1582 in Hallstatt in Oberösterreich geboren. Der Vater, Blasius Bernegger, war ständiger Ratsherr und Richter der Stadt und die Familie gehörte zu den vornehmsten und begütertsten am Hallstätter See. So wuchs Matthias auf in behaglichen, glücklichen Verhältnissen unter seinen älteren Geschwistern, von denen eine Schwester sich mit dem kaiserlichen Bergrat Johannes Steinberger verheiratete. Das heitere, lebensfrohe, leicht erregbare, dabei gemütvolle Wesen des Österreichers ist auch unserm Matthias sein Leben lang eigen geblieben. Bei behaglichem Wohlstand herrschte aber strenge Zucht, stiller Ernst im Hause, und oft mögen schwere Sorgen die Stirn des Ratsherrn umwölkt haben. Denn die Lage der Protestanten in österreichischen Landen wurde mit der Zeit bedenklich. Mit wunderbarer Schnelligkeit hatte sich seit Mitte der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts von den Tyroler und Salzburger Gauen aus, deren Bewohner bei der tiefen Innerlichkeit ihres Gemütslebens und bei dem schlimmen Zustande ihrer weltlichen und geistlichen Verhältnisse am ehesten von der reformatorischen Bewegung ergriffen wurden, der Protestantismus über alle Länder der habsburgischen Krone ausgebreitet, sodass um 1540 in den deutschösterreichischen Erbländern Adel und Bürgerschaft fast durch-

gängig der neuen Lehre anhingen. Doch seit dem Regierungsantritte Rudolfs II. hatte die Gegenreformation begonnen, hauptsächlich ins Werk gesetzt durch den energischen Bischof von Wien, Melchior Khlesl, und durch die Salzburger Erzbischöfe Georg von Khuenburg und Wolf Dietrich von Reichenau. Zuerst wurde in den Städten Niederösterreichs gegen den Protestantismus vorgegangen, wo derselbe bis dahin zwar keine rechtliche Freiheit, aber eine milde Duldung genossen hatte. Als Grundsatz galt, dass die landesfürstlichen Städte und Märkte kaiserliches Kammergut seien und der Landesfürst als Grundherr auch über die Gewissen der Untertanen verfügen könne. Dementsprechend wurden die protestantischen Geistlichen und Lehrer entfernt, die Bücher und Kirchen weggenommen, dann die protestantischen Bürgermeister und Stadträte abgesetzt und die Widerstrebenden eingesperrt und verjagt. Von 1596 an begann die Gegenreformation auch in Oberösterreich, und zwar wurden zunächst die Städte angegriffen, wobei sich die 1571 vom Erzherzog Karl nach Steiermark berufenen Jesuiten besonders thätig erwiesen. Die drohende Gefahr entging den Protestanten nicht. Man bestärkte sich gegenseitig in dem treuen Festhalten an dem evangelischen Bekenntnis, und die verschiedenen Richtungen, welche sich in Österreich überhaupt nicht durch theologische Zänkereien unter einander verbitterten, schlossen sich enger zusammen. Der calvinistische Graf Erasmus von Starhemberg, dessen Familie in und um Hallstatt reiche Besitzungen hatte, und dessen Verwandter Gotthard von Starhemberg zusammen mit Georg Erasmus Tschernembl später der Führer der österreichischen Protestanten wurde, gehörte zu den besten Freunden des lutherischen Hauses. So wurde unserem Matthias in jungen Jahren tiefe Religiösität, unerschütterliche Festigkeit im protestantischen Bekenntnis eingepflanzt, und neben ausgeprägter Gegnerschaft gegen die Jesuiten erfüllte ihn die Hoffnung auf eine Vereinigung aller evangelischen Glaubensgenossen.*)

*) Vergl. Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich. Erster Band: Aus dem Zeitalter der Reformation (1526—1648). Wien 1878.

Zu der religiösen Erziehung gesellte sich der schulmässige Unterricht, der durch einen Hauslehrer, Namens Wolfgang Pichler, erteilt wurde. Neben den Hauptunterrichtsgegenständen, welche der pietas und latinitas dienten, scheinen ihm schon damals mannigfache Anregungen zu naturwissenschaftlichen Betrachtungen geworden zu sein. Der Bergrat und Mineralog Johann Steinberger war ja sein Schwager und der berühmte Mediziner Dr. Matthias Anomaeus, der zuerst in Genf, damals in Linz, später in Wittenberg, schliesslich wieder in Linz medizinische und mathematische Vorlesungen hielt, war ein Freund des Hauses. Anomaeus stand auch mit Kepler in regem Verkehr, und die im Jahre 1594 trotz alles confessionellen Gegensatzes durch die Jesuiten veranlasste Berufung des grossen Astronomen an die Grazer Hochschule war ein Ereignis, durch das auch der Knabe auf die Bedeutung dieses Mannes aufmerksam gemacht wurde.

2. DIE WELSER SCHULE.

Nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahre verliess er in Begleitung seines Hauslehrers das Elternhaus, fuhr über den See und zog das herrliche Traunthal abwärts, um in Wels das Gymnasium zu besuchen, an welchem auch Wolfgang Pichler Anstellung fand. Wels war bis 1490, wo es diese Ehre an Linz abtreten musste, Hauptstadt von Oberösterreich gewesen. Kaum war hier die Reformation eingeführt worden, so hatte man auch, angespornt durch die Nähe der berühmten Benediktinerschule der Abtei Kremsmünster, welcher man eine ähnliche Stätte der Jugendbildung auf protestantischer Grundlage entgegensetzen wollte, eine höhere Schule eingerichtet, jedenfalls nach den Anweisungen der sächsischen Reformatoren. Denn wie die jungen österreichischen Adeligen zu ihrer Ausbildung die Universitäten Wittenberg und Tübingen aufsuchten, ebenso befolgte man in den Einrichtungen der heimischen Schulen die Ratschläge Luthers und Melanchthons. Damals bildeten ja die einzelnen Staaten-

grenzen noch nicht solche Scheidewände und Österreicher wie Elsässer oder Hamburger waren viel mehr erfüllt von dem Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit als später.*) Als aber die sächsische Theologie immer mehr verknöcherte und in Tüfteleien und Zänkereien ihre Kraft verbrauchte, da wendeten sich die gemütvollen und aller Schroffheit abholden Österreicher mehr dem in der deutschen Westmark aufgegangenen Sterne zu, dessen milder, versöhnlicher Schimmer ihrer Lebensauffassung mehr entsprach und dessen hellleuchtender Glanz ihnen zugleich am leichtesten und sichersten ermöglichte, sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, welche in der damaligen Zeit als die wichtigsten erschienen. Sturm's Name und der Ruhm seiner Schule drang auch durch die österreichischen Gaue bis ins ferne Ungarn und zahlreich strömte die wissensdurstige Jugend an den Rhein, um in Strassburg aus dem reinen Quell lateinischer Beredsamkeit zu schöpfen. Auch der Rektor des Welser Gymnasiums, Magister Aegidius**) Weixelberger, hatte zu den Füssen Sturm's und Junius' gesessen und hatte dann vermutlich nach den Grundsätzen seiner Lehrer***) die Schule eingerichtet, wohl mit der Abweichung, dass statt der 10 Jahreskurse des Strassburger Gymnasiums 5 oder 7 Klassen bestanden. Hier also trat Bernegger ein

*) Tholuck, Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts, II, S. 60.

**) In Rebhans *Programma in obitum Berneggeri* (St. Thomasarchiv), dessen Angaben offenbar auf Berneggers eigene Aufzeichnungen zurückzuführen sind, lautet der Vorname des Rektors Hieronymus. Doch ist dies eine Verwechselung mit dem Sohne des Rektors. In dem Quartband XXXI der Uffenbachschen Sammlung ist der erste von Bernegger eigenhändig geschriebene Brief vom 24. Februar 1623 an *Aegidius* Weixelberger *rectori Styrensi* gerichtet, fängt mit den Worten an: *Reverende praeceptor* und schliesst mit einem Gruss an *Hieronymus*. An diesen *Hieronymus* schreibt er am 3./13. Juli desselben Jahres einen Trostbrief wegen des Ablebens seines Vaters *Aegidius*.

***) Eingehend hat dieselben zuletzt dargestellt Heinrich Veil in der „Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Strassburg“. Erster Teil S. 91 ff.

und machte binnen vier Jahre solche Fortschritte, dass ihm nach Ablauf dieser Frist vom Rektor die Reife zum Besuche der Strassburger Akademie zugesprochen wurde. Zeit seines Lebens hat Bernegger, wie aus seinen Briefen zu Tage tritt, die innigste Dankbarkeit gegen seine Lehrer bewiesen, deren Namen er uns erhalten hat: es waren ausser dem Rektor Aegidius Weixelberger, Wolfgang Pichler und Georg Plintzler. Mit Weixelberger stand er in regelmässigem Briefwechsel, verehrte ihn wie einen Vater, und als er die Nachricht von seinem Tode empfängt, richtet er ein tief empfundenes Trostschreiben an dessen Sohn, mit dem er auf den Schulbänken treue Freundschaft geschlossen hatte. Plintzler war ihm lange Jahre aus dem Gesichtskreise entschwunden: da, auf einem Kirchgange anlässlich eines Hochzeitsfestes erfährt er im Gespräch mit seinem Nebenmanne, der sich kurz vorher in Linz aufgehalten hatte, dass sein alter Lehrer dort noch lebe, und noch an demselben Tage setzt er sich hin und schreibt dankerfüllten Herzens einen rührenden Brief an ihn und bietet ihm seine Unterstützung an. Und als Pichler, alt und krank, um seines Glaubens willen die Heimat verlassen muss, da nimmt ihn Bernegger bei sich auf und pflegt ihn liebreich bis an sein Lebensende. Auch für seinen Sohn Sigismund sorgt er, nimmt ihn zu seinem Hauslehrer und fördert ihn, bis er eine angesehene Stellung als Professor in Königsberg erlangt.

Während er sich so an seine Lehrer, wie auch gelegentlich an seine Mitschüler, mit Freude und Dankbarkeit erinnert, erwähnt er von dem Unterrichte, den er in Wels genossen, so gut wie nichts. Er, der sich sein Leben lang mit Schulfragen beschäftigt, der so gern lobt, wo er nur loben kann, findet nirgends ein Wort dankbarer Erinnerung an seine Schulzeit. Und das einzige Mal, wo er darüber Andeutungen macht, in einem Briefe aus seinen letzten Lebensjahren (23. Okt. 1637), klingt es wie tiefer Schmerz über eine verlorene und mishandelte Jugend. Nachdem er seiner Verehrung für die grossen Philologen Salmasius, Heinsius, Gronovius beredten Ausdruck gegeben, meint er: wenn er

solche Lehrer gehabt hätte, wäre er vielleicht eher würdig geworden der Lobsprüche, welche ihm Gronovius spendet, und fährt dann fort: „So aber, da meine Lehrer nicht viel erfahrener waren, als dein Heilgemeier (wohl ein unwissender Famulus des Gronovius) und die Blüte meiner Jugend zu meinem ewigen Leidwesen wie in einem schlimmen Unwetter verdorben haben, so habe ich in der Wissenschaft höchstens insofern etwas geleistet, dass ich nach ernster aber leider zu später Reue anderen sagen kann, wie sie die Klippen, an welchen meine Studien Schiffbruch gelitten haben, umsichtiger und sorgsamer vermeiden könnten." Mag sich dieses auffallend harte Urteil des sonst so milden und zum Loben geneigten Mannes auf die Welser oder auf die Strassburger Schule beziehen, jedenfalls wird die Sturm'sche Richtung dadurch betroffen, die in Wels ungefähr in derselben Weise zum Ausdruck kam wie in Strassburg. Und er kann dabei nur im Sinne gehabt haben den einseitigen und einförmigen Drill zur Aneignung lateinischer Redefertigkeit, der in jener Schule schliesslich alles andere verschlang.*)

3. DAS STRASSBURGER GYMNASIUM.

Denn wie grossartig Sturm als Schulmann dasteht, wie gründlich er seine Schöpfung durchdacht hatte, mit wie umfassendem Geiste er in seinen Episteln alle Wissensgebiete dem Unterrichte einzuordnen verstand, in der Praxis der Schule mussten vor dem Lateinischen und der Dialektik und Rhetorik in den obersten Klassen alle anderen Disciplinen zurücktreten. Und als im Jahre 1581 der Meister von seinem Werke geschieden wurde, klapperte die Maschine in derselben Weise fort, bewegte sich aber immer unfreier und in immer kleineren Schwingungen.

*) Wie damals der Unterricht erteilt wurde, das haben u. a. Tholuck a. a. O. I, S. 170 ff., Fr. Ellendt, Geschichte des Gymnasiums zu Eisleben, 1846, S. 137 ff., dargestellt.

Äusserlich blieb alles beim Alten; die Einheitlichkeit des gesamten Unterrichts, die zweckmässige Gliederung der Schule in zehn Klassenstufen, die angemessene Schülerzahl in jeder Klasse,*) die Genauigkeit und Regelmässigkeit des Betriebes, die enge Verbindung der öffentlichen, akademischen Vorlesungen mit der eigentlichen Schule, alle diese Einrichtungen,**) welche den besonderen Vorzug des Strassburger Gymnasiums bildeten.

Aber der lebendige Geist fehlte. Die Lehrer, grösstenteils frühere Zöglinge des Gymnasiums, und ebenso die Schulbehörden wussten nichts besseres als genau in den vom Meister vorgezeichneten Bahnen fortzuwandeln und rosteten allmählich ein. Dem neuen Leiter Melchior Junius fehlte vor allem die kraftvolle Persönlichkeit und rastlose Energie, durch welche Sturm allen Widerstand überwunden hatte. Den Widersachern des grossen Rektors, den orthodox-theologischen Eiferern, vor allem dem leidenschaftlichen und thatkräftigen Johannes Pappus gegenüber konnte er sich nur durch Fügsamkeit halten. Daher nahm die unduldsame, engherzige theologische Richtung in Stadt und Schule an Bedeutung immer mehr zu, dagegen lockerte sich Ordnung und Zucht und die Leistungen wurden geringer. Die Rückschritte waren schon in den allerletzten Jahren der Sturm'schen Leitung bemerkbar geworden, und der greise Schulmann selbst hatte mit bitteren, vielleicht allzu herben Worten auf die eindringenden Schäden und ihre Ursachen aufmerksam gemacht, und vor allem die Berufungen junger, unbewährter und unbefähigter Lehrkräfte beklagt, welche nur durch Familieneinflüsse herangezogen seien. Die Zeit war überhaupt kleiner geworden. Die hohe Auffassung von der Schule, mit welcher der grosse Stettmeister Jacob

*) In den oberen Klassen waren bis zum dreissigjährigen Kriege 20—30, in den unteren 30—50 Schüler. In den Fakultäten immatrikulirt waren (nach Tholuck, a. a. O. II, S. 122) im Jahre 1602: 70 Theologen, 77 Juristen, 11 Mediziner, 145 Philosophen, durchschnittlich 250—300.

**) Die Organisation der Schule ist von Veil a. a. O. ausführlich dargestellt worden, insbesondere auf S. 81 ff.

Sturm Rat und Bürgerschaft erfüllt hatte, war geschwunden. Die Eltern beanspruchten es als ihr gutes Recht, dass ihre Söhne versetzt wurden, Handwerker, Gastwirte, Wohnungsvermieter hatten kein anderes Verlangen, als dass möglichst viele auswärtige Schüler und Studenten ihren Seckel füllten; diesen wurde aller Vorschub geleistet, ihnen gegenüber alle Nachsicht geübt. Die Bildungsanstalt war für viele eine Erwerbsquelle geworden. Zahlreich sind die Klagen der Lehrer über die Unbotmässigkeit, den Mangel an Fleiss und Begabung der Schüler, über die Unannehmlichkeiten, welchen sie Seitens der Eltern ausgesetzt waren, zahlreich die oft recht eindrucksvollen Bilder von der Zuchtlosigkeit, welche unter den Studenten herrschte. Für solche Misstände den Rektor Junius verantwortlich zu machen, wäre durchaus unstatthaft; es lag an Verhältnissen, welche zu ändern ausserhalb seiner Macht war, an der wechselnden Zeitströmung, an dem allgemeinen Niedergang des öffentlichen Lebens, aber er hätte die Übel doch genauer erkennen, eindringlicher warnen, schärfer einschreiten sollen. Er tritt überhaupt als Leiter und Lenker zu wenig hervor, und beschäftigt sich statt dessen mehr mit der Pflege einer glatten, aber kraftlosen und einförmigen lateinischen Redekunst und mit der Hebung der öffentlichen Schulaufführungen, die jetzt der glänzende Mittelpunkt des ganzen Schullebens wurden. Kaum hatte Junius im Jahre 1581 den Rektorstab ergriffen, so ward der seit einigen Jahren geplante Bau der neuen Schaubühne im grossen Hof des Predigerklosters in Angriff genommen und seitdem fanden fast alljährlich, gewöhnlich zur Johannimesse, eine oder zwei festliche Aufführungen altlateinischer oder neuerer Dramen statt.*) Immer glänzender wurden von Jahr zu Jahr die Ausstattungen

*) Genaueres darüber findet man bei A. Jundt, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg, Beilage zum Programm des protestantischen Gymnasiums 1881, und J. Crüger, Zur Strassburger Schulkomödie in der oben erwähnten Festschrift desselben Gymnasiums 1888. In Bezug auf die Zeitbestimmungen finden sich in den beiden Arbeiten nicht selten erhebliche Abweichungen, in der ersteren offenbare Ungenauigkeiten.

derselben, immer grösser die Kosten, immer reger der Eifer und tüchtiger die schauspielerischen Leistungen der mitwirkenden Studenten und Schüler. Von Nah und Fern strömte man hinein in die Stadt, das Schauspiel zu geniessen, den zur Messe anwesenden fremden Kaufleuten galt dasselbe als die grösste Sehenswürdigkeit, Fürsten und Herren mit ihrem Gefolge fanden sich ein und lohnten den Genuss mit reichen Spenden, der Ruhm der Aufführungen und der Name des Rektors erscholl weit und breit und zog die lernbegierige und lebensfrohe Jugend in Schaaren nach Strassburg herein. Dazu galt Junius, der Nachfolger Sturms, selbstverständlich als der beste Lehrer und die Strassburger Akademie als die vortrefflichste Pflegstätte lateinischer Beredsamkeit. Eine gewandte, fehlerfreie lateinische Ausdrucksweise aber, von ciceronianischer Durchsichtigkeit und geschmückt mit möglichst vielen Stellen aus den alten Klassikern, war das erste Erfordernis für den Staatsmann und den Juristen wie für den Theologen, das galt für das Kennzeichen eines Mannes von Bildung, das verlieh Aemter und Ehren, Reichtum und Macht. Diese Zeitströmung hatte Johannes Sturm erkannt und darum hatte er solchen Erfolg, als er zehn lange, mühevolle Schuljahre und selbst die auf der Akademie zu verbringende Zeit fast ausschliesslich diesem einen Zwecke dienstbar machte.*)

Ausserdem empfahl sich Strassburg noch aus anderen Gründen als Hochschule: war es doch mit seinen 50000 Einwohnern eine der grössten Städte des Reiches, gehörte es doch als Vorort des süddeutschen Protestantismus zu den wichtigsten und ausschlaggebenden im staatlichen Leben. Dazu machte es die Rheinschifffahrt und der Umstand, dass sich die grossen Strassen von Italien über Basel nach den Niederlanden und von Augsburg und Nürnberg nach Paris hier kreuzten, zum Mittelpunkt eines lebhaften Handelsverkehrs, endlich war die Nähe Frankreichs und die reichliche

*) Sagt doch selbst Böcler in der oratio saecularis beim Jubelfest des Gymnasiums 1638, S. 147: non errat sed nec parum dicit qui omnia Sturmium ad eloquentiam autumat retulisse.

Gelegenheit Französisch zu lernen, welche in der Stadt geboten war*), für viele Vornehme Anlass, sich hier für einen Aufenthalt in Paris vorzubereiten. Dementsprechend besuchten die Söhne von Fürsten, Grafen und Herren mit Vorliebe die Strassburger Akademie, und dieser Umstand zog wieder andere heran, entweder um durch die persönliche Bekanntschaft mit den Hochgeborenen eine Anwartschaft auf ein Amt zu erhalten oder als Hofmeister und Hauslehrer den nötigen Lebensunterhalt zu finden.

Welcher von diesen Gründen für Berneggers Vater den Ausschlag gegeben hat, bleibt dahingestellt. Jedenfalls gingen die Hoffnungen, mit denen sich der junge Matthias getragen haben mochte, als er, vielleicht in Begleitung einiger Landsleute, in Strassburgs Mauern einzog, vor der Hand nicht alle in Erfüllung. Er erwartete sofort sich der Baccalaureatsprüfung unterziehen zu können oder auch ohne dieselbe zu den öffentlichen Vorlesungen zugelassen zu werden, und erhielt nach einer Aufnahmeprüfung den Bescheid, dass allerdings seine Kenntnisse ihn zum Besuche der Vorlesungen berechtigten, dass er aber *ob solam staturae brevitatem* der obersten Schulklasse zugewiesen werden müsse. Mag dies nun der wirkliche oder vorgegebene Grund gewesen sein, weswegen er noch ein Jahr lang die Prima des Gymnasiums durchzumachen hatte, jedenfalls wird ihm das schmerzlich gewesen sein. Denn obwohl die Schüler der beiden obersten Klassen, insofern sie über sechszehn Jahr alt waren, nicht mehr *mit Ruthen gezüchtiget oder gestrichen* werden durften, auch schon Studenten genannt wurden, ein Ehrenname, welcher allerdings, gemäss dem Kaiserlichen Privileg Maximilians II., auch den Tertianern und Quartanern gebührte, so war doch in den Augen der Jugend ein gewaltiger Unterschied zwischen

*) Konnten doch bei Gründung der vollen Universität, im Jahre 1621, die Scholarchen die Einrichtung eines Lehrstuhles für französische Sprache mit dem Bemerken ablehnen, „dass in dieser halbfranzösischen Stadt sich überall bequeme Gelegenheit finde, diese Sprache zu erlernen.“ (Brief Berneggers an Remus, 1. Mai 1625.)

einem Bacchanten und einem wirklichen freien Studenten. — Auch ist ihm der Genuss einer Schulkomödie nur einmal, im Jahre 1599, zu teil geworden, höchstens zweimal, wenn er schon Ostern 1598 nach Strassburg gekommen ist, denn im Sommer dieses Jahres fand die glänzende Aufführung der Medea statt,*) von 1599 bis 1603, also gerade in seiner ganzen eigentlichen Studentenzeit, fanden aber wegen gründlicher Ausbesserung des unbrauchbar gewordenen Theaters keine Vorstellungen statt. Ob er selbst dabei mitgewirkt hat, scheint sehr fraglich, Erwähnung thut er davon nicht. Und Junius, von dem er sich ein so glänzendes Bild gemacht haben mochte, fand er als einen frühzeitig gealterten, schwachen Mann vor, den bald, schon im Jahre 1600, ein Schlagfluss fast dienstunfähig machen sollte.

Jedoch durch diese unangenehmen Erfahrungen liess sich Bernegger nicht beirren, sondern mit Eifer arbeitete er sich in den Lehrgang hinein. Welcher Art der Unterricht in der Prima gewesen, ist am leichtesten ersichtlich aus der *Schola argentinensis* Hawenreutters (1571), sowie aus den *Actus tres Academiae Reipublicae Argentinensis* vom Jahre 1578. Denn dass im Laufe der zwanzig Jahre von 1578—1598 erhebliche Abweichungen von diesem Lehrplan stattgefunden hätten, ist schon aus dem was oben über die Zeit nach Sturm und über des Junius Wirksamkeit bemerkt worden ist, nicht anzunehmen, das bestätigt auch die Schulordnung vom Jahre 1604, welche fast wörtlich mit der alten übereinstimmt.

Nur in zwei Punkten sind unseres Wissens solche eingetreten; beidemal werden neue Lehrbücher eingeführt, welche den Stoff knapper zusammenfassen und sorgfältiger gliedern. Nämlich im Jahre 1593 wurden für den mathematischen Unterricht die *Volumina mathematica* I und II des *Conrad Dasypodius* abgeschafft und dafür desselben Verfassers *Institutionum mathematicarum voluminis primi erotemata logisticae, geometriae, sphaerae, geographiae* eingeführt. Das alte Lehrbuch enthielt nur eine Zusammenstellung von Excerpten aus den grie-

*) Vergl. Jundt a. a. O. S. 42 u. 50.

chischen Mathematikern, in griechischem Text mit beigefügter lateinischer Uebersetzung, die wie irgend ein anderer Schriftstellertext gelesen und erklärt werden sollten; daran schloss sich eine zwar sachliche, aber durch breite aus den griechischen Quellen entnommene Erklärungen überladene Darstellung der elementaren Arithmetik und eine Beschreibung der Sternbilder. In dem neuen dagegen sind die Hauptsachen aus der Arithmetik und Geometrie, sowie das für den Geschmack jener Zeit Wissenswerteste aus der Astronomie und Geographie ganz hübsch schulmässig verarbeitet und in die damals beliebte und für den Lehrer äusserst bequeme Katechismusform gekleidet. Doch scheint das alte Compendium daneben in Gebrauch geblieben oder später wieder eingeführt zu sein.*) Jedenfalls wurde trotz des neuen Lehrbuches die aus den *tres actus* ersichtliche Weise des Unterrichts beibehalten. Es wurde in wöchentlich zwei Stunden das einfache Rechnen mit ganzen Zahlen, gemeinen und den sogenannten astronomischen Brüchen, den Vorläufern der Decimalbrüche, geübt, die Definitionen, welche sich darauf bezogen, auswendig gelernt, und mit besonderem Behagen beschäftigte man sich mit dem dritten Teil, mit der Astronomie.

Genau zur selben Zeit wurde auch für den Hauptunterricht in Prima, für Dialektik und Rhetorik (er nahm wöchentlich die 10—12 Stunden des Vormittags in Anspruch) ein neues Lehrbuch eingeführt. Sturm hatte zu seinen *Partitiones oratoriae und dialecticae* in den Unterrichtsstunden, welche er selbst zu Zeiten in Secunda und Prima erteilte, Erläuterungen gegeben; dieselben hatten allmählich ein festes Gepräge angenommen, waren von seinen Nachfolgern in diesem Unterrichtsgegenstande beibehalten und allmählich in ein stehendes Frage- und Antwortspiel gebracht worden, welches den Schülern in

*) Das ergiebt sich aus einem Briefe Keplers an Bernegger vom 1. März 1629. Damals war das *compendium Dasypodianum* vergriffen und Bernegger hatte den Freund um Rat gebeten, welches andere Lehrbuch am zweckmässigsten einzuführen sei. Kepler ist für Beibehaltung des bisherigen Lehrbuches. Was er über dasselbe sagt, kann sich aber nur auf das alte Compendium beziehen.

die Feder diktiert wurde. Um den Uebelständen, welche sich aus diesem Verfahren ergaben, abzuhelfen, zugleich den Stoff und den Lehrgang weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wurde nun der damalige Lehrer der Prima, Magister Joh. Bentz, beauftragt, den in langen Jahren bewährten Unterrichtsstoff so zu bearbeiten, dass die Erläuterungen, wie sie in den Schülerheften aufgezeichnet waren, in den Text der Partitiones mit hereingezogen und das Ganze in eine möglichst knappe und gegliederte Form gebracht wurde. So erschien im Mai 1593 die *Epitome partitionum oratoriarum M. T. Ciceronis et Ioannis Sturmii recognita et perspicuis exemplis illustrata a M. Ioanne Bentzio* und einige Wochen später die entsprechende *epitome partitionum dialecticarum*, von denen wahrscheinlich jedesmal die beiden ersten Bücher in Secunda, die beiden folgenden in Prima durchgenommen wurden.*) In den Nachmittagsstunden, ungefähr acht an der Zahl, wurden die lateinischen und griechischen Redner und Dichter (Cicero und Demosthenes, Horaz und Pindar) gelesen, die schrittlichen Arbeiten durchgenommen, Rede- und Vortragsübungen abgehalten, endlich am Samstag der kirchliche Gesang geübt. Selbstverständlich wurde aller Unterricht in lateinischer Sprache erteilt. Der Schwerpunkt lag also in dem toten Formelwerk der Dialektik und Rhetorik; auf das Lesen der Schriftsteller wurde in der Klasse verhältnismässig wenig Zeit verwandt, und man rückte dabei kaum von der Stelle. Es kam auch dabei weniger auf Erklärung und Zuführung neuer Gedanken, neuer Kenntnisse, neuer Thatsachen an, sondern das Gelesene und Auswendiggelernte diente nur als Grundlage und Einübungsmittel für die grammatischen und rhetorischen Regeln. In diesen Dingen nun war der junge Bernegger gut vorbereitet und fand sich leicht zurecht. Dagegen war ihm die Mathematik offenbar etwas neues; ihr wandte er sich mit ganzem Feuer

*) Doch scheinen nach dem Tode des Verfassers dessen Bücher ebenfalls wieder abgeschafft und die alten Sturm'schen gebraucht worden zu sein.

zu*) und damit gewann er auch das besondere Wohlgefallen seines Lehrers, des Magisters Joseph Lang. Das scheint ein eigenartiger, in gewissem Sinne der Zeit vorauseilender Mann gewesen zu sein. In Kaysersberg geboren, in Strassburg vorgebildet, war er zuerst Lehrer am Gymnasium, seit 1599 Professor der Mathematik an der Akademie, um schliesslich im Jahre 1604 zum Katholizismus überzutreten und in Freiburg im Breisgau als Mathematiker, Gräzist und Mediziner eine hochgeachtete Stellung einzunehmen und sich durch vielseitige und fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit einen weitberühmten Namen zu machen.**) Von seiner Wirksamkeit als Professor der Mathematik in Strassburg rühmt Bernegger besonders, dass er „willens gewesen, umb einen wolgelegenen thurn in der statt anzuhalten und daselbst eine speculam Astronomicam anzurichten, wie er dan auch bisweilen seine auditores für die Stadt geführt und im Feldmessen underrichtet". Gleichgültig in confessionellen Dingen, war er also ein Mann der Neuzeit, der exakten Wissenschaften und suchte besonders durch Anschauung und durch Übung zu bilden. Bernegger wurde auf Gymnasium und Akademie sein treuer Schüler und hat viel von ihm angenommen.

4. AKADEMISCHE STUDIEN.

Durch Lang wurde er wohl auch bewogen, nachdem er nach Ablauf des Schuljahres die Baccalaureatsprüfung bestanden, sich nun vorwiegend dem Studium der Mathematik zu widmen, zumal da Lang gerade zur selben Zeit den akademischen Lehrstuhl erhielt. Von besonderer Bedeutung war ihm aber noch die Persönlichkeit des ehrwürdigen Conrad Dasypodius, des gefeierten Wiederherstellers der Strassburger Münsteruhr und Herausgebers des Euclid, der seit einigen Jahren zwar

* Vergl. Bernegger Oratio X pag. 273: *Ego vero mathematicis potissimum operatus quae doceri solummodo contenta sermonis ornatum omnem aversantur, oratoria tractavi non nisi* παρέργως.

** Vergl. Allg. deutsche Biogr., Bd. 17, S. 602 ff.

Alters halber seine amtliche Thätigkeit aufgegeben hatte, aber immer noch anregend und fördernd für die Jünger seiner Wissenschaft wirkte. Wie er seinen Amtsgenossen Wolckenstein, Bentz und Lang ein hilfreicher Freund und Berater gewesen, so nahm er sich auch, im hohen Alter, herzlich des jungen Bernegger an, öffnete ihm seine Bücherei und gewährte ihm lehrreiche Einblicke in seine Forschungen.

Noch enger schloss sich der junge Student an den Professor Johann Ludwig Hawenreutter an, einen Mann von umfassendem Wissen, vielseitiger Thätigkeit und praktischem Blick, der nicht blos als Herausgeber der Physik und Metaphysik des Aristoteles sich einen geachteten Namen gemacht, sondern auch als praktischer Arzt eine segensreiche Wirksamkeit ausgeübt hat und für die Behandlung der Fragen des praktischen Lebens vorzüglich geeignet war. Seine zahlreichen Berichte über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schule und der Akademie lassen erkennen, wie sehr er in den Finanzen der Stadt und der Schule bewandert war, wie eifrig er sich bestrebte, jedem zu seinem Rechte zu verhelfen und den Lehrern das Gebührende zukommen zu lassen, welches Vertrauen und Ansehen er bei seinen Amtsgenossen wie bei den Behörden genoss. Insbesondere als im Jahre 1608 die Ausgestaltung der Akademie zu einer vollen Universität in Erwägung gezogen wurde, hat Hawenreutter darüber die eingehendsten und sorgfältigsten Erhebungen angestellt, wie viele Lehrstühle für die einzelnen Fächer einzurichten seien, welche Besoldungen zu gewähren und woher die nötigen Gelder zu entnehmen seien. Seine Vorschläge, von denen noch später die Rede sein wird, fanden die gebührende Beachtung und sind die Grundlage für die im Jahre 1621 vollzogene Umgestaltung der Akademie in eine volle Universität geworden.

Diese Männer gaben dem Jünglinge die Richtung auf die mathematischen Studien. Der Eifer dafür wurde um so mehr erregt, weil damals gerade die bahnbrechenden Arbeiten Keplers, die Entdeckungen des Copernicus anfingen zunächst in Fachkreisen bekannt zu werden und eine allgemeine Spannung hervorzurufen. Und nach den mühseligen

Berechnungen der Polhöhe eines Sternes oder des Rauminhaltes eines Fasses waren seine liebste Erholung die Geschichtsschreiber alter und neuer Zeit, die ihm ebenso Aufschluss über Zweck und Inhalt des Menschenlebens gaben, wie ihm jene Studien die Geheimnisse der Natur offenbarten. Dazu kam, dass dieses Fach in Professor Philipp Glaser einen Vertreter hatte, der ein ungemein vielseitiger Gelehrter gewesen sein muss. Denn nachdem er, einundzwanzig Jahre alt, Lehrer am Gymnasium geworden war, nahm er 1583 den Lehrstuhl für Institutionen ein. Später übernahm er die Professuren für Griechisch und für lateinische Poesie und mit diesen beiden Fächern verband er bald darauf auch das der Geschichte, um dann im Jahre 1591, als der berühmte Rechtslehrer Dionysius Gothofredus nach Heidelberg übersiedelte, wieder die Professur für Institutionen zu über nehmen. Er wird gerühmt als *vir in jure, historiis, antiquitate, philologia, poesie et utraque lingua exercitatissimus.* Endlich versäumte es Bernegger nicht Theophil Golius' und Daniel Rixingers Vorlesungen über Aristoteles zu hören und sich eine gründliche Festigkeit in der Disputierkunst anzueignen, sowie an des Junius Vorträgen und Übungen im Anschluss an Ciceros rhetorische Schriften, endlich an des Michael Boschius Erklärung griechischer Dichter teilzunehmen und fleissig Deklamationen und Disputationen auszuarbeiten.

Denn obwohl er in guten Verhältnissen lebte — er kam, wie er selbst sagte, kaum mit 200 Gulden aus — und im Predigercolleg, in welchem er seit 1599 wohnte*), damals nicht gerade strenge Zucht herrschte, so brachte er doch am Schluss seines vierten Studienhalbjahres, also im neunzehnten Lebensjahre, durch die Magisterprüfung den ersten allgemeinen philosophischen Teil seiner Studien zum äusseren Abschlusse.

*) In einem Briefe an Ernst Friedrich Mollinger (September 1633) erwähnt er, dass er im Jahre 1599 *in collegio praedicatorum propter novitatem et adolescentiam ad imam mensam* sass. (Uffenbach'sche Sammlung Bd. XXXII.)

5. AUF REISEN.

Es war damals Sitte, nach der Magisterpromotion sich auf Reisen zu begeben und durch zeitweiligen Aufenthalt auf verschiedenen, besonders ausländischen Universitäten die Berühmtheiten der gelehrten Welt kennen zu lernen und den eigenen Gesichtskreis zu erweitern. Die Geldmittel dazu fanden sich entweder in den zahlreichen und oft recht bedeutenden Reisestipendien, deren es an vielen Universitäten gab, oder in den Verwilligungen von Fürsten und Städten; oder es gingen viele als Reisebegleiter und Privatlehrer von vornehmen Herren, in welcher Stellung sie reichlich Zeit für eigene Studien fanden; wer wohlhabend genug war, reiste natürlich auf eigene Kosten. Für Bernegger waren alle diese Möglichkeiten geboten. Durch seine Begabung und seine Strebsamkeit hatte er sich bei den Professoren und Scholarchen Gönner und fürsorgliche Freunde erworben, sein frisches, williges, freundliches Wesen gewann ihm auch unter der vornehmen Jugend Genossen, sodass er vielfach Gelegenheit gehabt hätte, als *paedagogus* oder *ephorus* junger Herren von Adel die Welt zu sehen; endlich war sein Vater gern bereit, ihm die nötigen Mittel zu Reisen ins Ausland zu gewähren. Aber so günstig die Umstände für ihn lagen und so gross auch sein Verlangen gewesen sein mag, die berühmten Universitäten Italiens kennen zu lernen oder sich in Paris aufzuhalten, welches damals schon „die Fürstin der Städte, das Auge von Europa, die Schaubühne der Erde“ genannt wurde, oder in den Niederlanden mit den Heroen der Gelehrsamkeit, Scaliger und Lipsius, bekannt zu werden — grösser war doch, nach dreijährigem Fernsein, die Sehnsucht nach Heimat und Eltern, zumal deren Lage eine ungünstigere geworden war. Denn die Gegenreformation hatte auch in Oberösterreich Fortschritte gemacht und stellte die Andersgläubigen vor die Wahl, entweder ihren Glauben aufzugeben oder auszuwandern. Auch die Familie Berneggers war entschlossen, lieber die Heimat zu verlassen; jedoch dauerte es noch bis zum Jahre 1603, bis sie ihre Übersiedelung nach Regensburg bewerkstelligte, wahrscheinlich mit Zurück-

lassung des üblichen Fünftels ihrer Fahrnis. Die Zwischenzeit benutzte Matthias, um sich nach Wien zu seinem Schwager, dem kaiserlichen Bergrat Johannes Steinberger, zu begeben. Er begleitete denselben auf dessen amtlichen Reisen durch die österreichischen Kronländer, durch Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, Böhmen, Pfalz-Neuenburg, Tirol und die anderen Landschaften von Inner-Österreich, überall Bekanntschaften anknüpfend und mit hellem Auge auf Land und Leute achtend. Auf dieser Reise mag er auch wohl die Universität Graz berührt und dort den Verkehr mit Johannes Kepler angesponnen haben, der sich bald zu dem innigsten und schönsten Freundschaftsbunde zwischen dem grossen Astronomen und dem zu ihm mit Bewunderung emporblickenden, unentwegt hilf- und dienstbereiten, um 10 Jahre jüngeren Freunde gestalten sollte. Gern hätte Steinberger seinen jungen Schwager, dessen Befähigung ihm nicht entging, dauernd an sich gefesselt, bot ihm auch ein gutes Gehalt an, aber der treue Sohn hielt es für seine Pflicht, seine betagten Eltern nach Regensburg zu geleiten, und entschloss sich dann, nachdem er sich einige Monate dort aufgehalten, zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Ausbildung noch einmal eine Universität zu beziehen.

6. WIEDER IN STRASSBURG.

Jetzt aber hiess es auf eigenen Füssen stehen. Wo konnte er das besser und sicherer als in der reichen Stadt und vornehmen Universität, die er seitdem liebgewonnen, wo er einflussreiche Gönner gefunden hatte, und viele hochgeborene junge Herren sich von Privatlehrern unterrichten liessen. So kam er im Oktober 1603 wieder nach Strassburg, das er nun bis an sein Lebensende kaum auf einige Wochen verlassen sollte. Unter den Professoren der Hochschule waren inzwischen manche Veränderungen eingetreten. Dasypodius, Golius, Glaser waren gestorben, Junius vom Schlage gerührt, an Fuss und Zunge gelähmt und ging dem Ende zu, Lang war im Begriff Strassburg zu verlassen. So waren Bernegger's liebste Lehrer dahin, nur Ludwig Hawenreutter wirkte noch

rüstig weiter, ihm schloss sich der junge Magister in alter Treue an und Hawenreutter sorgte für ihn wie ein Vater. Ferner nennt sich Bernegger selbst einen Hörer der geschichtlichen Vorlesungen des Philipp Rihel*), der freilich erst im Jahre 1606 zum Nachfolger Glasers ernannt wurde. Von seinen anderen Lehrern erwähnt er den hochbetagten Juristen Laurentius Tuppius, den Schüler Melanchthons, den er in seinem Hause aufsuchte, und den berühmten Dionysius Gothofredus, der freilich schon im Jahre 1604 wieder nach seinem geliebten Heidelberg zurückging, endlich den Juristen Georg Obrecht, einen der beliebtesten Lehrer, der 37 Jahre lang (1575—1612) segensreich wirkte. Es ist daher zu vermuten, dass Bernegger, nach Strassburg zurückgekehrt, sich der Rechtswissenschaft widmete. Das wird auch den Wünschen seines Vaters und seines Schwagers entsprochen haben.

Aber er beschränkte sich nicht auf sein Fachstudium, sondern nach dem Vorbilde eines Laurentius Tuppius, eines Justus Lipsius, Hugo Grotius, Scaliger, Salmasius u. A. und entsprechend dem Geiste der Zeit, welcher von einem Gelehrten encyclopaedisches Wissen verlangte, begann er sich jetzt die erstaunliche Belesenheit und die Vielseitigkeit des Wissens anzueignen, welche ihn bald zum berühmtesten Gelehrten der Strassburger Hochschule machen sollte. Indem er sich frühzeitig daran gewöhnt hatte, durch sorgsame Aufzeichnungen und wohlgeordnete Sammlungen, wie sie von Johannes Sturm den Schülern des Strassburger Gymnasiums anbefohlen waren, das Gelesene festzuhalten, bewältigte er innerhalb weniger Jahre die gewaltige Masse der Schriftsteller des klassischen Altertums, aber auch byzantinische Geschichtsschreiber und römische Kirchenväter, mittelalterliche Darsteller deutscher und französischer Geschichte und zeitgenössische Staatsrechtslehrer des In- und Auslandes wurden ihm bald nicht minder vertraut. Und in die Schriften der Humanisten, Agricolas, Erasmus' und Sturms vertiefte er sich mit demselben Eifer wie in

*) Bernegger, Oratio IX S. 263: ... *Philippos Glaserum et Rihelium ... quorum utrique historias explicanti operam dare mihi quod licuit in magna semper faelicitatis parte locandum duxi.*

den wilden Wogenschwall der Streitschriften, die mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit zwischen Lutheranern und Calvinisten, zwischen Jesuiten und Evangelischen gewechselt wurden. In jenen Zeiten aber fingen gerade bedeutende Geister zumal in Italien und Frankreich an, sich von den Fesseln des allbeherrschenden Latein frei zu machen und in ihrer eigenen Muttersprache ihre Gedanken niederzulegen. Das war für Bernegger Veranlassung, sich auch mit den neueren Sprachen zu beschäftigen und bei seinem Feuereifer und seiner seltenen Begabung eignete er sich in Bälde eine gründliche Kenntnis nicht blos des Französischen und Italienischen sondern auch der spanischen, illyrischen und niederländischen Mundart an. Auch die wichtigsten Sprachen des Morgenlandes, das Arabische und Hebräische, zog er in den Bereich seiner Studien, jedoch gesteht er selbst, dass er hierin wenig bewandert war, ein Beweis, dass er von vornherein für das theologische Fach geringere Neigung empfand.

Mehr aber als alle die vorgenannten Wissensgebiete fesselte ihn die Mathematik. Die vielleicht schon in der Heimat geweckte Neigung für astronomische Beobachtungen, welche in Strassburg durch Lang und Dasypodius in die strengere Zucht mathematischer Berechnungen genommen, jetzt durch den freundschaftlichen Verkehr mit den elsässer Astronomen Habrecht, Röslin und Anderen gefördert wurde, nahm schliesslich den grössten Teil seiner Thätigkeit in Anspruch. Oft genug stieg er die gewundenen Stufen des Münsters hinauf, um von der Plattform aus meteorologische und astronomische Beobachtungen anzustellen, mit hellem Blick verfolgte er die Arbeiten eines Reymarus, eines Joachim Rheticus, eines Crüger, welche die astronomischen und trigonometrischen Berechnungen zu vereinfachen und zu vervollkommnen strebten; jede neue Feststellung von Sternenbahnen fand in ihm einen kundigen Nachrechner, jeder neue Gedanke Galileis einen einsichtigen Beurteiler, und als nun Johannes Kepler Schlag auf Schlag seine astronomischen Schriften, die *Fundamenta astrologiae* (1602), die Optik (1604), den *Bericht vom neuen Stern* (1605), die chronologischen Studien und die Bücher über die Kometen

(1606) erscheinen liess und mit derselben überwältigenden Geisteskraft die unendlichen Weiten des Weltraumes eröffnete und harmonisch gestaltete, wie er für die handwerksmässigen Bedürfnisse des Küfers und die Rechnungen des Landvermessers bedeutsame Erleichterungen fand, da beschloss Bernegger sich ganz dieser Wissenschaft und dem Dienst des Mannes zu weihen, dessen Ruhm die Welt erfüllte und zu dem er in ehrfürchtiger Bewunderung empor sah. Schon im Jahre 1605 war er in brieflichen Verkehr mit ihm getreten, wahrscheinlich indem er sich um Belehrung in einer wissenschaftlichen Frage an ihn wandte*), jetzt im Jahre 1607 fasste er den Entschluss, sich ihm als Famulus, als Gehilfen besonders für mathematische Berechnungen anzubieten. Doch seine Strassburger Gönner, welche ihn hier festhalten wollten, verhinderten zu seinem grossen Bedauern die Absendung des Briefes an Kepler.**) Es waren Jahre angestrengter Arbeit, die Grundlage seiner Gelehrsamkeit, aber auch die Ursache seiner schwachen Gesundheit. Rebhan rühmt ihm nach und er sagt selbst von sich, dass er mit nichts so sparsam umgegangen sei als mit der Zeit. Denn fast vier Jahre verlebte er so, dass er eigentlich nur die Abende und Nächte seinen eigenen Studien widmen konnte, Tags über musste er sich seinen Lebensunterhalt beschaffen durch Unterrichterteilen und Beaufsichtigung von Schülern und Studenten. Diesem Berufe lag er mit solcher Treue und solchem Erfolge ob, dass seine besondere Befähigung zum Lehrer bald anerkannt wurde. Mehrfach erhielt er den Antrag, bei jungen Leuten von Adel, welche nach einigem Aufenthalt in Strassburg ihre Bildung im Ausland vollenden wollten, der Reisebegleiter und wissenschaftliche Beirat zu werden. Aber wie günstig und ehrenvoll auch diese Anerbietungen sein mochten, so hielt es ihn doch

*) In einem Briefe an Ludw. Lucius vom 5. Februar 1631 (zum Teil abgedruckt in Heumanns Poecile II. S. 396) erwähnt Bernegger, dass er mit Kepler seit mehr als 25 Jahren in treuester Freundschaft gelebt habe.

**) Vergl. Hansch, *Epistolae ad Joan. Kepplerum introductio*, Register unter *Memhartus*.

in Strassburg fest in dem Banne seiner Studien, im Kreise seiner Genossen, von denen manche sich später einen bedeutenden Namen gemacht haben. Unter ihnen sei Johannes Taufrer erwähnt, dessen Jugendschicksale mit denen seines Freundes grosse Aehnlichkeit haben. Fünf Jahre jünger als Bernegger begleitete auch er seine Eltern, als sie um des Glaubens willen vertrieben wurden, aus der österreichischen Heimat ins Schwabenland, nach Heilbronn, ward sechs Jahre lang zugleich mit jenem von 1599—1605 in Strassburg auf dem Gymnasium und der Akademie vorgebildet und erhielt dann — ein sicherer Beweis von seiner hervorragenden Befähigung — trotzdem er Landfremder war und acht Jahre, 1605—1613, fern von Strassburg zubrachte, schon in seinem 27. Lebensjahre eine theologische Professur daselbst. Seine dogmatischen Arbeiten, die sich besonders gegen Joh. Piscator, den Führer der strassburger Calvinisten wenden, sind von bemerkenswerter Gründlichkeit und wurden viel benutzt; eine Disputation von ihm wurde noch 1688 in Wittenberg neu publiziert. Doch schon nach dreijähriger Wirksamkeit raffte ihn der Tod hinweg. Dem so früh Verstorbenen hat der Freund in seiner Festrede zur hundertjährigen Feier der Reformation ein tief empfundenes Denkmal gesetzt.*) Ferner ist zu nennen der etwas ältere Heinrich Hirtzwig, ein hervorragender Schulmann, der lange Jahre als Rektor in Speier und Frankfurt wirkte, später vom Landgrafen Philipp von Hessen zum Hofprediger und Kircheninspektor nach Butzbach berufen wurde. Er hat sich auch als Verfasser von lateinischen Schuldramen einen Namen gemacht. Sein „Belsazer“ wurde schon im Jahre 1609 in Strassburg aufgeführt, sein Luther (vom Jahre 1617) galt als eins der besten Schulbücher.**)

*) Jubilaeum Lutheranum 1617, S. 49: *admirabilis in illo* μακαρίτῃ *morum probitas et totius vitae innocentissima integritas pari iuncta cum modestia, cumprimis autem brevia quidem illa, si spectes tempus, attamen egregia in Ecclesiam Christi promerita id non modo postulant sed flagitant etiam ut eius famam nominis cum laude et bonis recordationibus Academia nostra prosequatur.*

**) Eingehend hat über ihn, besonders über seine pädagogische Bedeutung gehandelt K. Reinhardt: *M. Henrici Hirtzwigii Rectoris*

Dann der Theologe Ulrich Springklee, der sich später als Pfarrer im Württembergischen durch seinen Freimut und die Festigkeit, mit der er auch in der Not seine persönliche und religiöse Überzeugung vertrat, hervorthat. Der berühmteste unter den Freunden ist aber Johann Valentin Andreae geworden, der, wie er selbst in seiner Selbstbiographie*) erzählt, im Jahre 1605 in Strassburg studierte, und trotzdem zwischen ihm und Bernegger in Folge der Verschiedenheit ihres konfessionellen Standpunktes zeitweilig eine Entfremdung eintrat, dem Jugendfreunde lebenslang von Herzen zugethan blieb, zumal sich Andreae von der Engherzigkeit eines lutherischen Eiferers, in die er eine Zeit lang verfallen war, bald frei machte. Sie alle waren gewiss hochbegabte, edle Jünglinge, die echtes Christentum mit der echten Humanität des klassischen Altertums zu vereinigen strebten. Und da Bernegger sie um drei bis fünf Jahre an Lebensalter überragte, so wird man ihn für den Mittelpunkt dieses Freundeskreises halten und ihm massgebenden Einfluss auf die anderen zuschreiben dürfen.

de Gymnasii Moeno-Francofurtani ratione et statu ad Balthasarem Mentzerum epistola im Programm des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1891.

*) Sie wurde deutsch von Seybold 1799 herausgegeben, lateinisch von Rheinwald 1849.

II.

IM SCHULDIENSTE. 1607—1613.

1. VICARIUS QUATTUOR SUPERIORUM CLASSIUM.

Nicht blos lockende Anträge vornehmer Herren, ihr Reisebegleiter zu sein, waren an den jungen Gelehrten ergangen, sondern er erhielt, erst vierundzwanzig Jahre alt, den ehrenvollen Ruf, das Rektorat der Durlacher Fürstenschule zu übernehmen. Diese Anstalt, im Jahre 1586 nach dem Vorbild der Lauinger Schule, also ganz nach Sturms Grundsätzen eingerichtet, hatte bald unter der Fürsorge der Markgrafen Ernst Friedrich und Georg Friedrich, der selbst drei Jahre in Strassburg studirt hatte, eine hohe Blüte erreicht*). Ihrem Ursprung entsprechend, erhielt sie häufig Leiter und Lehrer aus der Strassburger Musteranstalt, die ja überhaupt für Süddeutschland die Metropole des geistigen Lebens war. Doch Bernegger schlug das Anerbieten aus. Er wollte lieber in Strassburg bleiben, wo ihm eine baldige Anstellung im Schuldienst ziemlich sicher schien. Sein alter Gönner Hawenreutter, der die Verhältnisse am besten kannte und auf dieselben massgebenden Einfluss ausübte, wird sich kräftig für ihn verwendet haben. Der später als eifriger Förderer der Universität bekannte Patrizier Peter Storck, in dessen Familie der junge Magister freundliche Aufnahme gefunden, war gerade 1606 in den obersten Rat der Dreizehner gelangt und sein bester Freund und lustiger Genosse seiner Studentenstreiche, Heinrich Baum-

*) Vergl. Vierordt: Geschichte der im Jahre 1586 zu Durlach eröffneten... Mittelschule. Karlsruhe 1858 und 1859.

gartner, war zur selben Zeit einer der Scholarchen und hatte 1607 zum zweiten Male die Ammeisterwürde erhalten. Diesen Männern hatte es Bernegger wohl zu danken, dass der Fremdgeborene ein Amt erhielt, welches gewöhnlich nur Stadtkindern zu teil wurde, ja dass man ihm vor einem Einheimischen den Vorzug gab*). Als nämlich im Januar 1607 der Lehrer der Prima des Gymnasiums M. Caspar Hepp starb und ein Aufrücken der anderen Lehrer stattfand, wurde ihm im Herbst 1607 sogleich die Verweserstelle für die vier oberen Klassen angeboten, während der gleichalterige M. Martin Sinnitz, der schon als Pädagogus des Predigercollegs thätig gewesen war, Hilfslehrer für die sechs unteren Klassen blieb.

Dieser *vicariatus quattuor superiorum classium* ist nicht aufzufassen als eine nur vorübergehende Vertretung eines erkrankten oder sonst verhinderten Lehrers, sondern es ist eine feste, dauernd besetzte Stelle. In der von Hawenreutter im Jahre 1608 gemachten Aufstellung der Erfordernisse für die Schule, welche sich an die Verhältnisse, wie sie damals thatsächlich lagen, anzuschliessen scheint, heisst es: *man bedarf 10 praeceptorum classicorum, zweener perpetuorum Vicariorum, eines in decima classe, des andern in quattuor superioribus classibus, zwener vicariorum inferiorum classium.* Und die Inhaber dieser Stellen lassen sich auch zum Teil schon von den letzten Zeiten Sturms an nachweisen; nur von einer doppelten Besetzung der Verweserstellen für die sechs unteren Klassen findet sich keine Spur. Die Vicariate waren gewöhnlich die Anfangsstufen im Schuldienste, Wartestellen für diejenigen, welche für eine ordentliche Lehrerstelle in Aussicht genommen waren; jedoch zeigen sich in der

*) Allerdings kam ihm dabei zu statten, dass er die Strassburger Schule besucht hatte. Denn in den Schulgesetzen von 1604 heisst es (Leges academicae fol. 13b im Archiv des St. Thomaskapitels): *Die einheimischen oder hier erzogenen sollen den frembden praeferirt, fürgezogen und für Ihnen bedacht werden.* Diese Bevorzugung hatte übrigens noch einen sachlichen Grund, denn „als Bürgerskinder oder in Strassburg erzogene“ waren sie „des *methodi* erfahren.“

Schätzung derselben bemerkenswerte Verschiedenheiten. Der Verweser für die unterste Klasse, auch Collaborator genannt, bekleidete diese Stelle gewöhnlich eine längere Reihe von Jahren, zuweilen nachdem er vorher erst eines der untergeordneten Nebenämter im Schuldienste, das eines Internatsinspektors oder Schreibers, Pedells, Depositors verwaltet hatte, und bezog ein regelrechtes, wenn auch bescheidenes Gehalt von 50 Pfund. Es bot also diese unterste Stufe der Lehrerordnung eine wirkliche, sichere Lebensstellung und die Aussicht, bei eintretendem Freiwerden eine Hauptlehrerstelle, und zwar meistens die der Decima mit einem Gehalt von 40 Pfund und 12 Sester Frucht zu erhalten. Der betreffende war besonders als Kleinkinderlehrer geeignet und bekleidete dieses Amt gewöhnlich bis an sein Lebensende. Übrigens sollte auch er sich die Magisterwürde erworben haben. Die schwierige Aufgabe, bis zu 50 Kinder in den ersten Anfangsgründen des Lesens, Schreibens und der lateinischen Grammatik zu unterweisen, war dergestalt auf zwei Lehrer verteilt, nach der Ordnung, welche in den 1604 neu durchgesehenen Schulgesetzen niedergelegt ist, dass der Vicarius den Kindern das Lesen und Schreiben beibrachte, der Hauptlehrer sie in den Anfangsgründen des Lateinischen unterwies. An eine Trennung der Klasse in zwei räumliche gesonderte Abteilungen ist dabei nicht zu denken.

Die Hilfslehrer der unteren und der oberen Klassen dagegen wechselten viel häufiger, meistens jährlich, sie erhielten auch kein förmliches Gehalt, sondern nur eine Remuneration. In dem oben angeführten Hawenreutter'schen Bericht sind nämlich angesetzt für den *vicarius superiorum classium* 10 Pfund 10 Batzen, für den ersten *vicarius inferiorum classium* 6 Pfund 6 Batzen, für den zweiten 4 Pfund 4 Batzen, und dabei wird angenommen, dass sie *stipendiati* wären, also freie Kost und Wohnung in einem der mit der Schule verbundenen Unterkunftshäuser zu St. Marx, zu St. Wilhelm, zu den Predigern, meistens wohl in letzterem genossen. Was ihre Obliegenheiten betrifft, so waren sie *angestellet, die classen zu versehen*, sie hatten regelmässig im Unterricht des Haupt-

lehrers anwesend zu sein und dann *die fürgegeben lectiones nach anleitung der praeceptores zu repetiren.*

Heben sich so diese Vicariate als sozusagen „wissenschaftliche Hilfslehrerstellen“ gemeinsam von dem Verweseramt der zehnten Klasse ab, so unterscheiden sie sich untereinander, abgesehen von der verschiedenen Besoldung, wieder darin, dass der Vicar der sechs unteren Klassen nachher zum Hauptlehrer in eine von diesen Abteilungen ernannt wurde, während die andere Stelle eine Wartestelle für solche war, welche als Männer von besonderer wissenschaftlicher Befähigung für eine Professur in der philosophischen Fakultät in Aussicht genommen waren, und nur vorläufig, bis ein akademischer Lehrstuhl frei würde, sich als Lehrer der obersten Klassen dem Schulfach widmen sollten, oder auch für Pfarramtscandidaten.

Indem also die Scholarchen Bernegger diese Stelle anboten, gaben sie ihm die Anwartschaft auf eine akademische Professur. Er nahm sie an unter besonderen Bedingungen. Denn da er nicht zu den Stipendiaten gehörte*), also auch wohl nicht freie Wohnung und Kost im Predigercolleg genoss, so war die Besoldung von 10 Pfund 10 Batzen, welche bestimmungsmässig mit dieser Stelle verbunden war, für ihn viel zu gering und es wurden ihm 25 Pfund verordnet, die er allerdings erst im März des Jahres 1610 wirklich erhielt. Auch so noch würde er wohl Bedenken getragen haben, auf das Anerbieten einzugehen, nachdem er soeben das Rektorat in Durlach ausgeschlagen, wenn er nicht sicher gewusst hätte, dass er recht bald in eine höhere und besser besoldete Stelle aufrücken würde.

2. PRAECEPTOR PRIMAE CLASSIS.

Und so geschah es auch. Denn die Verhältnisse lagen besonders günstig. Dass für den Nachfolger Hepp's, den Magister Caspar Bitsch, das Ordinariat der Prima nur ein Durchgangsposten zur akademischen Professur sein würde,

*) Vergl. Brief an Freinsheim (Uffenbach Bd. 32) vom 2. April 1635: *Omnibus professoribus qui stipendiarii non fuimus, ire licet quandocumque volumus.*

war gewiss, da der Historiker Philipp Rihel, der oben als Lehrer Berneggers erwähnt ist, nach kurzer Wirksamkeit von schwerer Krankheit befallen war. Als er im September 1608 starb, wurde Bitsch sein Nachfolger und nun rückte Bernegger, nachdem er ein Jahr lang als Verweser den Unterrichtsbetrieb der oberen Klassen kennen gelernt hatte, sofort in die frei gewordene Stelle ein und ward, 26 Jahre alt, Hauptlehrer der Prima, mit einer Besoldung von 100 Pfund und 16 Sestern Frucht. Das entspricht nach unserem Gelde und unter Berücksichtigung der veränderten Wertverhältnisse ungefähr einer Summe von 1000 Mark, war also ein auskömmliches Gehalt. Doch ging es damals mit der Ausbezahlung desselben nicht so glatt wie heutzutage. Musste er jahrelang warten, bis er die ihm zugebilligte Vicariatsbesoldung erhielt, so hatte er auch viele Schwierigkeiten, ehe er sich im wirklichen Besitze des ihm versprochenen Lehrergehaltes sah. Bruchstücke aus den Verhandlungen darüber, einzelne von den zahlreichen Eingaben und Bittschriften, welche er deswegen an die Scholarchen richten musste, sind noch erhalten und geben ein anschauliches Bild von den damaligen Schulzuständen sowie von Berneggers Persönlichkeit und den Verhältnissen, in denen er lebte. Das erste Amtsjahr für neu eintretende Lehrer am Gymnasium sowohl wie an der Akademie galt als *annus probationis* und war unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass für dasselbe nur die Hälfte der ausgeworfenen Besoldung bezahlt wurde. Doch wurde diese Bestimmung, wie so manche andere, die immer bald wieder in Vergessenheit geriet, häufig nicht beachtet. Von Berneggers Vorgänger heisst es in den Universitätsakten vom Jahre 1612: „*Doctori Bitschio* ist *pro anno probationis* nichts abgezogen, sondern gleich anfangs sein vollkommene Bestallung gelieffert worden“, und über Bernegger selbst heisst es ebenda, „mit M. Bernegger hatt manns gehalten gleich wie mit Doctor Bitschen, dann Er M. Bernegger *ex prima classe ad historicam professionem* gezogen worden“. Ob dies der Grund war, oder ob nicht vielmehr das zurückgelegte Vicariatsjahr als *annus probationis* angesehen wurde, mag dahingestellt bleiben. Aber diese Behandlung Berneggers scheint Widerspruch

gefunden zu haben und als eine ungerechte Bevorzugung aufgefasst worden zu sein. Demgemäss findet sich auch in den Protokollen der Scholarchen 1588—1604 ein Beschluss vom 20. Dezember 1608, welcher folgendermassen lautet: „künftig aber allen *professoribus* und *praeceptoribus*, so new zue Schuldiensten kommen undt ahngenommen werden, soll der Schulschaffner *Annum probationis* abziehen, das ist für das erst Jahr die Besoldung in Gelt und Früchten nicht für voll sondern nur halb geben und volgen lassen, auch solches durchauss observiren, es währe gleich wer es wolle.“ Offenbar hatten die Scholarchen sich Bernegger gegenüber verbindlich gemacht, ihm das volle Gehalt zu gewähren, und waren nun darauf hingewiesen worden, dass hierdurch von dem Herkommen abgewichen sei. Um nun keinem vor den Kopf zu stossen, schlugen die Behörden das Verfahren ein, welches nicht bloss bei ihnen und zu jener Zeit beliebt war: sie schoben die Sache auf die lange Bank, sie nahmen zwar das Versprechen, welches sie Bernegger gegeben hatten, nicht zurück, aber zahlten ihm auch kein Gehalt aus. So kam er bald in Verlegenheiten und wäre wohl in eine noch üblere Lage gekommen, wenn nicht schon Anfang 1609 Seitens der Schulbehörden ihm das Anerbieten gemacht worden wäre, ob er nicht die Aufsicht über das Convict des *collegii praedicatorum* übernehmen wollte. Er nahm den Antrag an und konnte nun, da mit der Stelle freie Beköstigung und Wohnung verbunden war, der äusseren Lebenssorgen enthoben, sich um so eifriger seinen dienstlichen Obliegenheiten und seinen Studien widmen. Jedoch leicht war dieses Amt nicht, und dass gerade er zu demselben ausersehen wurde, zeigt wieder das besondere Vertrauen, welches die Behörden in ihn setzten. Denn arge Misstände waren in dieser Anstalt eingerissen, und es erforderte in besonderem Masse Geschick und Hingebung, hier Ordnung zu schaffen.

3. DAS PREDIGERCOLLEG.

Es erscheint am Platze, die Entwicklung des Predigercollegs etwas zurückzuverfolgen.

Als Strassburg sich zum Vorort für die Protestanten im südwestlichen Deutschland erhoben hatte, und im Jahre 1534 mit den sechs Städten Memmingen, Lindau, Konstanz, Biberach, Isny, Ulm das Übereinkommen traf, für diese die Ausbildung der zukünftigen Geistlichen mit zu übernehmen, hatten die Schulherren auch für die zweckmässige Unterbringung dieser von auswärts zuwandernden jungen Gesellen zu sorgen. Zwar war es allgemein Brauch, ja an manchen Orten sogar Gebot, dass Lehrer und Professoren die fremden Schüler gegen entsprechende Bezahlung bei sich aufnahmen, aber hier wie allerorts, wo höhere Bildungsanstalten gegründet wurden, erschien es zweckmässiger, gerade die zukünftigen Geistlichen in einer Art von klösterlicher Abgeschlossenheit zu halten. Nichts lag nun für die Strassburger näher als die Zellen des Dominicaner- oder Predigerklosters, in welchem schon die besuchteste lateinische Schule, die des Johannes Sapidus, Platz gefunden hatte und auch die theologischen Vorlesungen, wenigstens zum Teil, abgehalten wurden, als Wohnräume für die auswärtigen Studenten einzurichten. Hier waren also zunächst nur die Knaben und Jünglinge untergebracht, welche sich verpflichtet hatten, dem Schul- oder Kirchendienste sich zu weihen.*) Bald aber (1542), als in das gründlich umgebaute Predigerkloster die grosse Schule Sturms eingezogen war, als sich diese gewaltig entwickelte und bis in die Tausend Zöglinge zählte, da reichten die bisherigen Unterkunftsräume nicht mehr aus und man schuf in den Räumen der eingegangenen Klöster zu St. Marx und St. Wilhelm ebenfalls Internate. Hier wohnten die ärmeren Schüler, welche zu dem ihnen vom Rat bewilligten nötigsten Lebensunterhalt sich durch Singen beim Gottesdienst, vor den Häusern und bei Leichenbegängnissen eine kärgliche Nebeneinnahme schaffen mussten. Das Convict im Dominicanerkloster, das sogenannte *Collegium praedicatorum*, ward das vornehmere. Die Insassen bestanden nur zum kleineren Teil aus Stipendiaten, in einem Verzeichnis vom Jahre 1602 finden sich unter 33 Convictores nur 6 Stipendiaten, dagegen

*) Vergl. Engel, K., Das Gründungsjahr des Strassburger Gymnasiums in der Festschrift desselben, 1888, S. 115 ff.

manche vornehme Namen; auch Bernegger, der ja keine Stipendien bezog, hatte als junger Student dort ein Heim gefunden. Die drei Anstalten standen seit 1604 unter der Aufsicht der *visitatores collegiorum*, welche alle Donnerstage eine Visitation vornahmen, alle vierzehn Tage *der Collegiaten Bücher, darinnen sie ihre lectiones und exercitia verzeichnen*, besichtigten, alle Monate sich von den Lehrern über dieselben eingehende schriftliche Berichte geben liessen und alle Monate einmal unversehens bei den *concionibus* und *precibus* sich einfinden sollten, um sich von etwaigen Störungen derselben persönlich zu überzeugen. Trotz dieser sorgsamen Überwachung wurde, zumal bei der damals schon stark um sich greifenden Ungebundenheit des Studentenlebens, die Zucht im Predigercolleg häufig gelockert. Auch diente es nicht zur Beförderung derselben, dass die Leitung zwiefach geteilt war. Die wichtigste Stellung nahm der *oeconomus* ein, der oft zugleich als Lehrer in einer der unteren Klassen des Gymnasiums wirkte, häufig auch daneben Rechnungs- oder Kassenbeamter in Schuldiensten war. Er hatte für das gesamte Hauswesen, die Instandhaltung der Wohnräume, die Beköstigung der Hausgenossen, ihre Pflege in Krankheitsfällen zu sorgen. Nicht bloss die Anstellung der Dienstleute lag ganz in seiner Hand, sondern auch die Aufnahme der Convictores, von denen er das Kostgeld unmittelbar empfangen zu haben scheint. Daneben erhielt er zur Bestreitung der Haushaltungskosten von der Stadt noch 100 Pfund in Geld und 150 Viertel Frucht, ohne Rücksicht auf die wechselnde Anzahl der Kostgänger. Aber nicht nur in diesen äusserlichen Haushaltungsangelegenheiten hatte er ziemlich unumschränkte Gewalt, sondern ihm lag auch die Sorge für die Zucht und das gute Verhalten der Convictores ob. So war er sozusagen der Hausvater und Hausherr. Ihm zur Seite stand der *paedagogus*, der gewöhnlich aus den jüngeren Lehrern der oberen Klassen genommen wurde und mehr das wissenschaftliche Leben der jungen Leute zu überwachen hatte. Als ein erfahrener Freund sollte er in persönlichem Verkehr mit denselben belehrend und fördernd auf sie einwirken, sollte ihre Arbeiten nachsehen, sich von ihren Fortschritten über-

zeugen und auch auf ein gutes, ordnungsmässiges Verhalten achten. Darüber sollte er auch, unabhängig vom Öconomen, an die Scholarchen Bericht erstatten und so zugleich eine Art von Kontrolle über dessen Thätigkeit ausüben.

Diesen wohlgemeinten und wohldurchdachten Anordnungen entsprach nun aber die Ausführung nicht immer. Der Ökonom liess sich gar häufig weniger das Wohl der Studenten als die Pflege seines Geldbeutels angelegen sein, dem jungen Pädagogen fehlte es oft an den nötigen persönlichen Eigenschaften, um dem Verwalter gegenüber seine Stellung zu wahren und bei den Studenten sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. Statt ihnen in Sitte und Arbeitsamkeit ein Muster zu sein, ging er nicht selten mit schlechtem Beispiele voran. So ist es nicht zu verwundern, wenn in den Protokollen der Scholarchen zuweilen von recht tollem Unfug zu lesen ist. In einem Berichte vom 12. Juli 1602 heisst es: „Der Paedagogus Kandengiesser ist vor acht Tag ziemlich bezecht gewesen heim kommen. Der Convictor Weglin hat ihn gescholten, einen Schneller gegen die Nase und eine gute Maulschell auf den Backen gegeben, dann haben sie sich einander geschlagen. Auch Weglin und noch einer im Collegio hat in der Oberstube, da man pflegt zu essen, gezecht, Gebratenes und Wein holen lassen. — Die Convictores beweisen Trotz mit Pfeiffen, Verlach und sonst wie sie können und mögen. Einer hat in einem weissen Münchskleide und Nachthemb sich andächtig in die Preces (den Betsaal) begeben, also dass Gespödt unter den Precibus getriben.“ Nun soll er ins Carcer geführt werden. Er erbietet sich „selbst drein zu gehen und sich zu stellen“, thut's aber doch nicht. „Hernach, Freitag Morgen, als der Paedagogus noch in seiner Stube unangethan gewest, ist derselbe Convictor über Ihn hingewischt und hat ihn mit einem Knittel geschlagen, nachgangs dem Paedagogen seinen Hut genommen, der noch neu, und Ihme einen alten dagegen gelassen, zur Dieren hinausgegangen, Ade Gut nacht gesagt. — Samstag hernach am morgen haben sie dem Paedagogo seinen Stul in der Essstub an die Bühn gehenkt und andre ungeraeumbte Sach in der Stub gemacht,

die denen in der Waffenmeisters und Büchergass wohl zu fiel wehre.“ Zwar wurde gegen solchen Unfug sofort scharf eingeschritten, der unfähige Pädagogus wurde entlassen und „alsobald Magister Laurentius Thomas Walliser“, damals Ordinarius der Prima, später Professor der Philosophie, ein ruhiger, gemessener Mann von 33 Jahren, „beschicket und ihm die paedagogia und Inspection des Collegii, bis man wiederumb mit einer tauglichen Person versehen, befohlen worden“. Doch eine solche fand sich nicht; und der Pfarrer Kolb, der sich sofort um das Amt bewarb, schien ungeeignet, denn er hatte ein „sehr böses Weiblein, welches das Maul wohl brauchen kann“. Vielmehr wurde im Herbst 1603 die Anstalt ganz geschlossen. Wahrscheinlich waren dem Schulseckel die Unterhaltungskosten, die sich auf ungefähr 400 Pfund beliefen, zu schwer geworden. Doch schon am 7. Mai 1604 wird beschlossen, es wieder neu in Gang zu bringen, „da es vil Jar mit sonderm lob von den alten angericht und erhalten worden, auch mercklicher Nutz dadurch geschafft und gemeiner Statt sehr rühmlich und löblich gewesen, wie denn nit baldt eines fürsten hof ist, do nit fürnehme leutt disse gelegenheit gebraucht und noch commendiren, also gemeiner Stadt und den Herren gar nachredlich sein würdt, wenn es also abgeschaft verpleiben solt“. Die Wiederherstellung des Collegiums hing offenbar zusammen mit der Revision der gesamten Schulordnung, welche in demselben Jahre ins Werk gesetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde, um in der Anstalt gute Zucht und Ordnung zu erhalten, eine besondere Kommission von drei *visitatores collegiorum* geschaffen, welche die Convicthäuser zu überwachen hatte. Ferner wurde das Amt des Ökonomen und Pädagogen in einer Hand vereinigt, und zwar in der Hand des Lehrers der Prima, als des angesehensten und tüchtigsten. Der Versuch, den man zwei Jahre vorher mit der Anstellung Wallisers gemacht hatte, scheint sich also bewährt zu haben.

Da der damals soeben zum Ordinarius der ersten Klasse beförderte Magister Caspar Hepp in seinem 43. Lebensjahre der älteste unter den Lehrern der oberen Klassen war, sich

in langjähriger Wirksamkeit als tüchtige Kraft bewiesen hatte und in seiner jetzigen Stellung schon naturgemäss, auch ohne dass besondere Bestimmungen darüber festgesetzt waren, eine Art von Leitung auch der übrigen Klassen inne gehabt haben mochte, so sollte offenbar durch die Ernennung dieses Mannes zum Vorsteher des Convicts eine ähnliche Einrichtung getroffen werden, wie sich in Durlach und anderen Schulen bewährt hatte, wo der Rektor zugleich Leiter des Internats war. Jedoch die Anordnung hatte nur kurzen Bestand. Denn Magister Hepp erkrankte schon binnen Jahresfrist und musste als Aufseher der Convictoren dauernd vertreten werden. Damit wurde auch die Zweiteilung der Ämter im Predigercolleg wieder hergestellt: der junge Magister Martin Sinnitz, der bis dahin noch gar nicht im Schuldienst thätig gewesen, ward Vice-Paedagogus und im Jahre 1606 zum wirklichen Paedagogus ernannt, und der Schulschaffner Bernhardt Schmidt übernahm auch die Ökonomenstelle. Es dauerte nicht lange, so fing die alte Unordnung wieder an, und im Beginn des Jahres 1608 werden wieder schwere Klagen über das Verhalten sogar von Stipendiaten laut, die „mit Unfleiss, Extranemmen, Zechen, Fressen, Saufen ein ärgerlich Leben führen, statt lectiones zu hören, spatzieren gehen“, ins Carcer gesperrt und schliesslich entfernt werden müssen. Andere „führen vil Gäst ins Collegium zu Disch, gleich alss ob es ein ander gemein Cost- oder Würthshauss wäre. Bernhard Schmidts, des oeconomi Gesind, halt es mit den gesellen, geben Wein in carcerem, man hab gesehen das flaschen mit wein auss der Küche unterm Mantel in carcerem getragen worden und dass die Bursch ein gut Mut darin gehabt“. Auch von anderem, noch schlimmerem Unfug ist in der Folge öfters die Rede, üble Berichte über den Ökonomen kommen an die Schulherren und ernste Mahnungen ergehen an denselben, „weil es unordentlich in *convictu* und *disciplina* zugehe“. Schlieslich trat an Schmidts Stelle der Schaffner „zu den Barfüssern“, der Verwalter der Schulkasse, Elias Mertel, ein Mann, der nicht nur in Verwaltungs- und Finanzsachen Bedeutendes geleistet, sondern sich auch auf musikalischem Gebiete als Komponist einen Namen gemacht hat.

4. ZWISTIGKEITEN MIT DEM SCHAFFNER.

War so eine tüchtige Kraft für den geschäftlichen Teil gewonnen, so sollte auch in Erziehung und Unterweisung die Anstalt wieder gehoben werden. Darum wandten sich die Schulherren wiederum an den Hauptlehrer der Prima, den 27jährigen Bernegger, und boten ihm die Stelle als Paedagogus an. Ostern 1609 trat dieser das neue Amt an und siedelte in die von früher her vertrauten Räume über. Sofort verstummten die Klagen über mangelnde Zucht und Ordnung im Convict, nur noch ein einziges Mal, Ende Juni desselben Jahres, findet sich eine Ermahnung der Schulherren an die Convictores zu Fleiss und gesittetem Betragen, wohl in Folge eines ungünstigen Berichtes, den Bernegger im Beginn seiner Thätigkeit über die Zustände im Collegium gemacht hatte, und in welchem er auch um genauere Anweisungen in Betreff seiner dienstlichen Obliegenheiten gebeten haben wird. Denn mit der Mahnung an die Studenten ist die Bestimmung für den Paedagogus verbunden, „er soll wochentlich die *cubicula* besuchen, *lectiones* und *studia convictorum* examinieren, abends zu 9 Uhren das collegium zuschliessen“. Aber nicht bloss durch gewissenhafte Befolgung dieser Vorschritten suchte er Zucht und Ordnung zu wahren, nicht allein durch sein festes Auftreten und gelegentliche Anwendung von Strafmitteln die Ausgelassenheit der Jugend zu zügeln, weit mehr noch wirkte er durch die herzgewinnende Kraft seiner Persönlichkeit. Vor allem hielt er es für seine Pflicht, die etwa laut werdenden Wünsche und Klagen der Convictoren in Betreff der Verpflegung entgegenzunehmen und, falls er sie berechtigt fand, für Abstellung der Mängel kräftigst einzutreten, unbekümmert, ob er dadurch mit dem einflussreichen und selbstbewussten Schaffner in Misshelligkeiten geriet oder nicht. Dass es bald dazu kommen musste, dazu mag auch der Umstand beigetragen haben, dass Bernegger als Ordinarius der Prima vielleicht eine ähnliche Stellung in Anspruch nahm, wie kurz vorher Magister Hepp ursprünglich inne gehabt hatte, jedenfalls sich nicht dem Ökonomen unterordnen wollte.

Dieser scheint sich gegen jede Beeinträchtigung seiner vermeintlichen Rechte scharf gewehrt zu haben und in allen Geldangelegenheiten mehr als billig auf seinen Vorteil bedacht gewesen zu sein. So kam es bald zu Unfrieden zwischen den beiden, und gar häufig gelangten bald von der einen bald von der andern Seite Klagen und Beschwerden an die Schulherren.

Einmal war in der Familie des Schaffners eine ansteckende Krankheit ausgebrochen. Bernegger nahm Veranlassung, auf die Gefahren und Unzuträglichkeiten aufmerksam zu machen, welche daraus entständen, dass das Brot und die sonstigen Speisen aus der verseuchten Wohnung des Schaffners den Convictoren zugingen, und setzte es auch bei dem Kanzler und Scholarchen, dem Stettmeister Böckle von Böcklinsau, der ihm wohlgeneigt war und in dessen Familie er verkehrte, durch, dass wenigstens das Brot unmittelbar vom Bäcker ins Collegium geliefert wurde. Dadurch wurden auch ungehörige Schmälerungen und Verkürzungen, die vielleicht das Gesinde des Ökonomen sich zu Schulden kommen liess, verhindert. Darob scheint Herr Mertel sehr ergrimmt geworden zu sein und dem Paedagogus Rache geschworen zu haben. Doch Bernegger sollte es schon ohnedies schlecht ergehen. Von Hause aus nicht sehr kräftig und häufig von Unwohlsein heimgesucht, verfiel er Ende des Jahres 1609 in eine schwere Krankheit. Kaum war er genesen, so forderte der Schaffner die Pflegekosten, welche er während der Krankheit für ihn aufgewendet hatte, und Bernegger hatte kein Geld. Denn noch immer hatte er, vielleicht durch den Einfluss des ihm grollenden Schaffners, noch keinen Pfennig von seiner Lehrerbesoldung erhalten und ebensowenig war von einer Vergütung seiner Dienste als Paedagogus die Rede. Er eröffnete seine bedrängte Lage einigen einflussreichen und kundigen Männern seiner Bekanntschaft, insbesondere seinem treuen Gönner Ludwig Hawenreutter, und entschloss sich endlich, eine ausführliche Eingabe an den Stettmeister zu richten und ihm seine Lage darzulegen. Das Schriftstück, vom 19. Januar 1610, lateinisch abgefasst, wirft auf ihn und seine Lage helle Streiflichter.*)

*) St. Thomasarchiv Protoc. Scholarch. 1599—1637.

Er habe, sagt er darin, das Probejahr im Schuldienste schon lange hinter sich, aber bis jetzt noch kein Gehalt bezogen. Da ihn eine verhältnissmässig grosse Schuldenlast drücke, könne er nicht umhin, mit dieser Bittschrift das Wohlwollen der Scholarchen anzuflehen, sie möchten ihm die vollen 200 Gulden auszahlen lassen.*)

Zwar seien den Universitätsprofessoren (*professoribus publicis*) für ihr Probejahr bis jetzt immer nur 100 Gulden gezahlt worden, jedoch den Klassenlehrern, deren Dienst ja auch mehr Zeit, Arbeit und Last erfordere als der jener, seien gewöhnlich die 200 Gulden voll gegeben und nur die gebräuchliche Beigabe an Frucht sei ihnen nicht geliefert worden. Und wenn auch dies einigen nicht zu Teil geworden sei (dass es andern bewilligt worden, stehe fest), so zwänge ihn die höchste Not zu der Bitte, es möchte ihm wenigstens in Gnaden zugebilligt werden. Eine schwere Krankheit, die er eben überstanden, habe ihm 80 Gulden gekostet, ferner habe er sich in Aussicht auf das Gehalt einige wertvolle Autoren angeschafft, deren Bezahlung jetzt dränge. Er kenne das besondere Wohlwollen, welches der Stettmeister für ihn hege, aber er wisse auch, dass er mächtige Gegner habe, welche die gütigen Absichten desselben zu hintertreiben suchten. Der Schulschaffner Mertel habe ihm angedroht, er werde es durchsetzen, dass ihm sein Gehalt nur zur Hälfte gegeben werde, welches er sonst voll erhalten haben würde. In den leidenschaftlichsten Ausdrücken bittet und beschwört er nun die Scholarchen bei allem, was heilig ist, man möge ihn doch nicht dieses Menschen Bosheit und Verleumdungssucht preisgeben und nicht dulden, dass „sein unmenschlicher Hass gegen ihn sich auf Grund der geschmälerten Gehaltsauszahlung in ungerechter Rachlust sättige“. Er gelobt dafür, in seinem doppelten Amte als Lehrer und als Leiter des Convicts den grössten Eifer fort und fort zu zeigen.

*) 1 Pfund galt damals 2 Gulden. Vergl. Études économiques sur l'Alsace par l'Abbé Hanauer. Strasbourg 1876 und Mitteilungen d. Ges. f. Erhalt. d. geschichtl. Denkm. i. Elsass. II. Folge, Bd. 15 (1892), S. XLII.

Eigentlich, fährt er fort, hätte er sich vorgenommen, bevor der Herr Schaffner mit seinem unbilligen Hasse gegen ihn so zu wüten begonnen, auch das gehorsamste Gesuch an die gebietenden Herren zu richten, man möge entweder als Entschädigung für den Ärger und die Beschwerlichkeiten, welche er in der Beaufsichtigung des Collegiums hinunterzuschlucken genötigt sei, oder auch als Unterstützung für die grossen, durch seine Krankheit verursachten Kosten, zu dem herkömmlichen Gehalt an Geld auch noch die 16 Sester Frucht, die man der Lehrerbesoldung alljährlich noch zuzulegen pflege, ihm gnädigst bewilligen. Aber weil auf des Herren Schaffners Betreiben schon das Gehalt in Geld für ihn in Frage gestellt sei, so müsste er von der Bitte um die Frucht wohl ganz Abstand nehmen. Jedoch hofft er dieselbe doch vielleicht mit Rücksicht auf seine lange Krankheit bewilligt zu erhalten. Dann beklagt er sich bitter, dass während es doch zu einem gebührenden und erfolgreichen Betriebe der Studien von grossem Belang sei, dass die Seele von aller Störung und Belästigung frei sei, der Schaffner ihn in den letzten Wochen mit ganz besonderer Bosheit gequält und verläumdet habe und ihm gedroht, dieser Streit würde ihn noch sein Leben lang gereuen und sein Gehalt würde er nur mit den grössten Schwierigkeiten herausdrücken können. Deshalb bittet er, ob nicht der *Quaestor fabricae summi templi*, der Münsterschaffner, der ja gerade 200 Gulden jährlich an die Schulkasse liefere, nicht ihm unmittelbar diese Summe auszahlen könne. Dadurch würde er von seinem Peiniger loskommen und nicht nur in seinem Amte frischer und fröhlicher werden, sondern auch sein Leben um einige Jahre verlängern. Er hofft, nur auf die Wahrheit gestützt, es heller als die Mittagssonne zeigen zu können, dass von Seiten des Herrn Schaffners ungebührlich gegen ihn gehandelt und er nur mit Widerstreben in diesen Zwist hineingezogen sei (da er ja weit lieber seinen Studien als diesem Altweibergezänk obliegen wolle), wie es ja schon im Sprichwort heisse, niemand könne in Frieden leben, den der Nachbar nicht gestatte. „Unterdessen“, schliesst er, „werde ich, was ich bis auf den heutigen Tag gethan habe, auch fernerhin thun,

das heisst, ich werde Geduld üben, die ich bisher nur in der Theorie aus den Lehren der Moral erkannt, jetzt aber wie Socrates von seiner Xanthippe, so ich von dem Herren Schaffner und dessen Ehefrau auch in der Praxis zu tragen gelernt habe. Und wahrlich, wenn der Schaffner mir nicht über die Massen gram und hinderlich wäre, so möchte ich mich erkühnen zu behaupten, dass ich gerade jetzt mit grösster Leichtigkeit unser Collegium wieder zur alten Blüte bringen könnte, nicht wegen meines besonderen Geschickes oder Einflusses, sondern weil fast alle Convictores meine Schüler sind oder gewesen sind oder sein werden. Die werden mir gern willig und folgsam sein, wenn sie sehen, dass sie wie freie Menschen, nicht wie Sklavenvieh, wie bis jetzt vom Herrn Schaffner, behandelt würden.“

Das Schriftstück giebt ein lebendiges Bild von dem jungen Gelehrten, der seine Not so eindringlich darzustellen weiss, der sich die Möglichkeit, dass der Münsterschaffner ihm unmittelbar sein Gehalt auszahle, so leicht denkt und das Leben überhaupt nur aus seinen *praestantes authores* kennt. Und was mögen endlich die würdigen Herren Scholarchen geschmunzelt haben, wenn sie den jungen Pädagogen sich mit Socrates und des Herren Schulschaffners ehrsame Hausfrau in einer amtlichen Eingabe mit einer Xanthippe vergleichen sahen! Andrerseits wird ihnen auch nicht entgangen sein, wie derselbe Mann erfüllt war, nicht blos vom stolzen Bewusstsein seiner amtlichen Stellung und seines persönlichen Wertes, sondern auch von reinem, hingebendem Pflichteifer, wie er nicht bloss aufs angestrengteste seinen eigenen Studien oblag, sondern auch in den ihm anbefohlenen Jünglingen die reine Flamme wissenschaftlichen Strebens anzufachen verstand.

Die Bittschrift scheint im Ganzen und Grossen den gewünschten Erfolg gehabt zu haben. Denn am 2. März 1610 schreibt der Schulschaffner, der auch des Schriftführeramtes in den Sitzungen der Schulherren zu warten hatte, folgendes ins Protokoll, wobei man den inneren Ärger durchzuhören glaubt: „M. Bernegger, collegii Paedagogus beschicket, die

Aberkandtnus des Schlaffweins ihme angezeigt. Bei der Ordnung der halben Besoldung an gelt und früchten pro anno probationis soll es nochmalen verpleiben. Pro vicariatu superiorum classium ihme M. Bernegger 25 Pfund verordnet, und was ich als oeconomus seiner Krankheit halben zu fordern, soll die Schul mir bezahlen.“ Offenbar ist hier das was wenigstens für unsern Magister die Hauptsache war, nämlich dass ihm im Widerspruch mit der erst am 20. Dezember 1608 erlassenen Verfügung sein volles Gehalt zugebilligt worden, nach dem ersten Absatze ausgelassen, und im zweiten verwahren sich die Schulherren nachdrücklich dagegen, wenn etwa jemand in Zukunft sich auf diesen Ausnahmefall berufen sollte. Aus dem dritten wird ersichtlich, dass Bernegger auch ohne dass er jetzt darum gebeten, endlich auch für das Dienstjahr 1607—1608 sein gebührendes zu Teil wurde. Ob er das volle Gehalt von 100 Pfund und die 16 Sester Frucht nun auch wirklich sofort geliefert erhalten, ist eine andere Frage. Jedenfalls konnte Bernegger mit dem Erreichten zufrieden sein. Doch auch ein Wermutstropfen fiel in den Kelch seiner Freude und der erste Absatz des Protokolls giebt Zeugnis davon. Mit der „Aberkandtnus des Schlaffweins“ mag es sich folgendermassen verhalten haben. Den Beschwerden Berneggers in Betreff der Verwaltung des Predigercollegs und dem persönlichen Verhalten des Schaffners gegenüber suchte auch Mertel den Pädagogen bei den Schulherren in ungünstiges Licht zu stellen. Einen Anlass dazu schienen ihm Unregelmässigkeiten zu bieten, die sich der Magister in Bezug auf seine Lebensweise erlaubt haben sollte. Zur Erzielung eines gesunden Schlafes war es ja damals noch überall Brauch, einen kräftigen Schlaftrunk zu sich zu nehmen, und auch dem Pädagogen des Predigercollegs wurde ein solcher von Amtswegen geliefert. Mertel wird sich nun beklagt haben, dass sein Widersacher damit nicht nach Gebühr verfahre, und die Folge war ein Beschluss der Scholarchen, dass „dem Paedagogo Berneggern, wie auch allen künfftigen paedagogis coll. praedic. aus bedenklichen Ursachen der Schlaffwein aberkandt, undt der Oeconomus solchen zu erstatten nicht schuldig sein“

solle. „Nun war ja", wie Tholuck*) sagt, „das eigentlich deutsche Laster der Trunksucht, von dem so Wenige am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts befreit sind, auch der Professorenwelt nicht fremd," und wenn von Helmstädt, von Marburg, von Jena, von Tübingen erstaunliche Beispiele davon bekannt sind, wird es auch in Strassburg nicht so gar anders gewesen sein, das beweist schon die Möglichkeit, dass des Schaffners Beschuldigung in Erwägung gezogen wurde. Aber bei Bernegger gerade ist dieser Vorwurf am wenigsten glaublich. Er war von Kindesbeinen an schwächlichen und zarten Leibes, von Jugend auf bis zur Übertreibung arbeitsam und auf nichts so sehr bedacht, wie für seine Studien Zeit zu gewinnen; die Bilder, die von ihm aus späteren Lebensjahren erhalten sind**), lassen ihn als einen durchaus nüchternen, überarbeiteten, vielleicht nervösen Mann erkennen; sein Briefwechsel bezeugt an vielen Stellen, dass er zwar ein heiterer, anregender Gesellschafter bei fröhlichem Becherklang sein konnte, sein Leben lang aber in Speise und Trank sich knapp gehalten, endlich ergiebt der weiter unten folgende Beschluss der Scholarchen vom 30. April, dass er wohl weniger als das herkömmliche Mass an Wein, niemals aber mehr bei Tisch zu sich genommen. Und nun war er ja damals gerade erst vor Kurzem von langer, schwerer Krankheit erstanden. So liegt hier entweder eine Verläumdung vor — und die Verläumdungssucht scheint damals eine viel ärgere Krankheit gewesen zu sein als die Trunksucht — oder aber Bernegger hat einmal gute Freunde zu sich geladen und die haben sich an des Pädagogen Schlafwein, von dem Bernegger keinen ausgiebigen Gebrauch machen konnte, bene gethan und dabei des Ökonomen Missfallen erregt. Wie dem auch sein mag, jedenfalls wurde ihm in feierlicher Scholarchensitzung die unangenehme Eröffnung gemacht, dass „der Schlafwein ihme aberkandt sei". Doch er scheint sich dabei nicht beruhigt, vielmehr den wahren Sachverhalt

*) a. a. O. I, S. 142.

**) Das dieser Schrift beigefügte ist dem im Kapitelsaal zu St. Thomas befindlichen Ölgemälde nachgebildet. Ein zweites findet sich in der Sakristei von Alt St. Peter mit ungenauen Daten.

aufgeklärt zu haben. Schliesslich wird durch folgenden Beschluss vom 30. April die Angelegenheit endgiltig geregelt:

Dess Paedagogi Wein über Disch.

Dieweil der Paedagogus M. Bernegger es bishero mit seinem ordinari Wein über Disch ungleich gehalten, in dem er bissweilen sein gebür für voll, bissweilen aber nur den 2. oder 3. Theil, auch ettlich mal gar keinen Wein über Disch vom Cellario nemmen, sondern haben wollen, Ihme kleine 12, 13 und 24 mässige Fässlein zu füllen und in seine Kammer zu legen, davon er selber soviel ihm geliebt, herab über Disch nemen möge, welches dem oeconomo beschwerlich, so haben die Herren Scholarchen erkandt, dass umb besserer Ordnung und richtigkeit willen, der Paedagogus sein gebührend proporz Wein jeder Zeit habe; wass er über Disch nicht trinkt, mag er mit sich nemen, der oeconomus aber wider seinen Willen weiter nicht beschwert werden solle.

Actum et decretum Montag ult° April A° 610.

So war dieser Punkt erledigt, und von Zwistigkeiten zwischen den beiden verlautet weiterhin nichts mehr. Doch gestaltete sich damit das Verhältnis zwischen ihnen durchaus nicht freundschaftlicher. Im Gegenteil. Bernegger hatte erkannt, dass das Convict nur dann ein rechtes Gedeihen haben könnte, wenn die Pflege des wissenschaftlichen und sittlichen Lebens der Convictores in erster Linie stände, wenn die Sorge für die leibliche Verpflegung derselben nicht mehr von der Rücksichtnahme auf den Geldbeutel des Ökonomen abhängig wäre, wenn überhaupt die gesamte Leitung des Prediger-collegs wieder in der Hand eines Lehrers vereinigt wäre. Und seinem eifrigen Bemühen für dieses Ziel sollte der Erfolg nicht versagt sein. Schon in der Sitzung der Einundzwanziger vom 6. Juni 1610 werden diese Fragen angelegentlichst erwogen. Das Protokoll darüber lautet: „Seithero hat man etliche Oeconomos gehabt und denselben ein genants geben, nemblich neben den 10 Gulden die sie von den Costgängern zu empfangen, 100 Pfund und 150 fiertel früchten; der Disch aber nit besetzt gewessen und sie doch solches empfangen.

Sey auch der *finis* nit erreicht, wie sonsten billich gewesen were. Alss auch der itzige Schaffner *oeconomiam* versehen, hette sich allerhandt unwillen begeben, also nottwendige Verordnung geschehen müsse, sonderlich dieweil itzo viel ansehnlicher Leutt kinder hineinbegeren, die es wol zu zalen und der ursachen den Schulseckel beschweren wollen, dieweil sie in andern orten auch um ein mehres nit also underkommen mögen. Vermeinen es könnte dahin gerichtet werden, dass dem *oeconomo* mehr nit den ein gewisses von der person und allein sovil er halten würdt, solte bezalt werden. Deswegen dan der *Paedagogus* Controllirer sein solt und Gegenrechnung halten, komme der Schulseckel nit so hoch mit dem *Collegio*." Man kommt aber zu einem Vorschlage, der über diese Erwägungen weit hinausgeht und den Anträgen Berneggers durchaus entspricht; denn es wird erkannt: „die Herren sollen bedenken und dahin sehen, dass etwan der *oeconomus* ein gelehrter were und bei Innen sein könnte". Die Schulherren nehmen nun die Sache weiter zu Bedacht und am 3. September kommt es zu dem entscheidenden Beschluss, „dass Elias Mertelius, der Schaffner zu den Parfusern, der *oeconomi* des Predigerklosters sich begeben und seiner Schaffenei abwarten solle; so würde vil Zank und Ungelegenheit vermitten pleiben undt ein andere gelehrte Persoon dazu geordnet werden solle, der beedes *oeconomus* undt *Paedagogus* zugleich sein könne. In massen den die H. Scholarchen vor diesem und Ao. 1601 ebenmässig die *oeconomi* mit M. Heppio bestelt haben". Auch die sonstigen Unzuträglichkeiten in Betreff der Unterhaltungskosten, der Ordnung, der Beaufsichtigung fanden jetzt ihre sachgemässe Erledigung. Zu dem Kostgeld, welches in der alten Höhe von 10 Gulden, wohl für das studentische Halbjahr, bestehen blieb, sollte dem Öconomen jährlich, wie vorher, 200 Gulden in Geld und 150 Viertel halb Weizen und halb Roggen vom Schulseckel geliefert werden. Dagegen sollte er schuldig sein, 20*) Personen zu unterhalten,

*) Später 25 (nach einem Eintrage in Protoc. XXI 1611, 11. Febr. Fol. 376.) (Stadtarchiv.)

und alle Vierteljahr sollte durch die *Visitatores collegii* der Bestand der Hausgenossen festgestellt werden. Bemerkenswert ist die dann folgende Bestimmung: „und so er die gantze Zal in einem viertel Jar nit 8 Wochen gehabt sondern nur 6 Wochen, soll er dasjenige was er von dem Schulseckel auf ein jede Person hat, nach anzahl der Wochen heraussergeben“. Hieraus kann man erbauliche Schlüsse ziehen, wie lange die Vorlesungen dauerten oder wenigstens von der studierenden Jugend besucht wurden. Nach der im Jahre 1604 festgesetzten Ferienordnung*) gingen auf das Vierteljahr immer 2 oder 3 Wochen für Ferien ab, sodass das akademische Quartal bestimmungsmässig 10—11 Wochen umfasste. In Wirklichkeit aber waren 8 Wochen das übliche Mass für die Dauer der Vorlesungen und eine nur sechswöchentliche Anwesenheit der Studenten am Musensitz scheint etwas gewöhnliches gewesen zu sein, selbst bei einem Insassen des von Staats- und Schulwegen beaufsichtigten Predigercollegs. Und der Ökonom wird bis zum Erlass vorstehender Bestimmungen über die willkürliche Verlängerung der Ferien seitens einzelner seiner Schutzbefohlenen nicht sehr ungehalten gewesen sein. — Ferner wird aber verordnet, dass „die Annehmung der *Convictorum* nit beim *Oeconomo* sondern bei den H. Scholarchis stehen solte, dergestalt die *Visitatores collegii* die personen examiniren, Ihres Thun und Lassens erkundigen und den H. Scholarchis fürstellen solche anzunehmen“. Dadurch sollte erreicht werden,

*) Vergl. Veil, Festschrift d. Protest. Gymn. z. Strassburg 1888, S. 108. Anm. 1. Hält man dagegen, was im Jahre 1619 der Pastor Wolfg. Schaller über die Ausdehnung der Ferien klagt, so hat man ein deutliches Beispiel von dem grossen Unterschied, welcher zwischen dem Wortlaut der Verordnungen und deren thatsächlicher Befolgung bestand. Es sollten sein um Weihnachten ungefähr 14 Tage Ferien, es waren aber „etwan 4 Wochen, es sollten sein um Johanni für die Publici 3 Wochen, für die Classici 2½, es waren 4 Wochen, ebenso im Herbst“. Aus den zwei freien Tagen zu Adolphi wird eine halbe Woche gemacht, für Fastnacht wird eine halbe Woche zugelegt. Nur die Oster- und Pfingstferien werden vorschriftsmässig eingehalten. Im Ganzen kommen also statt ungefähr 10 über 15 Wochen Ferien heraus.

dass von vornherein nur wohlgesittete und durch Fleiss und Kenntnisse empfehlenswerte Jünglinge in die Anstalt aufgenommen wurden, und deren Fleiss und Fortschritte sollten dieselben *Visitatores* durch häufige Besichtigung ihrer Hefte und regelmässige Prüfungen kontrollieren. Endlich wurde auch eine genaue Speiseordnung für den Convictstisch festgesetzt, welche folgendermassen lautet: „Die Tractation soll Innhalt nachfolgender Specification gehalten werden:

Sonntag zu Mittag: Suppe, Fleisch und Gemüss von Kraut oder Rüben.
Nacht: Salat, Milchmuss. (Wenn der Salat theuer und nicht wol zu bekommen, kann darfür ein gute Suppe gegeben werden.)

Montag: Mittag: Suppe, Fleisch und Gerstenmuss.
Nacht: Suppe, Fleisch und Griesmuss.

Zinstag: Mittag: Suppe, Fleisch und Kraut oder Rüben.
Nacht: Suppe, Fleisch und Reissmuss.

Mittwoch: Mittag: Suppe, Fleisch und Erbsenmuss.
Nacht: Suppe, Fleisch und gekocht Obss, dürr oder grün.

Donnerstag: Mittag: Suppe, Fleisch und Kraut oder Rüben.
Nacht: Salat, Habermuss undt Gebratenes.

Freitag: Mittag: Erbsen oder Habersupp, Linsen oder Grau-Erbsenmuss undt Fisch.
Nacht: Suppen, gekochte Äpffel oder Birnen undt Fleisch; oder ahn desselben Statt Platteisslen.

Sambstag: Mittag: Suppen, jedem 1 paar Eyer, oder Fleisch, oder Stockfisch undt ein Gemüss von gelb oder gehackten weissen Rüben.
Nacht: Suppen, Fleisch und Gerstenmuss.

Besondere Bestimmung: An den hohen Festen, wie auch Martini und Fassnacht ein Essen weiter zu nacht oder zu morgen.

Man sieht, für des Leibes Nahrung war reichlich und mit wohldurchdachter Abwechslung Sorge getragen.

So war die Neugestaltung des Collegiums bis ins Einzelne durchgeführt, und wie zweckentsprechend sich dieselbe erwies, zeigt der Umstand, dass in den Protokollen auf ein Jahrzehnt hinaus von dem *Collegio Praedicatorum* keine Rede mehr ist, trotzdem die Leiter der Anstalt sehr schnell wechselten, und zwar in der Art wechselten, dass dem Amte immer geringere Bedeutung scheint beigelegt worden zu sein. Bernegger schied bereits zu Michaeli desselben Jahres 1610, einige Wochen nach Erlass der oben angegebenen grundlegenden Bestimmungen aus dieser Stellung, und er konnte scheiden mit dem Bewusstsein, in anderthalb Jahren voller Kämpfe, Mühen und Unannehmlichkeiten Tüchtiges und Dauerndes geleistet zu haben. Sein Nachfolger ward M. Georg Stoll, damals Lehrer der dritten Klasse, ein Mann, welcher wegen seines Pflichteifers und seiner Ergebenheit den Vorgesetzten gegenüber, seiner Liebe zu den Schülern, seiner Kenntnisse und seines frommen und tugendhaften Lebens sehr gerühmt wird. Doch schon im Oktober des Jahres 1616 ist M. Paulus Gnilius in einer Person zugleich *decimae classis praeceptor* und *collaborator*, Pedell und *oeconomus collegii praedicatorum*. Möglicherweise hat er in dieser letzteren Stellung wiederum einen angehenden Lehrer als Pädagogen zur Seite gehabt, auf jeden Fall war das eine Überhäufung mit Obliegenheiten, welche nicht gut thun konnte. Und Gnilius war zwar ein ganz vortrefflicher Kleinkinderlehrer, ob er aber zur Leitung des Predigercollegs ebenso befähigt war, bleibt dahingestellt. Im Jahre 1621 hört man wieder von Unfug der Convictores.

Dass Bernegger nach verhältnismässig kurzer Wirksamkeit von seiner Pädagogenstellung entbunden wurde, entsprach ganz seinen Wünschen. Für das Amt eines Ökonomen fühlte er sich nicht geschaffen, er sehnte sich vielmehr danach, die Musse, welche ihm der Schulunterricht liess, ausschliesslich wissenschaftlicher Thätigkeit, insbesondere mathematischen Studien widmen zu können. Auch mag der Umstand zum Austritt beigetragen haben, dass er sich zu verheiraten gedachte.

Am 20. Mai des folgenden Jahres nämlich schloss er die Ehe mit Maria Jacobe Kehner, der Tochter Caspar Kehners, des Schaffners vom Frauenstift, welche ihn im folgenden Jahre mit einem Sohne Caspar, dem nachmaligen verdienten und bekannten Ammeister, beschenkte, und nun kamen zu des Amtes Mühen noch die Sorgen für die Familie. So musste er auf Erhöhung seiner Einnahmen bedacht sein. Es war damals allgemein Brauch, dass die Professoren Studenten als Hausgenossen aufnahmen, deren private Unterweisung einen grossen Teil ihrer Thätigkeit in Anspruch nahm. Berneggers hervorragende Eigenschaften als Lehrer und Erzieher waren bald bekannt geworden, daher war sein Haus in der Schildgasse fortwährend belebt von jungen Herren aus vornehmen Familien, die seiner Obhut anvertraut waren und gut bezahlten. Zudem wies ihn sein alter Gönner und Beirat Hawenreutter darauf hin, dass er eigentlich von Rechtswegen noch eine Besoldung für die anderthalb Jahr der *paedagogia collegii* zu beanspruchen hätte; eine „Caplaney von St. Marx sei von Alters her zu eines paedagogi besoldung gereicht“ worden, und riet ihm, sich dieserhalb mit einer Bittschrift an die Herren Scholarchen zu wenden. Bernegger folgte dem Rat einige Wochen vor seiner Hochzeit und bemerkte dabei, dass „die Scholarchen bald anfangs gnädigst sich gegen ihm erbotten, mit einer recompens undt honorario wegen solchen officii ihn zu bedenken“. Zwei Monate vergingen, ohne dass er eine Antwort erhielt. Da wandte er sich in einem Privatschreiben an den Herren Stettmeister Böckle, „darinnen er, uff dess Junkern begehren, desselben famulum in Arithmetica zu instituiren sich offerirte“, und wiederholte sein Gesuch, „derwegen umb bescheidt uff sein vorige Supplication bittend, weil er durch sein Hochzeit ahn Gelt entblösst undt in zimliche schulden gerhaten, dannenhero ihm ein eigen Hausshaltung dissmal anzufangen schwer fallen wöll“. Doch auch damit hatte er keinen Erfolg und Anfang August „thet er die Herren der gegen ihme beschehenen Vertröstung erinnern und supplicando ersuchen, sie möchten geruhen dissorts seiner gnedigst eingedenk zu sein, undt das grossgüthige ahnvertrauen

in ihne zu setzen, dass er solche gnad In höchster Dankbarkeit erkennen und mit fleissiger verrichtung des ahnvertrauten Schuldiensts nach Möglichkeit (wölches er dann ohne das so willig alss schuldig) erwidern werde". Zugleich bezog er sich auf Hawenreutter, der ihn geheissen, auch einen Bericht über die Verwendung der Einkünfte einer Kaplanei von St. Marx in die Supplication zu setzen. Hierauf resolvierten sich die Scholarchen dahin „weil Herr Dr. Hawenreiter bericht wisse, soll er gehört, auch In Rechnungen nachgesucht werden, ob sich etwas befinde, das man vorigen paedagogis geben hette". Gleich am folgenden Tage sendet Hawenreutter seinen Bericht ein, in welchem er nach eingehender geschichtlicher Darlegung der Sache zu dem Schlusse kommt: „Die Herren Scholarchen haben einem *paedagogo collegii praedicatorum* neben dem Kosten undt was er von Versäumnisswein gehabt, Jährlich 50 fl. zahlen lassen, wölche auch M. Marcus Florus, als er *paedagogus* gewesen (1591—93), noch empfangen. Wie es aber seither gehalten oder von den Herren Scholarchen desswegen erkandt worden, sey ihme D. Hawenreutero unbewusst". Endlich am 27. August kommt die Sache zur Entscheidung. Hawenreutters Bericht wird vorgelesen und das Protokoll über die Sitzung schliesst mit den Worten: „Hierauff haben die Herren Scholarchen erkandt undt mir dem Schaffner befohlen, M. Berneggern für sein anderthalb Jährig officium paedagogii zu geben und zu liffern 50 fl. Id quod factum est." Der Verlauf dieser geringfügigen Angelegenheit, die sich über vier Monate hinschleppte, ist bezeichnend für die Schwerfälligkeit und geringe Ordnung in der Verwaltung und ihre Zähigkeit in Geldangelegenheiten.

5. DIE SCHULVERFASSUNG.

Dagegen verdienen uneingeschränktes Lob das ernste und gründliche Interesse, mit dem die Behörden die Weiterentwicklung der Schule verfolgten, und die unermüdliche Fürsorge, mit welcher sie das Gedeihen dieses „ihres teuren Kleinods" überwachten.

Im Ganzen hielt man zwar an der Schulverfassung Sturms fest, wenn auch hie und da dem Drängen der herrschsüchtiger werdenden Geistlichkeit nachgegeben werden musste, aber nach Junius' Tode benutzte man die Erfahrungen, die man gemacht, um Schritt vor Schritt das Werk nach Innen und Aussen weiter zu entwickeln. Gleich im Jahre 1604, im Rektoratsjahre Hawenreutters, fand unter dem Vorsitze des hochverdienten Stettmeisters Joh. Phil. Böckle eine Revision der alten akademischen Gesetze vom Jahre 1568 statt. Einzelne Bestimmungen daraus, welche den Geist der Schulverfassung kennzeichnen oder sonst bemerkenswert sind, mögen hier Platz finden.

Die oberste Schulbehörde bildete der Schulkonvent, welcher monatlich vom Rektor berufen wurde und aus den drei Scholarchen, nämlich einem Alt-Stettmeister, einem Alt-Ammeister, einem Mitgliede aus dem Rate der XIII und XV, ferner aus zwei Herren vom Rate der XXI und sämtlichen Professoren und Praeceptoren bestand. Zu spät kommen zu den Sitzungen wurde mit 6 Pfennig, unentschuldigtes Ausbleiben mit 1 Schilling Strafe für die Lehrer geahndet, während die Herren vom Rate sich nach ihrem eigenen Ermessen einfinden konnten oder nicht; dafür erhielten (§ 17) „die Schulherren, Regiments- und Rathspersonen“ zwei Schilling für die Sitzung, während „die übrigen Personen des Convents sich ihrer geordneten Stipendien oder besoldungen benüegen und settigen lassen“. Die folgende Satzung (§ 18) legt dem hohen Convent noch eine eigenartige Verpflichtung auf, nämlich „wann zu Zeitten gelehrte oder berühmte leuth alhero khommen, soll denselben von amtswegen gesellschaft geleistet werden, auch soll man ihnen auss der Universitet gelt oder vorraht zum besten geben“. Die letzte Bestimmung wurde 1604 dahin umgeändert, dass fortan nur Rektor, Dekan und die Visitatores im Namen des Convents diese angenehme Verpflichtung zu übernehmen hatten. Zugleich wurde auch die Rangordnung der Fakultäten festgesetzt und dabei — ein erstes Zeichen der Zeit — den Theologen eine besondere Würdigkeit zuerkannt, endlich das Amtsgeheimnis

in Bezug auf die Verhandlungen des Convents zur Pflicht gemacht und der Anfang des akademischen Jahres auf den 1. August festgesetzt.

Die Überwachung des gesamten Unterrichts lag in der Hand des jährlich wechselnden Rektors, der unter anderem darauf zu achten hatte, „dass in allen *publicis* und *classicis lectionibus* die *authores* gelesen werden, die den *auditoribus* und *discipulis* am nützlichsten sein . . . mögen, das auch die *repetitiones, resolutiones, disputationes, declamationes, scriptorum examinationes* von den *professoribus publicis* und *praeceptoribus classicis* . . . nach dem *Methodo in Academicis* und *classicis epistolis Domini Johannis Sturmii* . . . gehalten werden". Er musste darum bei allen *declamationes* und *disputationes*, sowie bei den monatlichen Klassen- und den halbjährlichen Versetzungsprüfungen zugegen sein, hatte jeden Montag und Mittwoch Beratung mit dem Dekan und mit den *visitatores scholae* über Schulangelegenheiten, endlich die Zeugnisse auszustellen. Für diese ziemlich bedeutende und zeitraubende Arbeitslast erhielt er eine Remuneration von 50 Pfund. Ihm zur Seite stand erstens der Dekan, welcher mehr für die Schulzucht und die Fortschritte bei den Schülern der oberen Klassen und den Studenten verantwortlich war, insbesondere darauf zu achten hatte, dass von den Schülern und Studenten nur lateinisch gesprochen wurde, und dem die Leitung und Anordnung der wöchentlich abwechselnden Disputationen und Deklamationen oblag, zweitens die *visitatores scholae.* Deren waren drei, zwei Professoren*) und ein Pfarrer, welche drei Jahre lang das Amt bekleideten in der Weise, dass alljährlich einer ausschied. Ihnen lag die Aufsicht über den Lehrgang in den einzelnen Klassen ob; sie hatten gemeinschaftlich jedesmal zu Anfang der Woche, einer jeden Tag, die Klassen zu visitiren, sie stellten die monatlichen Prüfungen in denselben an, sie leiteten die grossen Versetzungsprüfungen,

*) Der eine von ihnen sollte seit 1604 immer der abgehende Dekan sein.

welche vom Montag nach Invocavit bis „Palmabend" und im Herbst (doch nur für die vier oberen Klassen) vom Montag *nach den gehaltenen Feriis* 14 Tage dauerten, sie hatten über die Versetzungen zu entscheiden, sie übergaben in den feierlichen Actus die Preise. Eingehender kann kaum eine Aufsicht über Lehrer und Schüler gedacht werden. Übrigens hatten diese Visitatores auch noch die „deutschen Lehrhäuser" unter ihrer Aufsicht und dort alle zwei Monate eine eingehende Visitation vorzunehmen.*) Für alle diese Funktionen erhielten sie eine Remuneration von halbjährlich 6 Pfund 6 Schilling.

Der Abschnitt, welcher im Allgemeinen die Pflichten der Lehrer bestimmt (Ordnung, ampt und befehl der öffentlichen Schullehrern), behält freilich noch die alte Fassung der Sturm'schen Leges bei. Es heisst nämlich nur in ganz kurzen und allgemein gehaltenen Worten, „die Lehrer haben zu schwören der gemeinen schulen und kirchen getreuw und holdt zu sein, und die Gesetze zu beobachten, sie haben nach dem Inhalt der rechten wahren augspurgischen Confession zu leben und die Schüler, die sie in gemeiner Schull oder zu Hauss haben, in christlicher Religion zu unterweisen". Für die Theologen speziell aber erschien es 1604 notwendig — und das ist die wichtigste Neuerung, welche damals an den Schulgesetzen vorgenommen wurde — der durch Pappus zur Geltung gebrachten strafferen lutherischen Richtung Rechnung zu tragen. Es wurde zunächst bestimmt, dass immer vier theologische Professoren an der Akademie thätig sein sollten, von denen einer zugleich Stadtpfarrer sein musste, und dass diese vom Kirchenkonvent in Gemeinschaft mit den Scholarchen erwählt werden sollten. Und während die Erklärung der biblischen Bücher als das Hauptgebiet ihrer Lehrthätigkeit vorangestellt war und sie „die fürgegebenen Lehren *und ihre Ursach,* dann auch die Locos communes, das ist die gemeine Lehre unseres

*) Solcher deutschen Lehrhäuser gab es damals sieben, nämlich zu St. Wilhelm, Jung St. Peter, Alt St. Peter, St. Thomas, St. Clauss, St. Aurelien und die Münsterschule mit rund 1000 Schülern.

christlichen Glaubens... nach dem wahren christlichen verstandt in der augspurgischen Confession dargeben“ sollten, heisst es jetzt zu Anfang: „Sie sollen in reiner und gesunder Lehr nach Anleitung heiliger göttlicher Schrift... und dessen wahren christlichen verstandt (welcher in der augspurgischen Confession, wie auch in den *formulis concordiae* vom Jahre 1536 und... 1563 und... 1580 dargeben ist) unter einander selbst und dem ganzen Kirchenconvent einigkeit erhalten“ und weiter sollen sie „auch die fürnembste Locos communes theologicos *und sonderlich diejenigen, von welchen dieser Zeit am meisten gestritten würdt*, an die Hand nehmen“. In Bezug auf die Lehrthätigkeit der Professoren waren die Bedürfnisse der Schüler in erster Linie massgebend und darum sollte vor allem der Weitschweifigkeit und den persönlichen Liebhabereien einzelner ein Riegel vorgeschoben werden. Darum „soll jeder die authores, so ihme durch den Herren Rectorem und den conventum scholasticum, welchen der Herr Rector hierüber im Jahre zwei mal acht Tage vor beiden Frankfurter Messen zu berufen befehl haben soll, verordnet und eingeteilt werden, und keine andere lesen“, auch dieselben „also erklären unnd dargeben, wie ihme das vom Herrn Rectore und Schul-Convent nach notturft unnd gelegenheit der auditorum fürgeschrieben wurdt, auch zu seiner Zeit die publica und privata exercitia, wie die ihme in seiner besonderen ordnung fürgeschrieben, mit den discipulis halten, *damit zu nutz der auditorum unnd nicht nach lust oder zum pracht der lectorum die professiones gerichtet seyen.* Streng sollte darauf geachtet werden, dass die vorgeschriebenen Schriftsteller auch in der festgesetzten Zeit zu Ende geführt wurden, und dass keiner die Autoren, welche publice und ordinarie von anderen gelesen wurden, privatim explizire. Diese Bestimmungen beweisen, wie klar die Strassburger Behörden die Übelstände, welche damals auf allen Universitäten zu finden waren, als solche erkannten. Denn „die hohe und schwere Aufgabe des Lehrers, zich in das Haben und Nichthaben seiner Zuhörer zu versetzen und demgemäss den Gegenstand vor ihnen regelrecht zu entwickeln, war noch nirgends zum Bewusstsein ge-

kommen; es war schon etwas besonderes, wenn sich einige wenige bewogen fühlten, kurze, grundrissähnliche Auszüge aus der den Gegenstand behandelnden Litteratur zu geben, die meisten waren in ihre Studirstube zu sehr vergraben, als dass sie solcher Herablassung fähig gewesen wären. Daher wurde gewöhnlich viele Semester hindurch über denselben Gegenstand gelesen, sodass die Klagen über diese Endlosigkeit sprichwörtlich geworden sind"*).

Je weniger auf diese Weise die öffentlichen Vorlesungen, für welche doch die Professoren eigentlich besoldet wurden, ihrem Zwecke entsprachen, um so mehr legte man Wert auf die Privatcollegien, welche nicht als Privatvorlesungen in dem jetzigen Sinne sondern als Privatunterricht aufzufassen sind. Hier richtete sich die Bezahlung nach Übereinkunft und hier wurde das Wissenswerte und für die Prüfungen Nötige eingedrillt. So ist es erklärlich, wenn häufig die Vertreter verwandter Lehrfächer dabei mit einander in Zwist kamen und dass die oben zuletzt angeführte Verordnung von grosser Wichtigkeit war. Auch äussere Unregelmässigkeiten im Halten der Vorlesungen wurden bestraft. Wer zu spät dieselbe begann, musste einen halben Gulden zahlen, wer sie ganz versäumte, einen Gulden; und wer diese Strafe nicht an demselben Tage erlegte, dem wurde sie verdoppelt.

Ebenso war es bei den Praeceptores, nur galt bei ihnen eine ganz versäumte Lehrstunde bloss einen Schilling. Für die Lehrthätigkeit dieser ist es besonders beachtenswert, dass immer noch der ganze Unterricht so gut wie ausschliesslich auf die Aneignung der lateinischen Sprache hinausläuft. „Sie sollen ihre repetitiones, resolutiones der autorum und andere exercitationes mit Fleiss halten, besonders den usum latini sermonis durch die onomastica, dialogos, actiones comicas et tragicas, exercitia declamandi et disputandi... auch im Gespräch mit Fleiss und Ernst treiben, sowie durch die decuriones und corycaeos darauf achtung geben, dass nur lateinisch geredet werde."

*) Vergl. Tholuck, acad. Leben I, S. 92.

6. DER UNTERRICHT IN PRIMA.

Was endlich speziell den Praeceptor der Prima betrifft, so hatte er von den „neu zugerichteten Partitiones dialecticae und oratoriae Sturmii“ (S. 12) das dritte und vierte Buch durchzunehmen; sodann „etzliche orationes Ciceronis, oder alternis etwas aus dem Sallustio, daneben die Georgica oder ein Buch ex Aeneide Vergilii, auch ex Horatio, Ovidio oder dem VI volumine poetico je ein Zeitt umb die andere, wie ihme gutt bedünkhen würdt, darneben auch dz secundum volumen mathematicum, wie das auff's neu geordnet (S. 11), dann auch den lateinischen Catechismum vollend durch alle locos hinausszuführen, doch hohe und scharpffe Fragen dabei zu umbgehen; in graecis die philippicas Demosthenis odere etliche längere orationes Isocratis, auch epistolas Graecorum scriptorum und dergl., dazu kommen die zwei ersten Bücher Iliados Homeri und auf die Sonntage eine epistola Pauli Apostoli.“

Das war der Lehrstoff, in Bezug auf den Lehrgang war vorgeschrieben: „er solle disse authores also lesen unnd treiben, das er erstlich mit seinen discipulis kurtz repetire, was sie zuvor in secunda classe in praeceptis Dialecticis et Rhetoricis begriffen, darnach zu den übrigen seinen Büchern schreitte unnd die ein halbe stunde den text ohn einiges Commentiren oder dictirn der jugent fürhaltte, die ander halb stundt in repetiren und expliciren zubringe und die praecepta durch klare deutliche Exempell und kurze exercitia disputationum die discipulos lehre verstehen. Ebenermassen in seinen authoribus Graecis und Latinis oratoribus und poëtis, soll er dz artificium Dialecticum und Rhetoricum getrewlich anzeigen, neben andern was darinnen zu notiren und zubehalten auff dz kürzest, auch jedesmahll zu abendt den explicirten locum in einem scriptore von den discipulis erfordern, damit ihnen die praecepta Dialectica und Rhetorica gemein werden und nit vergessen, was sie zuvor erlernet haben“.

„Fürs dritte soll er ihme auch die exercitia styli mit allen trewen lassen angelegen sein, unnd wochentlich zwo epistolas und weutleuffigere exempla exordiorum, narrationum,

argumentationum, wie auch die conformationes periodorum umbeinander fürgeben, oder auch ein carmen in utraque lingua alternis den discipulis fürgeben, eines die sabbathi, das andere die mercurii, und mit dem examiniren und corrigiren der scriptorum allermassen sich verhalten, wie bey den vorigen classium ordnungen vermeldet, d. h. wöchentlich eins, mit eigener Hand corrigiren, den Knaben wiederzustellen, die mängell anzeigen und straffen. Er soll auch die vocabula technologica also helfen continuiren, das die studiosi etwas ganzes aus seiner classe ad publicas auscultationes bringen mögen".

„Endlich soll er alle seine discipulos mit Fleiss unnd ernst zu den gewohnlichen disputationum und declamationum exercitiis führen nnd darinnen helffen behaltten, auch sonsten ihme dz musicum exercitium mit fleiss lassen angelegen sein, die verordneten Cantiones 4. 6. 8 vocum etc. wohll üben und sonsten zu allen stunden das gesang und dz gebett mit zucht und andacht haltten, wie die ordnung diser classen von alttem hero ausweisen."

Diese Anweisungen lassen aufs beste den Primaunterricht und damit das Ziel und Wesen des ganzen Gymnasialunterrichts erkennen, wie er im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts getrieben wurde.

Die gesamten Lehrstunden, abgesehen vom Religionsunterricht, ungefähr 24 an der Zahl, lagen in der Hand des Klassenlehrers, der dieselben auf die einzelnen Fächer nach seinem Ermessen verteilte, doch so, dass das Schwergewicht mit ungefähr der Hälfte der Stunden die Dialektik und Rhetorik einnahm, alles Übrige, die griechische, die lateinische Dichterlectüre, in gewissem Sinne auch die lateinische Prosalectüre, endlich die Mathematik und die Musik als recht untergeordnete Nebenfächer behandelt wurden. Ungefähr wie heutzutage in der Volksschule der Schwerpunkt in der Pflege der Muttersprache liegt und einerseits durch Anschauung und Gedächtnis, andrerseits durch Übung in verstandesmässiger Anwendung gewisser Regeln Vertrautheit mit derselben erzielt werden soll, ebenso wollte man damals einmal durch

Lesen und Auswendiglernen lateinischer Sprachmuster, sodann durch Einübung von Sprachgesetzen Sicherheit und Fertigkeit im Lateinischen erreichen. Dieser pädagogische Grundgedanke war damals gut, weil er den Bedürfnissen der Zeit entsprach; ihn energisch erfasst, die Wegstrecken zu diesem Ziele genau abgegrenzt und alle Mittel der damaligen Unterrichtskunst harmonisch eingeordnet zu haben, war die Grossthat Sturms. Dass er dabei ganz einseitig den Drill zur *eloquentia* ins Auge gefasst hatte, fühlte man bald, und eine Vergleichung der vorstehenden Bestimmungen mit Sturms Ausführungen zeigt, wie man diese Einseitigkeit später zu Gunsten einer allgemeineren Bildung zu mildern suchte. Aber immer noch dienten die Schriftsteller in erster Linie als Beispielsammlung für die Dialektik und Rhetorik sowie als Muster für die eigene Stilübung, der Gedankeninhalt kam erst in zweiter Linie in Betracht. Das war nun nicht so sehr bedenklich, wenn die Regel als untergeordnetes Hilfsmittel, die praktische Anwendung als Hauptsache betrachtet wurde und wenn die Stilübung in Form und Inhalt schliesslich eine gewisse Selbstständigkeit zeigte. Aber wie es zu geschehen pflegt, in dem handwerksmässigen Unterrichtsbetrieb wurde allmählich das Einprägen der Regeln und Kunstausdrücke der Dialektik und Rhetorik die Hauptsache und die Stilübung ward zum blossen Nachschreiben oder mechanischen Umformen.

Bernegger hatte sich nun von Jugend auf in diese Dinge eingelebt, kannte keine andere Methode und war zudem verpflichtet, genau die vorgeschriebene Lehrweise innezuhalten. Aber sie scheint ihm wenig behagt zu haben und er schon damals bemüht gewesen zu sein, den Unterricht zu vertiefen und vielseitiger zu gestalten. Jedenfalls hat er in späteren Jahren aus seiner Abneigung gegen diesen Unterrichtsbetrieb kein Hehl gemacht,*) und es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dass der Mann, welcher als einer der gefeiertsten

*) Z. B. in einem Briefe an den Rektor Ilinus (12. Jan. 1634): *feci olim cum ipse discipulis analysin Ciceronis orationem inculcarem, nimirum secutus antecedentium gregem qua ibatur potius quam qua eundum erat, perrexi.*

Vertreter lateinischer Beredsamkeit dasteht, der Jahre lang die oratorische Professur bekleidete, gegen das Überwuchern der Dialektik und Rhetorik in der Schule mit einer bei ihm seltenen Heftigkeit zu Felde zog. Viel mehr Wert legte er auf grammatische Korrektheit. Er hat es beklagt, dass die Schüler ohne genügende Sicherheit in der Grammatik in die Prima kämen und hat statt der üblichen rhetorischen Übungen, oder *dilatationes, paraphrases* und *analyses secundum artificium Logicum, Rhetoricum, Grammaticum* lieber *exercitia styli* machen lassen, also einer ähnlichen Auffassung gehuldigt, wie wenn heutzutage der lateinische Aufsatz zu Gunsten der Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische abgeschafft wird. Ebenso scheint er in der Lektüre der Schriftsteller viel mehr als es bis dahin Brauch war, auf Sacherklärung eingegangen zu sein. Dass aus ihnen viel auswendig gelernt wurde, hielt er darum doch für notwendig. Wie er sich aber zu den feierlichen öffentlichen Vorträgen Ciceronianischer und Demosthenischer Reden stellte, ist zwar nicht bekannt, trotzdem er mit diesen und ähnlichen Schaustellungen sehr viel zu thun gehabt haben muss; er hatte ja auch bei den Feierlichkeiten am Schluss des Schuljahres und sonstigen Schulfesten die Reden für die Primaner auszuarbeiten, er hatte gemäss der Bestimmungen, welche auf Grund des „Bedenckens, wie die *actiones comicae* anzustellen, vom 30. Mai 1603“ erlassen worden waren, auch, abwechselnd mit seinem Amtsgenossen von der Secunda, dem Magister Nicolaus Ferber, für die grossen dramatischen Schulaufführungen, welche in diesem Zeitabschnitte fast alljährlich stattfanden, „die feierliche Vorstellung zur Zeit der Johannismesse auf sich zu nehmen“, und zwar in der Weise, dass „ihnen Rektor, Dekan und Visitatores nur Autoritäts halben beistehen sollten“ (weil die Mitspieler damals fast ausschliesslich Studenten waren), d. h. die ganze grosse Last einer solchen Aufführung ruhte auf seinen Schultern.*) Eigentümlich berührt

*) Genaueres darüber bei Jundt. S. 44. Wenn aber dort angenommen wird, dass der Magister Joh. Paul Crusius im Jahre 1611 Praeceptor der Prima war, so ist das ein Irrtum, der auf einem der vielen Druckfehler bei Sebitz beruht. Dort heisst es: „*Crusius*

es nun aber, dass von dieser Thätigkeit Berneggers weder in seinen Briefen und Schriften, noch in amtlichen Schriftstücken je die Rede ist, dass er selbst da wo es sehr nahe lag, von diesem Glanzpunkte des Strassburger Lebens zu sprechen,*) nichts davon erwähnt. Es scheint, dass die Verfasser und Verdeutscher der damals aufgeführten Schuldramen Brülow, Crusius und Spangenberg, ihm die Mühe des Einübens abgenommen haben.

Scheint demnach Bernegger sich dieser Seite des Schullebens gegenüber etwas kühl verhalten zu haben, so widmete er sich mit um so grösserer Lust dem Unterricht in der Mathematik. Dieses Fach, dem er ja schon als Student mit Vorliebe obgelegen, nahm allmählich seine wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschliesslich in Anspruch, sodass er im Jahre 1612 von einer *communio studiorum* mit Kepler sprechen konnte.**) Welche Bedeutung er der Mathematik beilegte, erhellt am deutlichsten aus den Worten, mit denen er ebenso kurz wie genau die Erfordernisse zum Baccalaureatsexamen bezeichnet.***) „Mit dem Grade des Baccalaureus“, sagt er, „werden diejenigen geehrt, welche mit einer mässigen Kenntnis der Sprachen, insbesondere der Griechischen und Lateinischen, und der logischen Künste die Grundlage der mathematischen Fächer sich angeeignet haben“. Hier stellt er also die Mathematik

natus est Anno 1588 d. 19. Februarii . . . Lauru prima . . . redimitus est anno 1604 . . . altera 1606 . . . Anno 1600 . . . profectus est Lutetiam. Verum anno vix elapso revocatus in Patriam et Moderator Classis I constitutus. Den offenbaren Druckfehler in der Jahreszahl (1600 statt 1612) hat Jundt nicht erkannt und schreibt demgemäss S. 44, A. 7 (richtiger A. 5): „Crusius, geb. zu Strassburg 1588, wurde 1601 Praeceptor der ersten Classe“, ohne zu bedenken, dass das Wunderkind dann schon im Alter von 13 Jahren diese Stelle erlangt haben würde.

*) Z. B. in den *Quaestiones miscellaneae* aus *Tacitus Germania No. XCVI,* welche die Frage behandelt: Ob Comödien und öffentliche Spiele im Staate zu dulden seien.

**) In einem Briefe an den Linzer Rektor Memhart, vom 2. Juni 1612 (bei Hansch, a. a. O. Introductio unter *Memhartus*).

***) Oratio III. (1619), pag. 82.

als gleichwertig im Unterricht neben Latein, Griechisch und Logik, während er die rhetorische Fertigkeit nicht besonders erwähnt. Wenn er dies im Jahre 1619 als Dekan in feierlicher Promotionsrede als anerkannte gesetzliche Bestimmung hinstellen konnte, so erhellt daraus, dass sich die Wertschätzung des mathematischen Unterrichts seit den Zeiten Sturms bedeutend gehoben hatte. Und dazu hat er als Lehrer der Prima wesentlich beigetragen. Zwar hielt er sich, den Vorschriften gemäss, zunächst an das eingeführte Lehrbuch des Conrad Dasypodius und liess, dem damaligen Unterrichtsbetriebe entsprechend, von den für Prima bestimmten Abschnitten grosse Stücke auswendig lernen. Viel Zeit kostete auch das gedächtnismässige Einprägen astronomischer Namen und Tafeln. Bald aber erkannte er, dass die ausführlichen theoretischen Erörterungen über Operationen, die in der Praxis höchst einfach sind, und die oft schwierigen Begriffsbestimmungen für den Schulunterricht grösstenteils überflüssig sind, und legte mehr und mehr den Hauptnachdruck auf das praktische Rechnen. Und nicht blos in den Gebieten, welche das Lehrbuch behandelte, sollten seine Schüler Fertigkeit erlangen, sondern was von neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete ihm nützlich schien, das zog er in den Unterricht hinein. Dass er die neue Erfindung des Proportionalzirkels und die mannigfaltige Anwendung desselben seinen Schülern ausführlich dargestellt habe, erzählt er selbst in der Vorrede zu seiner Arbeit über dieses Instrument. Ebenso wird er nicht verfehlt haben, sie mit den neu entdeckten Dezimalbrüchen bekannt zu machen.

Aus dem Gesagten erhellt, dass Bernegger schon damals sich als ein hervorragender Lehrer bewährte, und durch sein Streben, im Unterricht anregend zu wirken und sachliche Kenntnisse zuzuführen, einen bemerkenswerten Fortschritt in der paedagogischen Kunst darstellte. Dass er dabei aber auch Disciplin zu halten verstand, und kühle Ruhe in der Beurteilung seiner Schüler zeigte, darf man aus den Zeugnissen schliessen, die, von seiner Hand ausgestellt, noch vorhanden sind und sich frei halten von der sonst gebräuchlichen Über-

schwänglichkeit im Loben. Da heisst es z. B.: Johann Christoph Leuprand aus Strassburg habe ich als Schüler gehabt und zwar „soweit ich es wenigstens bemerken konnte, als einen Schüler von ehrbaren Sitten und einem achtungswerten Fleisse. Dazu hat er in seinem Wissen soweit Fortschritte gemacht, dass sie mir und den übrigen Herren durchaus genügen". Andere sind etwas wärmer gehalten, eins schliesst mit einer herzlichen Empfehlung für die Zukunft.

Ein solcher Mann als Lehrer der ersten Klasse musste auch darauf bedacht sein, die unteren Stufen zu heben und zu beeinflussen, ohne Scheu vor Misstimmung der Amtsgenossen, welchen das Drängen und Stürmen des jungen Mannes unbequem, seine Beliebtheit und sein Einfluss bei den massgebenden Personen ein Dorn im Auge war. Trefflich rühmt Böcler seine Lehrthätigkeit mit folgenden Worten*): „Obwol er lieber schon auf dem Gymnasium die akademische Art des Unterrichts trieb, verachtete er durchaus nicht mit stolzer Miene die niederen Erfordernisse desselben, sondern nützte durch sein thatkräftiges und einsichtsvolles Wirken der gesamten Schule soviel, als die auf ihren Glanz pochende und daher, wie es zu geschehen pflegt, dringlichen Besserungen abgeneigte Zeit nur ertragen konnte. Es war in der That eine Wirksamkeit, wie sie selten zu finden und welche von grösstem Nutzen für das gemeine Beste ist, mit weiser Umsicht und Rührigkeit das Schulwesen zu leiten."

*) Böcler, Joa. Heinr., In obitum M. Berneggeri. Argent. 1640, S. 22.

III.

MATHEMATISCHE ARBEITEN.

1. DER TRAKTAT ÜBER DEN PROPORTIONALZIRKEL.

Wenn Meister und Rat der Stadt Strassburg schon kurze Zeit nach dem Tode Sturms, bei aller Verehrung vor seinem Werke, doch Veränderungen an demselben vornahmen, wenn sie besonders bemüht waren, für die Realien im Gymnasium mehr Raum zu gewinnen, so geschah das in der richtigen Erkenntnis, dass die Schule sich den jedesmaligen Bedürfnissen der Zeit anzupassen habe. Die Geistesrichtung aber, von der Sturm einer der bedeutendsten Vertreter gewesen war, deren Bildungsziel *pietas* und *eloquentia* war, d. h. mit religiöser Durchbildung ein klassisches Latein, diese Richtung war nicht mehr tonangebend. Die Altertumswissenschaften überhaupt, die seit den Zeiten der italienischen Humanisten das Geistesleben beherrschten und als Philologie in Joseph Scaliger ihren Höhepunkt erreicht hatten, waren im Abblühen. Scaliger und Lipsius waren gestorben, Casaubon folgte ihnen bald nach, und wenn auch in Frankreich Salmasius, in Holland Grotius, Heinsius, Vossius, Gronovius als Meister der Altertumsforschung in aller Munde lebten, so war doch in weiteren, in den sozusagen tonangebenden Kreisen die Lust an dieser Seite wissenschaftlicher Bildung im Schwinden. Die gewaltige Machtentfaltung des spanisch-habsburgischen Hauses, seine Kämpfe mit Frankreich und in Deutschland, seine Beziehungen zum Papsttum, die Gestaltung der grossen Staatswesen der Neuzeit, die sich damals vollzog, hatten den Blick mehr der Politik zugedrängt. Schon Justus Lipsius und Hugo

Grotius hatten den Schwerpunkt ihrer gelehrten Thätigkeit der Erörterung der staatsrechtlichen Fragen zugewandt, welche ihre Zeit bewegten, die Jurisprudenz hatte in Cujacius und das Staatsrecht in Bodinus glänzende Vertreter gefunden. In noch höherem Grade aber wurden die Gemüter ergriffen durch die Entdeckungen eines Copernicus, Kepler, Galilei, welche in Verbindung mit den Entdeckungen der Seefahrer die Grundlagen der ganzen Weltanschauung verrückten. An den Höfen der Fürsten und in der vornehmen Gesellschaft wurde es Mode, mathematischen Berechnungen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen obzuliegen; jedermann liess sich sein Horoscop stellen; die Sternkunde und ihre entartete Schwester, die Sterndeutung, wurden die Lieblinge unter den Vergnügungen des Geistes.

Dass Bernegger sich eifrigst diesen Bestrebungen zuwandte, ist bei seiner Geistesrichtung, seiner Vorbildung, seiner Freundschaft mit Kepler und Dasypodius leicht erklärlich. Schon 1609 steht er sozusagen als Stadtmathematikus da. Gegen eine Vergütung von 20 Reichsthalern (= 14 Pfund 16 Batzen 8 Pfennig) hat er „für 40 Jahre, von Ausgang der ersten Eclipsium anzurechnen, von neuem die Eclipses zu calculiren, dass solche uff die alten Tafeln gemahlt werden“. Doch ist er dabei nicht eigentlich ein mathematischer Kopf, sondern eher ein eifriger Dilettant, der, was andere gefunden, in emsiger Arbeit sich aneignet und in seinen Kreisen mitteilt. Auf diese Weise errang er sich die Anerkennung als eines „überaus gelehrten Mathematici“ und so wurde er auch dazu bewogen, einige seiner Arbeiten auf diesem Gebiete zu veröffentlichen*).

Unter den Erfindungen Galileis erschien keine von so vielseitiger Anwendbarkeit für das praktische Leben als der

*) Diese Seite der wissenschaftlichen Thätigkeit Berneggers hat in gedrängter Form bereits dargestellt Kästner, Geschichte der Mathematik. Göttingen 1796—1800. Bd. 3, S. 337—341.

Proportionalzirkel. Derselbe war zwar schon lange vorher bekannt*). Die erste gedruckte Nachricht davon gibt Caspar Mordente zu Antwerpen im Jahre 1584, welcher erzählt, dass sein Bruder Fabricius Mordente im Jahre 1554 das Instrument erfunden habe. Auch Daniel Speckle zu Strassburg hat in seiner Architectura von Festungen, welche zum ersten Male 1589 herausgekommen ist, verschiedene Formen desselben besprochen. „Andere,“ sagt er, „haben einen breiten Zirkel gemacht, mit einem unbeweglichen Centro, da sie dann auf beiden Linien in der Mitte der gespaltenen Linien die Teilungen der Verjüngungen gemacht und so weit man ihn allewege aufthut, ist allewege die Verjüngung von einem bis in die 20 Theile gestanden und hat man solche Theilung mit einem andern Zirkel nehmen und suchen müssen. Er habe,“ fährt er fort, „diese und andere Zirkel im Gebrauch nicht genau genug gefunden, sondern habe sich andere machen lassen,“ die völlig so beschaffen sind, wie die noch jetzt üblichen Doppelzirkel mit entgegengesetzten Schenkeln und festem Gewinde. Er hat deren auch mehrere mit verschiedenen Verhältnissen der Länge der Schenkel abgebildet. Dann hatte Jost Bürgi einen Doppelzirkel mit beweglichem Gewinde verfertigt und auf dem Reichstage zu Regensburg (21. März bis 3. Juli 1603) vorgeführt; derselbe war auch im Jahre 1601 von Levinius Hulsius in seinem dritten Traktate der mechanischen Instrumente (Frankfurt 1606) beschrieben worden. Unabhängig von diesen aber, wie es scheint, hatte Galilei ums Jahr 1597 seinen Proportionalzirkel erfunden und über die Anwendung desselben im Jahre 1606 eine italienisch geschriebene Abhandlung veröffentlicht**). Während die Erfindung bis dahin wenig Beachtung fand, und die verschiedenen früheren Urheber durch dieselbe nicht berühmter wurden, zog der Klang des Namens Galilei und besonders der Umstand, dass der grosse Italiener mit dem Mailänder Balthaser Capra, der sich

*) Das Folgende beruht auf Gerhardt, Geschichte der Mathematik und Ludw. Hoffmann, Mathematisches Wörterbuch Bd. III.

**) Le Operazioni del Compasso geometrico e militare, Di Galileo Galilei, stampata in Padova per Pietro Marinelli 1606 fol.

in einer Schrift die Erfindung selbst zueignete, einen leidenschaftlichen und lärmenden Kampf ausfocht, der Jahre lang die öffentliche Meinung in ganz Europa erregte, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf dieses unscheinbare Instrument, und Bernegger hatte als einer der ersten in Deutschland ein solches erworben, nachmachen lassen und seinen Freunden und Schülern das Prinzip und die Anwendung erklärt. Überdies des Italienischen kundig, war er der geeignete Mann, die darüber erschienene Schrift durch Übertragung ins Lateinische allen Gebildeten zugänglich zu machen. Er that dies, ohne sich vorher mit Galilei in Verbindung zu setzen. So erschien seine Erstlingsschrift unter dem Titel:

> D. Galilaei de Galilaeis, Patritii Florentini, Mathematum in Gymnasio Patavino Doctoris excellentissimi, De Proportionum Instrumento a se invento, quod merito Compendium dixeris universae Geometriae, Tractatus, rogatu philomatematicorum a Mathia Berneggero ex Italica in Latinam linguam nunc primum translatus: adjectis etiam notis illustratus, quibus et artificiosa Instrumenti fabrica, et usus ulterior exponitur. Ἀνεῳγμέναι Μουσῶν θῦραι. — Argentorati Typis Caroli Kiefferi. Prostant apud Joannem Carolum, Bibliopolam Argent. M.DC.XII.

Gewidmet ist das Werk „den edeln und hochgeborenen herren Heinrich von Reuss mittlerer Linie und Johann Caspar von Schönburg-Waldenburg“, denen er am Schlusse der Vorrede seinen Dank ausspricht, „dass sie seinen Vorträgen so gnädig zuzuhören oft geruht, auch ihm viele Wolthaten erwiesen haben“. Zugleich bittet er sie um ihren ansehnlichen Schutz gegen die Bisse der Neider. „Denn da es heutzutage Brauch sei, dass nicht nur *scioli,* sondern fast möchte man sagen *lippi tonsoresque* die vortrefflichsten Männer herabzusetzen und durch Untergrabung des guten Namens anderer den Beifall der Masse zu erlangen suchen, so könne er sich's leicht denken, wie es ihm gehen würde, der mit seinen Leistungen noch unter der Mittelmässigkeit bleibe.“ Im

Übrigen will die Vorrede im Hinblick auf die hohe Stellung der Angeredeten darlegen, welche Bedeutung die Mathematik gerade für den Staatslenker habe, und auf die Wichtigkeit der neuen Erfindung Galileis für das praktische Leben hinweisen. Das geschieht in einer Form, die man heutzutage einen Schüleraufsatz über das Thema: Welche Bedeutung hat die Mathematik für den Staatsdienst? nennen würde. Ein rechtes *exercitium rhetoricum* nach dem Rezept des Junius, für welches Plato, Aristoteles, Plutarch und Cicero Gedanken und Ausdruck liefern, führt sie in ganz schematischer Weise unter vielfacher Benutzung der alten Klassiker den Gedanken durch, dass die Mathematik die Grundlage und Richtschnur für alle anderen Wissenschaften sei und dass die Beschäftigung mit ihr durch Galileis wichtige Erfindung bedeutend erleichtert werde. Der Verfasser kennt die mathematische Litteratur, aber seine Ausdrucksweise ist nicht die eines Mathematikers, wohl aber eines jungen Gelehrten, der für das Leben der Gegenwart und seine mannigfaltigen Bedürfnisse ein offenes Auge hat.

Galileis Tractat, im Originaltext sehr selten geworden, zerfällt in zwei Theile. Im ersten wird in 31 „Problemen" der mannigfaltige Gebrauch des Proportionalzirkels gezeigt, im zweiten, wozu der zwischen die Schenkel des Zirkels gelegte Quadrant dienlich ist. Das Instrument selbst wird von Galilei nicht beschrieben. In knapper, klarer Weise, und die durchsichtige Übersetzung Berneggers lässt uns mit Leichtigkeit folgen, zeigt Galilei, die einzelnen Linienpaare seines Zirkels von Innen nach Aussen durchnehmend, wie zunächst mit Hilfe der arithmetischen Linie die Teilungen von Strecken (Aufg. 1 u. 2), die Constructionen gewisser ähnlicher Vielecke (Aufg. 3), die Aufgaben der Regel de tri (Aufg. 4—6), der Zinseszinsrechnung (Aufg. 7) leicht ausgeführt werden können. Ähnlich dient die sogenannte geometrische Linie, um proportionale Vielecke zu construieren (Aufg. 8—11), Quadratwurzeln auszuziehen (Aufg. 12) und die mittlere Proportionale zu finden (Aufg. 14). Wie sehr Galilei dabei immer an die Bedürfnisse des praktischen Lebens, besonders der Kriegskunst denkt, zeigt z. B. Aufg. 13, in welcher aus einer gegebenen Anzahl

Soldaten eine Schlachtreihe in Form eines Oblongums aufgestellt werden soll. Vermittelst der stereometrischen Linie können Körper nach einem gegebenen Verhältnis vergrössert oder verkleinert (Aufg. 15—17), Kubikwurzeln ausgezogen (Aufg. 18), zwei mittlere Proportionalen gefunden (Aufg. 19) und ein Kubus in ein Parallelopipedon verwandelt werden (Aufg. 20). Die folgenden 7 Aufgaben beziehen sich auf die metallische Linie, welche die Durchmesser gleich schwerer Kugeln von verschiedenen Metallen angiebt. Vermittelst derselben kann zu einem gegebenen metallischen Körper ein ähnlicher und gleich schwerer Körper von anderem Metalle construiert werden, ferner das Gewichtsverhältnis der angegebenen Metalle und zweier aus verschiedenen Metallen bestehenden ähnlichen Körper, also besonders das Gewichtsverhältnis von Geschossen verschiedenen Stoffes und umgekehrt aus dem Gewicht die Masse der einzelnen Teile gefunden werden.

Diese 4 Linien waren auf der einen Seite jedes der linealförmigen Schenkel des Galileischen Zirkels eingezeichnet; auf der andern Seite befand sich zunächst die sogenannte polygraphische Linie, welche die Radien der umschriebenen Kreise für regelmässige Vielecke angiebt, indem die Länge zwischen den beiden Zahlen 6 als Radius und zugleich Seite des regulären Sechsecks aufgefasst und so als Constante für die Seite jedes Vielecks angenommen wird. Vermittelst dieser Linie kann man also reguläre Vielecke construieren (Aufg. 26) und eine Kreisperipherie in beliebig viele gleiche Teile teilen (Aufg. 27).

Auf derselben Seite findet sich eine Linie, welche die verhältnismässige Länge der Seiten für regelmässige Vielecke gleichen Inhalts angibt. Galilei nennt sie tetragonische Linie, weil sie in der Praxis hauptsächlich dazu benutzt wird, ein Vieleck oder einen Kreis in ein Quadrat zu verwandeln. Mit Benutzung dieser Linie und der geometrischen, wie sie in den Aufgaben 8—11 zur Anwendung kommt, ist man im Stande, jede beliebige reguläre Figur in eine beliebige andere, ja auch jede beliebige irreguläre Figur, insofern man sie in Dreiecke zerlegen kann, in eine beliebige andere reguläre

Figur zu verwandeln. Hier zeigt Galilei, wie ein Dreieck in ein Quadrat zu verwandeln sei. Eigentümlich ist dabei, dass er, um auf die bequemste Weise die halbe Höhe zu finden, einen vierschenkligen Zirkel, dessen eines Schenkelpaar halb so gross ist als das andere, anzuwenden rät. Er kennt also die jetzt gebräuchliche Form des Proportionalzirkels, wendet ihn selbst in einer speziellen Form an und kommt nicht auf den Gedanken, denselben mit beweglichem Scheitelpunkte herzustellen und so die Messungen zwischen den Punkten der Schenkel vermittelst eines gewöhnlichen Zirkels überflüssig zu machen. Endlich beschreibt er den Gebrauch einer Linie, welche die Länge der Tangenten zu den beigesetzten Graden eines Kreisbogens angibt, wobei die Tangente von 45° der Halbmesser des Kreises ist. Galilei nennt sie linea adjuncta, „weil sie den vorher beschriebenen Linien das hinzufügt, was bei ihnen noch vermisst werden konnte, nämlich, wie man Teile des Kreises, z. B. Segmente, Sectoren, und andere gemischte Figuren in ein Quadrat verwandeln kann", und zeigt, wie man vermittelst derselben für ein Segment, eine aus zwei beliebigen Segmenten zusammengesetzte Fläche, einen Sector, eine Zone, eine Lunula den Flächeninhalt finden kann.

Im zweiten Teile erläutert Galilei den Gebrauch eines Quadranten, oder vielmehr eines „limbus quadrantis", eines Bogenstückes von Metall, welches zwischen die beiden Schenkel des Proportionalzirkels gelegt werden kann. Von den verschiedenen Scalen auf demselben soll die eine artilleristischen Zwecken dienen, z. B. den Elevationswinkel eines Geschosses zu bestimmen, die andere astronomischen; die dritte und vierte sind Hilfsmittel bei einfachen trigonometrischen Berechnungen; die letztere Anwendung wird ausführlich dargestellt und durch Figuren erläutert.

Der ganze Tractat hat, wie ja das Instrument hauptsächlich nur für solche Personen von Nutzen ist, die im Rechnen und in geometrischen Constructionen ungeübt sind, nur die praktischen Bedürfnisse des Handwerkers und des Artilleristen und Ingenieurs im Auge und ist weiter nichts als eine Gebrauchsanweisung für solche Leute. Daher sind die

Beispiele aus den entsprechenden Gebieten entnommen, daher sind ähnliche Anwendungen, welche leicht durch eine einzige mathematische Formel von einander abgeleitet werden können, gesondert und ausführlich dargestellt und jedes Eingehen selbst auf die einfachsten mathematischen Lehrsätze ist dabei vermieden.

Hier hat nun Bernegger eingesetzt, und um anderen die Möglichkeit zu schaffen, sich selbst einen Proportionalzirkel anzufertigen, um ferner das Instrument auch für die mathematische Unterweisung brauchbar zu machen und durch dasselbe zu weiteren mathematischen Studien anzuregen, hat er seine „Notationes“, Erläuterungen, hinzugefügt, welche an Umfang dem „Tractatus“ fast gleichkommen und eine so erhebliche Bereicherung desselben bilden, dass der Verfasser mit Fug und Recht das ganze Werk „meum fetum“, sein eigenes Werk nennen durfte, dass sie verdientermassen bald nach ihrem Erscheinen ins Italienische übersetzt wurden und so einen integrierenden Teil der Galilei'schen Schrift bildeten.

Zuerst kommt eine Anweisung, wie ein solches Instrument zu verfertigen sei. „Man mache aus Messing oder aus einem anderen soliden Metall, das sich nicht wirft, zwei Lineale, ganz gleich; die Grösse desselben ist willkürlich, doch wird es zweckmässig sein, wenn sie einen Fuss Länge und zwei Finger Breite haben. Beide müssen an dem einen Ende kreisförmige Ausbuchtungen haben, welche auf einander gelegt werden, so dass sie sich decken und dann durch einen runden Nagel so mit einander verbunden werden, dass sich die Lineale gleichmässig bewegen und je nach Bedürfnis zusammengelegt und auseinander gespannt werden können, so zwar, dass sie bei der grössten Ausspannung ἐπ' εὐθείας stehen, d. h. *ein* Lineal von zwei Fuss bilden“. Genauer und anschaulicher kann man sich gewiss nicht ausdrücken. Zugleich bereichert er das Instrument noch durch eine eigene kleine Erfindung. Da nämlich die Linien desselben nicht auf beiden Schenkeln bis an den Scheitelpunkt fortgeführt werden können, so befestigt er auf jeder Seite am Centrum Metallplättchen, auf welchen die Linien mit ihren

Einteilungen bis zum Scheitelpunkt fortgeführt werden. Man sieht aus seinen Worten deutlich, wie mühsam er selbst mit dem Zirkel gearbeitet hat.

Dann kommen die Erläuterungen, was die Linien Galilei's zu bedeuten haben und wie sie construiert werden. Die einfachsten algebraischen und geometrischen Aufgaben, die Zerlegung der Zahlen in ihre Primfactoren, das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzeln, die Teilung einer Strecke, die Hauptsachen aus der Kreislehre werden mit grösster Ausführlichkeit behandelt, dabei weiss Bernegger durch die Anschaulichkeit der Darstellung, sowie durch gelegentliche Abschweifungen und eingestreute Geschichtchen das Interesse immer rege zu erhalten. So gibt die Schrift ein Bild seines Unterrichts und zugleich einen Überblick über die mathematische Litteratur, welche damals zu Gebote stand. Die Quadrat- und Kubikwurzeln entnimmt er einer kurz vorher von dem Frankfurter Joh. Hartmann Beyer herausgegebenen dreistelligen Tafel. Die Dezimalbrüche kennt er unter diesem Namen noch nicht*), doch giebt er dieselben Zahlen, indem er die Einheit zu 10 000 Teilen nimmt. Die Teilung einer Strecke durch parallele Linien rühmt er als ein ganz neues Verfahren, welches Tycho de Brahe als junger Mensch in Leipzig kennen gelernt und in seiner „Mechanica astronomiae instaurandae“ zuerst veröffentlicht habe.

Bei der Erläuterung über die metallische Linie bespricht er das spezifische Gewicht verschiedener Metalle. Galilei nämlich nimmt das Gewichtsverhältnis zwischen Gold und Silber wie 5:3 an. Bernegger aber hat in dem „Probier-Buche“ des Böhmischen Oberbergmeisters Lazarus Ercker**) gefunden, dass sich reines Gold zu reinem Silber verhält wie 405 selibrae (od. Mark) 8 semunciae zu 227 selibrae 4 semunciae, und daraus das Verhältnis wie 1622 zu 909 berechnet.

*) Vergl. Kepleri opera ed. Frisch vol. V. p. 547. Gerhardt, Geschichte der Mathematik in Deutschland S. 77.

**) Er meint damit wohl die „Aula subterranea“, die im Jahre 1573 erschienen war. Vergl. Allg. deutsche Biogr. Bd. VI S. 215.

Ähnliche Angaben oder eigene Gewichtsbestimmungen zu Grunde legend, findet er dann von den übrigen Metallen, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn das spezifische Gewicht. Auch das Gewicht verschiedener Steine hat er berechnet, da die Angaben des Strassburgers Rivius in dessen „Deutscher Architektur"*) und des Holländers Adrian Romanus sich in diesem Punkte widersprechen, und hat, eine eiserne und eine steinerne Kanonenkugel aus dem Strassburger Zeughause wiegend, ihr Verhältnis wie 100 : 32 ermittelt. Die Reihenfolge der gefundenen Werte für das specifische Gewicht der Metalle wird nun auf einer Linie dargestellt, die betreffenden Punkte derselben werden mit den Anfangsbuchstaben der lateinischen Namen der Metalle versehen oder mit den Zeichen der Planeten, welchen dieselben zugeteilt sind, Gold der Sonne, Blei dem Saturn, Silber dem Monde, Kupfer der Venus, Zinn dem Jupiter, Eisen dem Mars. In einem Nachtrage druckt er die Untersuchungen des Joh. Bodinus über denselben Gegenstand (de re publ. VI) ab. Die Erklärung des Namens „tetragonische Linie" veranlasst ihn, sich über das Problem der Quadratur des Kreises zu verbreiten und die Unmöglichkeit desselben nachzuweisen. Dabei zeigt er seine Belesenheit in den Schriften der griechischen Mathematiker. Alsdann stellt er den Weg dar, auf welchem Archimedes zur Bestimmung der Zahl π gelangt ist, erwähnt die genaueren Berechnungen derselben von Clavius, Hartmann Beyer und kommt endlich auf die Ludolfsche Zahl, die er bis auf 20 Stellen angibt. An die Besprechung der sogenannten „linea adjuncta" knüpft er die Berechnung des Kreisbogens und Segments. Die gefundenen Werte stellt er für jede Grösse tabellarisch zusammen, um für die Praxis eine Berechnung unnötig zu machen.

Um die Anwendbarkeit des „dädalischen" Instruments zu erhöhen, fügt Bernegger noch drei Linien an demselben hinzu. Die „linea chordarum" zeigt für jeden Grad des Centriwinkels die Länge der zugehörigen Sehne an, die zweite Linie stellt das Verhältnis der Seitenlänge eines in eine Kugel

*) Er meint wohl die Übersetzung des Vitruv.

einzutragenden regelmässigen Tetraeders, Octaeders, Hexaeders, Ikosaeders und Dodekaeders zum Radius der Kugel dar, und die letzte zeigt, in welchem Verhältnis die Längen der Seiten dieser Körper zu einander stehen, wenn sie von gleichem Inhalte sind, ist also eine Übertragung von Galilei's tetragonischer Linie auf Körper. Die Werte für alle diese Grössen sind ausgerechnet und tabellarisch zusammengestellt.

Der zweite Teil der Arbeit sollte eigentlich die wissenschaftliche Begründung der Probleme Galileis enthalten, doch wird hier nur gezeigt, auf welchem Prinzip der Proportionalzirkel beruht, d. h. es wird der Satz von der Proportionalität in ähnlichen Dreiecken in der gewöhnlichen Weise durchgeführt.

Er knüpft daran die Bemerkung, dass zwar in der Theorie diese und andere Sätze „gleichwie die Tafeln der Parzen, unwandelbar blieben," aber bei der praktischen Anwendung zuweilen Irrungen vorkämen. Immerhin sei dieses Instrument zuverlässiger und leichter zu handhaben als des Jodocus Byrgius Proportionalzirkel oder sonst ein anderer.

Man erkennt, dass Bernegger unter Dasypodius Leitung die griechischen Mathematiker, insbesondere seinen Euclid gründlich studiert, aber auch mit den zeitgenössischen Arbeiten auf diesem Gebiete, welches seit einem Jahrhundert besonders in Deutschland eifrig gepflegt wurde, und zwar nicht bloss mit den deutschen sondern auch mit denen der Italiener und Franzosen sich vertraut gemacht hat und vollauf das Lob eines „überaus gelehrten Mathematikers" verdient. Sein Buch fand solche Anerkennung, dass im Jahre 1635 eine zweite unveränderte Ausgabe,*) und im Jahre 1655 eine italienische Übersetzung erschien (Annotazioni di Mattia Berneggeri sopra'l trattato dell instrumento delle proportioni del Sig. Galileo Galilei. Bologna.).

2. DAS MANUALE MATHEMATICUM.

Noch in demselben Jahre erschien ein zweites mathematisches Werk von ihm, die einzige Schrift Berneggers, welche

*) cf. Kästner, Gesch. d. Math. III, S. 339. — Bernegger erwähnt davon nichts.

in deutscher Sprache verfasst ist, ein Manuale Mathematicum, die Tafeln der Sinus, Tangenten und Secanten samt den Tafeln der Quadrat- und Kubikwurzeln.

Dass diese Schrift nach der Bearbeitung von Galileis Proportionalzirkel erschien, darf wohl daraus vermutet werden, dass in der Vorrede der letzteren nichts von einem früher veröffentlichten Werke erwähnt wird und der Traktat sich überhaupt als ein Erstlingswerk verrät. Dass die Tafeln noch im Jahre 1612 erschienen, ergiebt sich aus dem Anfang der Vorrede zur zweiten Auflage. Denn diese allein ist uns noch auffindbar gewesen. Hier führt das Werk folgenden Titel:

> Manuale Mathematicum, darinn begriffen / Die Tabulae Sinuum, Tangentiū, Secantium; so wol die Quadrat- und Cubictafel: sambt gründlichem vnterricht / wie solche nützlich zu gebrauchen. Allen Baw- vñ Kriegsverständigen / Feldmessern / vnd andern Kunstliebenden hiebevor in Teutsche Sprach an Tag geben / An jetzo aber wieder vbersehē / vnd auffs New in Truck gegeben Durch Paulum Ledertzen Buchhändlern in Strassburg. Und Gedruckt durch Antonium Bertram. M.DC.XIX.

Solcher Tafeln gab es besonders seit Peuerbachs Arbeiten (vom Jahre 1541) nicht wenige in Deutschland, Bernegger selbst erwähnt solche von Peter Crüger, dem durch seinen lebhaften Verkehr mit Kepler bekannten Danziger Mathematiker, von dem Frankfurter Hartmann Beyer und Anderen. Ob er alle Werte selbst nachgerechnet, steht dahin, schnell wird das Büchlein jedenfalls entstanden sein, es zeichnet sich aber aus durch handliche Form und übersichtliche Anordnung.

Nach den Widmungsworten des Buchhändlers an den Markgrafen Friedrich von Baden, in welchen die Wichtigkeit des Werkchens für militärische Zwecke, zu „Grundlegungen der Vestungen und wehrhaffter Gebäw, Schantzen und andern darzu gehöriger nothwendigen Kriegsrüstungen, auch Massstäbe zum Geschütz und visierrichten zu machen“ dargethan wird,

übrigens in einem Stil, der an Schwerfälligkeit und Verzwicktheit seines Gleichen sucht (1 Satz umfasst 3 Seiten), berichtet Bernegger in der „Vorrede an den guthertzigen Leser, dass er sich entlich bereden lassen, eine zweite Auflage drucken zu lassen, in welcher die *tabulae* auf einen grössern radium verfertigt sind, obwol nunmehr dergleichen sachen seine Profession nicht seind und es bei voriger edition an Zoilis nicht gemangelt". Damit meint er besonders den Mathematiker Crüger, der ihm einzelne Rechenfehler nachgewiesen und es bemängelt hatte, dass er keine *demonstrationes*, Beweise, gegeben. Bernegger ist nämlich der Ansicht, solche Beweise seien für den gemeinen Mann, für den das Buch bestimmt sei, unnötig und schliesst mit den anerkennenden und freundlichen Worten: „Im übrigen will ich herr Crügers werk*) nicht veracht haben, halte dasselbe hoch und pflegs auch andern zu commendirn. Bitte allein, er wolle meiner hinfüro schonen." Es folgt nun eine Darstellung, wie mit Hilfe der Tafeln und durch Rechnung nach der Regula de tri sämtliche Stücke eines Dreiecks zu finden sind, nebst einer Erklärung der im folgenden gebrauchten Termini. „Ein jede Circumferentia, Cirkelrunder riss oder Cirkellini, heisst es da ausführlich, wirdt getheilt in 300. gleiche theil, so man gradus nennt: und 1. gradus wirdt widerumb in 60. *scrupula prima* oder erste minuten: 1. *scrupulum primum* in 60. *scrupula secunda* oder andere minuten . . . und also fort eingetheilt . . . deren Logistische bezeichnuss ist, dass man ob den graden ein nulla, ob den ersten minuten ein ablang strichel, ob den andern minuten zwei solche strichel und also fortan setzet." Ebenso genau wird gezeigt, was unter *arcus, semicirculus, quadrant, complementum* zu verstehen, wie ein rechter, spitzer und stumpfer Winkel zu erkennen sei; dann werden die Begriffe *chorda, sinus rectus* (= halber theil von der *chorda* dess gedoppelten *arcus* . . . oder noch deutlicher zu sagen, eine *perpendicularis linea*, das ist ein waglini, so wagrecht, winkelrecht oder bleyrecht von dem einen ende dess vorhabenden *arcûs* herab fallt auff den

*) Er meint dessen 1612 veröffentlichte „Trigonometria".

diameter, so auss dem andern ende desselben *arcûs* gezogen wird), *sinus versus, sinus complementi, sinus totus vel maximus* (ist allezeit der halbe Diameter), *tangens* und *secans* erklärt. „Dess Berichts anderer theil lehrt, wie man in den Tafeln nachschlagen soll“, und legt zunächst „jhr disposition und structur“ dar, welche in der Form den jetzt gebräuchlichen Tafeln entspricht, nur dass von Cosinus und Cotangens natürlich keine Rede ist und die letzten Stellen hie und da ungenau sind. Alsdann wird in acht Regeln sorgsamste Anweisung gegeben und durch Figuren erläutert, wie aus den Tafeln zu einem in Graden, Minuten und auch Sekunden gegebenen Bogen Sinus, Sehne u. a. und umgekehrt aus Sinus oder Sehne der Bogen gefunden wird.

Der dritte Teil endlich, „wie durch hilff nachvolgender Taflen die Triangel zu solviren“, giebt eine ganz hübsche Darstellung der Hauptsätze aus der Lehre vom Dreieck, indem er ausgehend von Euclid I, 32 (die Summe der 3 Winkel eines Dreieckes ist gleich 2 R) und vom leichtesten, dem rechtwinkligen Dreieck beginnend, neun Fälle behandelt, wie aus drei gegebenen Stücken die übrigen Stücke eines Dreiecks zu finden sind. Dieser Abschnitt schliesst mit den Worten: „Wann es das Format dieses Handbüchleins hette leiden mögen, were auch von der praxi und gebrauch dieser lehr in Mathematica, und derselben anhangenden Künsten gehandlet worden, solle aber doch zur andern gelegenheit den Kunstliebenden zu gutem, bevorab so vermerckt würdt, das jhnen solch mein geringfügig arbeit nicht unangenehm, dieses in einem sondern Tractat beschehen.“

Also selbst im Jahre 1619 hat Bernegger noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sich auch fernerhin eingehender mit mathematischen Dingen beschäftigen zu können.

„Damit aber doch,“ fährt er dann fort, „der günstige Leser hiervon auch in diesem Tractätlein etwas habe, wollen wir allhie zu einem praegustu nur zwei Exempel einführen, eines zur Architectura militari, das andere zur Altimetria gehörig,“ und nun zeigt er, wie mit Hilfe der angegebenen Regeln und der Sinustafel die Prinzipal- und Hauptlinien

von zwei halben Beluarden*) gefunden werden. Bei dieser Darstellung, in welcher er auch einige praktische Kenntnisse in der Fortifikationslehre verrät, ist eigentümlich, dass er nicht zuerst die Rechnung mit unbenannten Zahlen bis zu der gewünschten Formel ausführt und dann die bestimmten Werte einsetzt, sondern von vornherein die gegebenen benannten Zahlen verwendet; dadurch kommt er zu recht unbequemen Brüchen und wird so zu der Bemerkung veranlasst, „das man in dergleichen rechnungen einen sondern vortel haben würde, so man an statt der Rut von 12. schuhen ein decempedam, das ist ein mass von 10. schuhen neme und den schuch in 10. Zoll theilete.“ Und nun erwähnt er die für die Geschichte der Mathematik wichtige, wie es scheint bis jetzt noch unbekannte Thatsache, dass man „von dieser rechnung durch zehentheilige vieltaltig continuirte brüch ausführlichen bericht findet in Dr. Johann-Hartmann Beyern newen vollkommenen Visierkunst, im Jahr 1603 zu Franckfurt am Mayn ausgangen.“ Danach ist also die Dezimalbruchrechnung, welche Kepler im Jahre 1606 zum ersten Male erwähnt und deren Erfindung er seinem Gehilfen, dem Toggenburger Jost Bürgi, zuschreibt**), schon 1603 von dem Frankfurter Sohne des aus seinen theologischen Streitigkeiten bekannten Prädikanten Hartmann Beyer, ausgegangen. Bernegger prophezeit dieser neuen Rechenart eine grosse Zukunft; denn dieselbe „ist nicht allein sehr genaw und gewiss, sondern auch gantz leicht und richtig: und weil sie keine newe praecepta erfordert, sondern mit gemeiner Rechnung vbereinkommet, der Astronomischen Logistic weit vorzuziehen... also das diese vieleicht gar fallen möchte, wann jene, als noch der zeit new und bisher vngewohnliche art, mehrers in übung kommen würde.“

Als ein zweites Beispiel für die praktische Anwendung der Sinustafeln gibt er dann die gewöhnliche trigonometrische Berechnung der Höhe eines Turmes. Die ganze Arbeit

*) Der Ausdruck Beluard wird nachher erklärt als „Bollwercks Spitz“.

**) Über ihn handelt Cantor in der Allg. deutsch. Biogr. Bd. 3 S. 604 ausführlich.

schliesst sich, wie eine flüchtige Prüfung ergibt, sowohl in dem Bericht als auch in den Tafeln eng an des Clavius trigonometrische Tafeln an*).

Der zweiten Auflage dieser Sinustafeln hat Bernegger hinzugefügt „eine Tetragonische Tafel und eine Cubictafel, sambt bericht, wie durch hülff derselben die wurtzeln auss vorgegebenen gevierdten zahlen (resp. Cubischen zahlen) behend vnd leichtlich zu finden seyen“. „Die structura vnd Ausstheilung dieser Tafeln ist also angestelt, das zu öberst vberzwerch vnd auff der lincken seiten abwertz die Quadrat (resp. Cubic-)wurzeln dergestalt verzeichnet worden, das oben die centarii, (das ist diejenige zahlen so mit 100 aufgehn) und auf der seit, was unter 100 ist, gesetzt wirdt: in der Tafel aber selbsten, oder in der Feldung stehn die Quadrat (resp. Cubic-) zahlen derselben wurtzlen.“ Diese Tafeln sind nicht von Bernegger selbst ausgerechnet worden, sondern er hat sie entnommen aus einer Schrift des Bologneser Mathematikers Joh. Antonius Maginus „Tabula Tetragonica seu quadratorum numerorum cum suis radicibus Venedig 1592“, in welcher die Quadrate für die Zahlen bis 1000 ausgerechnet waren. Bernegger aber gibt sie, „das vacierende Papier zu füllen“ bis auf 1100 und die Kuben bis 1300. Er fügt daran eine aus Clavius' geometria practica (p. 227 sq.) entnommene Anweisung nebst Tafel, wie solche Quadrate durch Benutzung der Formel $(a + 1)^2 = a^2 + 2a + 1$ und die Kuben durch Benutzung der Formel $(a + 1)^3 = a^3 + 3a^2 + 3a + 1$ der Reihe nach gefunden werden. Dann kommen Regeln, wie mit Hilfe der Tafeln Quadrate und Quadratwurzeln, Kuben und Kubikwurzeln, auch aus sog. surdischen Zahlen, d. h. solchen Zahlen, deren Quadrat- resp. Kubikwurzeln keine ganze Zahlen sind, gefunden werden. Die Regeln sind sehr ausführlich und für unsere Begriffe ziemlich unpraktisch in der Fassung, sodass man Bernegger kaum

* Christophori Clavii Bambergensis e societate Jesu sinus vel semisses rectarum in circulo subtensarum: lineae tangentes atque secantes, Anhang zu Theodosii Tripolitae sphaericorum libri III a Chr. Clavio illustrati. Mainz 1611.

Recht geben kann, wenn er sich gegen das Verfahren des Maginus erklärt. Maginus wendet nämlich, wie es jetzt ebenso geschieht, einfach den binomischen Lehrsatz dabei an, während Bernegger im Grunde genommen denselben Weg einschlägt, aber viel umständlicher ist.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Berneggers Manuale auf irgend welche wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch machen kann; wohl aber ist anzuerkennen das Geschick, mit dem er in der Fassung seiner Regeln und in der Anordnung seiner Tafeln den Bedürfnissen des praktischen Lebens gerecht zu werden versteht.

3. MATHEMATISCHE NEBENARBEITEN.

Der Beschäftigung mit Mathematik musste er schweren Herzens entsagen, als er im Jahre 1613 auf den akademischen Lehrstuhl für Geschichte berufen wurde; doch sein Interesse daran erlosch damit keineswegs. Wie er in seiner Antrittsrede als Professor der Geschichte die Mathematik mit ihren Nebenfächern, der Topographie, Chronologie, Astrologie als unbedingt notwendig für das Studium der Geschichte hinstellt, und diesen Satz durch die mannigfaltigsten Beispiele erhärtet, wie er in derselben Rede sich nicht versagen kann, dem Quintilian eingehend einen groben geometrischen Schnitzer nachzuweisen, so vertieft er sich im October 1616 in Keplers eben erschienene *Stereometria dolii* *) und im November desselben Jahres rühmt Gringaletti, der nachmals sich als Gehilfe Keplers bei der Herstellung der Rudolfinischen Tafeln bekannt gemacht hat, in einer Bittschrift an die Strassburger Schulherren die Unterstützung und Förderung, die Bernegger seinen Studien habe angedeihen lassen. Zwei Jahre darauf beobachtet er von der Plattform des Münsters aus den grossen Kometen, welcher als Vorbote des 30jährigen Krieges galt, und findet dabei, dass die Luftschicht unterhalb seines Standpunktes voller Nebel, oberhalb aber klar ist. Auch trägt er sich mit dem Plane, aus des Dasypodius Nachlass bis dahin

*) Hansch, Epistolae Kepler, S. 622.

noch unbekannte Schriften griechischer Mathematiker herauszugeben. Diese Absicht kam freilich nicht zur Ausführung, wohl aber erschien 1619 die zweite Auflage seines Manuale mathematicum, und zehn Jahre später äussert Kepler scherzweise die Absicht, er wolle seine *Astronomia Lunaris* unter des Freundes Namen veröffentlichen. Auch bleibt Bernegger mit vielen Mathematikern in ununterbrochener Korrespondenz.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn er seitens der Behörden als die bedeutendste mathematische Kraft in Strassburg angesehen und dem eigentlichen Professor der Mathematik vorgezogen wird. Denn als im Jahre 1619 eine Neugestaltung des Unterrichts im Gymnasium vorgenommen werden soll, wird er dazu ausersehen, ein „Compendium oder Systema der Mathematica Praecepta aufzusetzen und zu verfertigen; wenn es fertig wäre, sollte er solches Herrn M. Malleolo (dem Professor der Mathematik) zu übersehen geben“. Diesen Auftrag hat er freilich nicht erfüllt und die Angelegenheit ruhte, bis das bisher gebrauchte Compendium im Jahre 1629 vergriffen war. Da wendet sich Bernegger an Kepler, ob man ein neues Lehrbuch schreiben oder aus den vorhandenen eins auswählen solle, das bisherige beizubehalten erscheine ihm unthunlich. Kepler hingegen hält das Compendium des Dasypodius, nicht für unzweckmässig; denn zu den Lehrsätzen noch Beweise hinzuzufügen sei überflüssig und die Anwendung der Sätze auf die Praxis sei nicht Sache des Gedächtnisses, sondern der Übung. Indessen schlägt er vor seine eigene *Diatyposis systematis mathematicae,* welche in 10 Tafeln einen Überblick über alle Gebiete der Mathematik böte und so einen guten Stoff zu Übungen im mathematischen und logischen Denken lieferte, der neuen Auflage einzuverleiben, lässt ihm auch diese Arbeit zugehen. Nun ist in den von Malleolus 1629 veröffentlichten *Quaestiones arithmeticae in usum gymnasii Argentoratensis* der erste Teil des Erotemata des Dasypodius, nämlich die *elementa logistica* nach Ramus, Clavius, Tonstalli selbständig umgearbeitet und bedeutend erweitert, dabei ist aber der Memorierstoff entsprechend den von Bernegger aus-

gesprochenen Grundsätzen erheblich beschränkt, die Definitionen sind teils weggelassen, teils vereinfacht, dafür ist dem praktischen Rechnen ein viel grösserer Raum gegeben, vor allem der Rechnung mit Brüchen und der Regula de tri. Wenn dabei für unsere Begriffe immer noch zu viel Betrachtungen und spitzfindige Einteilungen vorkommen, so ist zu bedenken, dass das Buch, für den Standpunkt von Sekundanern und Primanern berechnet, dadurch diese zu mathematischem Denken anregen sollte. Vor allem aber ist bemerkenswert, dass jeder der drei Abschnitte des Buches mit einer Übersichtstafel versehen ist, welche den behandelten Stoff genau nach den von Kepler in dem oben erwähnten Briefe an Bernegger angedeuteten Gesichtspunkten darstellt. So enthält z. B. die erste Tafel folgende übersichtliche Einteilung der Arithmetik:

- Arithmetica
 - I. Abstracta
 - I. Simplex de
 - Notatione
 - Numeratione
 - Integrorum
 - Simplex
 - Additio
 - Subductio
 - Multiplex
 - Multiplicatio
 - Divisio
 - Fractorum in
 - genere
 - specie
 - II. Comparativa (de qua in tertio segmento)
 - II. Concreta sive logistica
 - Communis
 - Astronomica

Ähnlich, nur ausgeführter sind die übrigen. Demnach ist es höchst wahrscheinlich, dass diese Tafeln aus Keplers *Diatyposis* entnommen sind und so ein erhaltenes Stück dieses sonst verloren gegangenen Werkes des grossen Astronomen bilden. Dass Malleolus bei dieser Arbeit sich des Beirates und der Unterstützung seines Amtsgenossen zu erfreuen gehabt hat, erscheint so gut wie sicher.

In derselben Zeit sollte ihm die unausgesetzte Beschäftigung mit der Mathematik auch ein sicherer Hoffnungsanker in schweren Stürmen und Nöten sein. Denn als er fürchten musste durch das Restitutionsedikt seine Professur zu verlieren,

hoffte er gerade durch seine Leistungen auf diesem Gebiete sich irgendwo anders eine neue Lebensstellung erringen zu können.

Dass er sich auch in der Folgezeit mit astronomischen Fragen beschäftigte, erhellt aus einem Briefe Schickardts an ihn vom 26. Juni 1630, in welchem dieser Gelehrte dem Freunde „als einem Mathematico“ seine Beobachtungen und Berechnungen über die letzte Sonnenfinsternis eingehend mitteilt und ihn bittet, Habrecht, Remus und womöglich französische Astronomen zu veranlassen, ihm ihre Beobachtungen zugehen zu lassen. Bald darauf bedauert Bernegger demselben Freunde gegenüber, dass er längst von diesen Genüssen (deliciae) ausgeschlossen sei und die letzte Sonnenfinsternis nur flüchtig beobachtet habe. Selbst wenn er tief mit philologischen Arbeiten beschäftigt ist, wie z. B. mit der Herausgabe des Justin, vergisst er nicht, gelegentlich ausführlich auf die Grösse und scheinbare Bewegung der Kometen einzugehen. Ebenso kann er im Eingange seiner Trauerrede auf Gustav Adolphs Tod sich's nicht versagen, mit diesen geheimnisvollen Sternen sich zu beschäftigen; er hält sie gemäss Keplers im Jahre 1608 dargelegter Ansicht*) für verdichtete Luft.

4. GALILEIS SYSTEMA MUNDI.

So hatte er 20 Jahre lang nichts verabsäumt, sich in diesem Wissensgebiete auf der Höhe zu halten, da trat an ihn eine Aufgabe heran, durch welche er an der grössten That dieses Jahrhunderts, der wissenschaftlichen Begründung des Copernicanischen Weltsystems, Anteil nehmen sollte. Im Jahre 1632 veröffentlichte Galilei seine *Dialogi quattro sopra i due massimi sistemi del mondo, Tolemaico e Copernicano,* in welcher Schrift er seine beiden Freunde Sagredo und Salviati und einen Peripatetiker, dem er den bezeichnenden Namen

*) Ausführlicher Bericht von dem newlich im Monat Septembri vnd Octobri diss 1607 Jahrs erschienenen Haarstern oder Cometen. Gedruckt zu Hall in Sachsen 1608. (Frisch, Kepleri opera VII S. 23 ff.)

Simplicio gibt, über die beiden entgegengesetzten Weltanschauungen sich unterhalten lässt. Von den beiden ersten werden alle Gründe für die Bewegung der Erde vorgetragen, und von Simplicio werden sie bekämpft und zwar mit dem Erfolge, dass die Verfechter des neuen Systems, trotzdem sie immer im Vorteile über ihren Gegner sind, dennoch am Ende nachgeben. Bekannt ist, dass Galilei bald nach dem Erscheinen dieser Schrift in strenge Untersuchungshaft genommen und gezwungen wurde, seine Ansichten, wie sie durchsichtig verschleiert in derselben niedergelegt waren, als ketzerisch abzuschwören. Nichtsdestoweniger fand er Gelegenheit, für die Verbreitung seines auf den Index gesetzten Buches zu sorgen, indem er durch seinen Freund, den Pariser Juristen und königlichen Bibliothekar Elias Diodatus, Bernegger auffordern liess, die Übersetzung dieser Schrift zu übernehmen. Er hielt gerade Bernegger für den geeigneten Mann dazu, seitdem vier Jahre vorher dessen Bearbeitung seines Traktats über den Proportionalzirkel ihm vor Augen gekommen war und seinen vollen Beifall gefunden hatte.

Obgleich Bernegger damals mit der Herausgabe seiner lateinischen Historiker beschäftigt war, so glaubte er doch, zumal er diese philologischen Arbeiten der bewährten Kraft des Johannes Freinsheim überlassen konnte, den Antrag, der ihm eine hohe Auszeichnung war, nicht von der Hand weisen zu dürfen. Er konnte ja überhaupt Niemandem eine Bitte abschlagen, zumal wenn es sich um Förderung wissenschaftlicher Interessen oder gar der Aufklärung handelte. Und hier drehte es sich um Kampf gegen päpstliche Unduldsamkeit und die Bitte wurde gestellt von einem einflussreichen, um die Wissenschaft hoch verdienten Manne, von einem Freunde, dem er sich wegen mannigfacher Gefälligkeiten schon seit Jahren verpflichet fühlte, der jetzt auch seinem Sohne Kaspar in Paris von grossem Nutzen sein konnte. Zwar war er sich der Schwierigkeit, welche die Arbeit ihm machen würde, wol bewusst, da er „durch die Ungunst des ihm gegenüber stiefmütterlich handelnden Glücks, das ihm immer Zeit und Mittel versagte, sich seiner Lieblingsbeschäftigung

niemals habe recht hingeben dürfen und es darin kaum über mittelmässige Leistungen gebracht habe"; aber er hoffte auf die Unterstützung seines Freundes, des Tübinger Professors Schickardt, den er für den besten Mathematiker Deutschlands seit Keplers Tode hielt. So machte er sich denn, als er am 1. August 1633 die Schrift aus Paris erhalten, mit jugendlichem Feuer an die Arbeit, vertiefte sich mit zunehmendem Staunen und wachsender Begeisterung in die Lektüre und hoffte während des kommenden Winters die Übersetzung beendigen zu können, jedoch wurde er erst Ende Februar 1635 damit fertig. Dann hatte er noch viele Mühe, bis die Elzevirs in Leyden sich bereit fanden, den Verlag zu übernehmen.

Der stattliche und schön ausgestattete Band hat zwei Titelblätter; das erste, geschmückt mit einem Stiche des bekannten, damals in Strassburg ansässigen und mit Bernegger befreundeten Kupferstechers Jacob van Heyden, auf welchem Aristoteles als Greis, Ptolemäus mit einem Handmodell seines Telluriums und Copernicus mit einem kleinen Gerät, welches den Lauf der Erde um die Sonne darstellen soll, sich am Meeresufer unterhalten, weist unter dem Sechskugelwappen der Medici die Aufschrift: Dialogus de Systemate Mundi, autore Galilaeo Galilaei Lynceo, Serenissimo Ferdinando II Hetrur. Magno-Duci dicatus. Augustae Treboc. Impensis Bonaventurae et Abrahami Elzevir. Bibliopolar. Leydens., das zweite Blatt giebt den ausführlichen Titel:

> Systema Cosmicum, authore Galilaeo Galilaei Lynceo ... In quo quatuor dialogis, de Duobus Maximis Mundi Systematibus, Ptolemaico et Copernicano, utriusque rationibus philosophicis ac naturalibus indefinite propositis disseritur. Ex Italica lingua Latine conversum. Accessit appendix gemina, qua SS. Scripturae dicta cum terrae mobilitate conciliantur ... Augustae Treboc. Impensis Elzevirorum, typis Davidis Hautti: Anno 1635.

Ein weiterer Schmuck ist das Brustbild Galileis, mit der Umschrift Galilaeus Galilaei Lynceus, Philosophus et mathematicus serenissimi Hetruriae Magni-Ducis, oben zwei geflügelte

Knaben, von denen der eine den Proportionalzirkel, der andere ein Fernrohr hält, ebenfalls ein Stich Heydens. — Nicht zufrieden mit den zwei Sinnsprüchen auf dem zweiten Titelblatt hat Bernegger auf der Rückseite desselben unter dem Imprimatur von fünf geistlichen Behörden Italiens vom Jahre 1630 (erst drei Jahre später wurde das Buch auf den Index gesetzt) noch weitere Denksprüche hinzugefügt, den Satz aus Polybius, dass die Wahrheit das Höchste sei und sich überall schliesslich doch durchkämpfe, und die Mahnung: Χωρὶς προκρίματος τὰ πάντα κρίνετε.

Da es nicht verraten werden durfte, dass Galilei um Berneggers Arbeit wisse, so hat dieser in der Vorrede die Sache so dargestellt, als ob einer seiner Freunde, der Danziger Benjamin Engelcke, ihm das Buch aus Italien mitgebracht habe. Doch nur unter der harten Bedingung habe er es behalten dürfen, dass er es ins Lateinische übersetze und so zu einem Gemeingute aller Gebildeten mache. Aus Angst, das Buch sonst wieder aus den Händen geben zu müssen, habe er halb und halb zugesagt. Doch bald seien ihm Bedenken aufgestiegen, zunächst dass er die Arbeit übernehmen wolle, ohne vorher Galileis Erlaubnis eingeholt zu haben. Galilei habe vielleicht seine Gründe gehabt, warum er dieses herrliche Werk nicht selbst lateinisch sondern italienisch geschrieben. Aber die Elzevirs und einige angesehene Gelehrte, besonders Boxhorn, hätten ihm keine Ruhe gelassen. Er bitte wegen der etwaigen Mängel und Irrtümer um Verzeihung und sei derselben seitens des Verfassers sicher, wegen der Humanitas, welche ja der italienischen Nation und dem Genius der Mathematik und Philosophie eigen sei. Durch seine Arbeit würde ja auch Galileis Ruhm, der in seiner Heimat Widersacher fände, im Auslande gefeiert und hierdurch würden auch seine Landsleute beeinflusst werden, gleichwie der Rhodier Protogenes erst durch Apelles zur Anerkennung in seiner Heimat gelangt sei. Freilich würde auch im Auslande das „paradoxe“ Buch Widerspruch finden. Aber wie ja die von Galilei vertretene Auffassung schon zwei Jahrtausende, seit den Zeiten des Pythagoras und Aristarch, trotz aller Anfeindungen

fortgelebt habe, so werde sie auch jetzt, wo sie nicht mehr bloss durch logische Schlüsse (argumenta Topica), sondern durch physikalische Gesetze, vor allen seit Erfindung des Fernrohres begründet sei, sich Bahn brechen. Die Bedenken, dass dieselbe mit der heiligen Schrift in Widerspruch stehe, sollen gehoben werden durch die als Anhang von Bernegger der Übersetzung hinzugefügten Schriften des Antonius Foscarinus und Keplers und durch Galileis eigene Rechtfertigungsschrift, welche Bernegger baldigst folgen lassen wird, da sie ihm leider zu spät zu Händen gekommen sei, als dass er sie gleich hätte mit drucken lassen können.

Die Übersetzung ist schlicht, klar und leicht verständlich, für philosophische Begriffe sind die neulateinischen Ausdrücke der Scholastik ohne Scheu gebraucht. Von der Sorgsamkeit und peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher sich Bernegger der Übersetzung unterzog, giebt der Umstand Zeugnis, dass er an einer Reihe von Stellen, wo er nicht sicher ist, das Richtigste getroffen zu haben, entweder den italienischen Text am Rande der Übersetzung hinzufügt oder die letztere ganz auslässt und nur die italienischen Worte hinsetzt. Hie und da flicht er kleine litterarische oder sachliche Erläuterungen ein. In den einleitenden Bemerkungen weist er darauf hin, dass die heilige Schrift, um dem gemeinen Manne verständlich zu bleiben und nicht das „einfache Volk Gottes in Verwirrung zu bringen“, sich absichtlich der genauen, gelehrten Ausdrucksweise (*abstrusis et importunis locutionibus*) und der Besprechung wissenschaftlicher Fragen (*de rebus ultra captum erudiendorum*) enthalten habe, sie verfolge ja weit höhere Zwecke. So sei der hie und da hervortretende Widerspruch zwischen der Copernicanischen Weltanschauung und dem Wortlaute der heiligen Schrift aufzufassen. Zur weiteren Aufklärung über diese Frage druckt er dann Keplers Ansicht darüber, wie er sie in der Introductio zur Astronomica nova (auch Physica coelestis oder Commentarien zu den Bewegungen des Mars betitelt*) vom Jahre 1609 niedergelegt hat, wörtlich ab und

*) Kepl. opera ed. Fritsch III, S. 153—156.

fügt seine lateinische Übersetzung eines von Diodat (der hier mit dem Anagramm Davides Lotaeus bezeichnet wird) ihm zu diesem Zwecke übersandten Briefes des Carmeliters Paulus Antonius Foscarinus an den General dieses Ordens Sebastian Fantonius über denselben Gegenstand hinzu. Der Titel desselben lautet:

> Epistola R. P. M. Pauli Antonii Toscarini Carmelitani circa Pythagoricorum et Copernici opinionem de mobilitate terrae et stabilitate solis et de novo systemate seu constitutione mundi, in qua Sacrae Scripturae autoritates, et theologicae propositiones, communiter adversus hanc opinionem adductae conciliantur. Ex Italica in Latinam linguam perspicue et fideliter nunc conversa. Juxta editionem Neapoli typis excusam apud Lazarum Scorrigium Anno 1615.

Den Beschluss des Ganzen macht Bernegger mit einem genauen Inhaltsverzeichnis, und endlich kann er sich nicht enthalten, noch die bemerkenswerte Stelle aus dem dritten Buch von Plutarchs Schrift *de placitis philosophorum* (cap. 13) hinzuzufügen, in welcher die Ansichten des Pythagoraeer Philolaos und Ekphantos sowie des Heraklides mitgeteilt werden: Philolaos meinte, die Erde bewege sich in einem schräggestellten Kreise um die Sonne, die beiden Anderen nahmen eine Umdrehung der Erde um sich selbst an, ohne Weiterbewegung (*non ut loco suo excedat*) sondern wie sich ein Rad um seine Achse drehe. Bernegger vereinigt nun kurz und kühn diese beiden Ansichten und kommt so zu dem Copernicanischen System. Man sieht: die Weisheit der Alten ist ihm die liebste Quelle und der sicherste Anker für die schwankenden Meinungen des Tages. Dass er aber von der Richtigkeit dieser Weltanschauung durchdrungen war, ist bei einem Manne, für den in diesen Fragen Kepler die Quelle untrüglicher Einsicht war, der mit reinster Bewunderung zu Galilei emporsah, der Zeit seines Lebens sich um die Wahrheit bemüht und vielfach Beweise davon gegeben, dass er auch den Mut habe, sie

offen zu vertreten, der viel zu gewissenhaft und aufrichtig war, um je eine wissenschaftliche Arbeit zu übernehmen, mit welcher er nicht übereinstimmte, dem man zwar hie und da ängstliche Zurückhaltung, aber niemals Charakterlosigkeit vorwerfen kann, über alle Zweifel erhaben. Zwar nennt er das Buch Galileis hie und da ein „parodoxes“; aber abgesehen davon dass dasselbe schon aus dem Grunde so genannt werden könnte, weil es wider Erwarten schliesslich den Gegnern der neuen Anschauung Recht giebt, kann man doch unmöglich mit Reifferscheid*) aus diesem *einen* Worte entnehmen, dass „Bernegger je länger je mehr Bedenken getragen, die Konsequenzen Galileis zu ziehen“. Nennt er ja doch in demselben Briefe, den dieser Gelehrte als Beleg für seine Ansicht anführt, ja in demselben Satze die Anhänger des Ptolemäischen Systems Leute, welche lieber hartnäckige Sclaven der gewöhnlichen Ansichten sein als herzhaft denken wollen“ **), und wenn er fortfährt, er möchte das Werk am liebsten aller Augen entziehen und zürne sich selbst, dass er die Arbeit so unbedacht übernommen, so hat diese Missstimmung ganz andere Gründe als Aenderung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung. Es war Ärger über die Mängel seiner Uebersetzung, Verdruss über die bösen Erfahrungen, welche er bei diesem Unternehmen mit Buchdruckern, Buchhändlern, Freunden und Gönnern gehabt hatte, auch mochte er deshalb mancherlei persönlichen Anfeindungen ausgesetzt gewesen sein. Aber wie sehr auch solcherlei Widerwärtigkeiten den durch unausgesetzte, jahrelange Trübsal mürbe gemachten Mann niederzogen, im Reiche der Wissenschaft zeigt er immer dieselbe Frische, Freiheit und Festigkeit. Übrigens muss man auch beachten, dass Bernegger in seinen Briefen an Jüngere, zumal an seinen Neffen***) Steinberger, nicht selten einen Ton gemütlichen Scherzes anschlägt. Daher schreibt er auch, als

*) Quellen zur Geschichte des geist. Lebens in Deutschl. I, S. 938.

**) qui vulgarium opinionum tenacia esse mancipia quam fortiter philosophari malunt.

***) Nicht Vetter, wie Reifferscheid meint.

er Galileis Werk erhielt, an einen seiner früheren Schüler: „Das Buch enthält physikalische und mathematische Beweisführungen, dass die Erde wie ein Planet sich im Weltall bewege, der Himmel aber unbeweglich feststehe. Du wirst sagen, der Mann sei wahnsinnig“, fügt aber sofort hinzu: „Ich aber versichere Dir, dass eine aufgeklärtere Welt, wenn sie dies gelesen, von dem liebgewordenen Wahne einer Jahrhunderte lang geträumten Ruhe sich endlich einmal lossagen und zur wahren Erkenntnis kommen wird“.*)

Dass er für die schwere Arbeit und die vielen Mühen, Opfer und Unannehmlichkeiten, die er bei der Drucklegung und dem Vertriebe zu erfahren hatte, statt der gehofften Erfolge nur neue Verlegenheiten erntete, ist soeben bemerkt worden. Doch blieben Zeichen der Anerkennung nicht ganz aus. Schon der Brief, den ihm Galilei noch während der Drucklegung zusandte und in welchem er ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken seines Dankes und seiner Freundschaft versicherte, war ihm ein köstlicher Schatz; wenn dann Männer wie Lingelsheim und Schickardt seiner Arbeit rückhaltlose Bewunderung zollten, wenn die Exemplare, die ihm zur Verfügung standen, in kürzester Zeit von einem begeisterten Leserkreise verschlungen wurden, so dass er noch weitere Exemplare kaufen musste, um sie zu verschenken (!), so war das für ihn auch eine Genugthuung.

5. MATHEMATISCHE THÄTIGKEIT IN DEN LETZTEN LEBENSJAHREN.

Auch in der Folge widmete er die Mussestunden, welche ihm die lateinischen Historiker liessen, seinem Lieblingsstudium. Zwar zwang ihn die bittere Not im September 1635, seine mathematischen Bücher, welche er, „nun fast in die dreissig Jahre hero nach und nach, mit mühe und fleiss versammlen müssen“, und auf die er „in die 900 Gulden ver-

*) Brief an Joann. Rebhahn 11. Aug. 1633 b. Reifferscheid a. a. O., auch abgedruckt in Heumanns Poicile II, 2.

wendet" mit samt den Instrumenten und den kostbaren Handschriften, die er von Dasypodius erhalten, um den Preis von 500 Gulden an die Stadt zu verkaufen, zwar heisst es in dem Bericht des Rektors und Senats über diese Angelegenheit: „unserer Universität Oratoriae undt Historiarum wohlverdienter Professor hat sich von solchem studio gantz gewendet", aber zur selben Zeit erschien noch eine zweite Auflage seiner Schrift über Galilei's Proportionalzirkel (vergl. S. 71), und zugleich war er beschäftigt mit der Herausgabe und Drucklegung des Briefes, in welchem Galilei seine Anschauungen über das Weltgebäude als nicht mit dem christlichen Glauben in Widerspruch stehend verteidigt und sich darüber ausspricht, in wie weit man bei naturwissenschaftlichen Erörterungen die Worte der heiligen Schrift im Auge zu behalten habe. Dieser Brief, von Galilei selbst mit lateinischer Übersetzung versehen, sollte eigentlich mit den Dialogen verbunden erscheinen, ging aber Bernegger erst am 4. März 1635 zu, als das Hauptwerk schon gedruckt war. Deshalb musste er die Schrift gesondert herausgeben, und da die Elzevirs es entschieden ablehnten, die Sache zu übernehmen, so war er entschlossen, trotzdem er damals gerade in den allermisslichsten Vermögensverhältnissen war und dazu sicher wusste, dass ihm weitere Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Feindschaften nicht ausbleiben würden, doch dieselbe auf eigene Kosten drucken zu lassen. Schliesslich scheinen, wie aus dem Titel des Werkes erhellt, die Elzevirs sich doch zum Verlage verstanden zu haben. Im April 1636 erschien das Buch unter dem Titel:

> Novantiqua sanctissimorum patrum et probatorum theologorum doctrina de sacrae scripturae testimoniis in conclusionibus mere naturalibus, quae sensata experientia et necessariis demonstrationibus evinci possunt, temere non usurpandis . . . ante complures annos Italico idiomate conscripta a Galilaeo Galilaeo, . . . nunc vero juris publici facta, cum Latina versione Italico textui simul adiuncta. Augustae Treboc. Impensis Elzevirorum, typis Davidis Hautti MDCXXXVI.

Da die lateinische Übersetzung schon von Galilei gemacht war, so fällt hier Bernegger eine schriftstellerische Thätigkeit nur insofern zu, als er die Vorrede schrieb. Ebenso wie beim Systema hat dieselbe den Zweck, die Leserwelt darüber zu täuschen, dass Galilei selbst die Veröffentlichung des Werkes veranlasst hatte. Diesmal soll sein alter Schüler und Freund Robertus Robertinus*) aus einer Reise nach Italien die Schrift mit nach Königsberg gebracht und von dort aus seinem alten Lehrer übersandt haben mit der Bitte, auch diese ins Lateinische zu übersetzen. Doch habe auf Berneggers Veranlassung der Pariser Rechtsgelehrte Elias Diodatus sich der Übersetzung unterzogen.

Der rege und freundschaftliche Verkehr, welchen er bei solcher Thätigkeit mit Galilei unterhielt, war ihm naturgemäss immer neue Anregung, sich mit dessen Arbeiten und Entdeckungen zu beschäftigen. Dass er fort und fort astronomischen Beobachtungen obgelegen, ist schon früher bemerkt worden: jetzt fasste er sich das Herz, um von denselben mehr Genuss und mehr Gewinn zu haben, den Erfinder des Fernrohrs persönlich um Übersendung eines solchen anzugehen und erhielt zu seiner grossen Freude wirklich wenigstens die Gläser dazu geschickt; denn ein vollständiges Fernrohr zu senden, ging, wie ihm Galilei schrieb, wegen der Schwierigkeit und Unsicherheit der Beförderung nicht an. Da ist es nun rührend zu sehen, wie der gebrechliche, alte Mann, von den Schmerzen der Gicht gepeinigt, sich alle erdenkliche Mühe giebt, ein brauchbares Instrument von einem Strassburger Mechaniker herstellen zu lassen und die Gläser in die richtige Lage zu bringen, wie er vom Krankenbette aus mit kindlicher Freude den Mond beobachtet, nach den Sonnenflecken sucht, die er zu seinem Leidwesen — er vermutet wegen falscher Construction des Instruments — nicht finden kann.

Aber nicht blos zum Genuss und zur Kurzweil in schwerer Trübsal sollte ihm damals die Beschäftigung mit Mathematik

*) Vergleiche über diesen Gödeke, K., Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. III., S. 128.

und Naturwissenschaft gereichen, die Not zwang den armen Gelehrten noch in den letzten Jahren seines Lebens, Geld damit zu verdienen. Da Jahre lang das Gehalt gar nicht oder nur zur Hälfte ausbezahlt wurde, und der Hörsaal für die geschichtlichen Vorlesungen schon seit geraumer Zeit leer stand, so erbot er sich zunächst, „ein Collegium Geographicum und Geometricum“ zu halten, wofern Herr Malleolus nichts dagegen hätte. Ob die Vorlesung zu Stande kam, ist ungewiss; aber sicher hat er bis in die letzten Tage seines Lebens Privatunterricht in diesen Fächern erteilt; nicht selten liess er sich hinausfahren aufs freie Feld, um dort mit den Schülern geometrische Übungen anzustellen und dieselben in die Geheimnisse der Feldmesskunst und der Trigonometrie einzuführen. Und tiefes Weh spricht aus einem seiner letzten Briefe (an G. Müller, 9. Aug. 1639), wenn er schreibt: „Die Not zwingt mich, dass ich, der ich bis jetzt über zwanzig Jahre alle meine Vorlesungen unentgeltlich zu halten pflegte, jetzt gegen meine Gewohnheit und gegen mein Schamgefühl die mathematischen Disciplinen privatim um Geld lehren muss“.

So hat Bernegger die Beschäftigung mit Mathematik und Astronomie, welche ihn auf den Schulbänken des Gymnasiums besonders fesselte, während seines ganzen Lebens, trotzdem durchaus verschiedene Arbeiten seine Kraft in Anspruch nahmen und seinen wissenschaftlichen Namen begründet haben, niemals aus den Augen verloren. Zwar trägt, was er darin geleistet, mehr den Stempel der Liebhaberei als wissenschaftlicher Forschung; von neuen Entdeckungen, von eigenen selbständigen Gedanken ist nichts zu spüren, und wenn er einmal eigene Vermutungen auszusprechen wagt, wie er z. B. auf Grund der Wahrnehmung, dass der Nebel nur bis zur Plattform des Münsters ging, und dass zuweilen Gewitter unterhalb der Spitzen der Schweizer Berge seien, kühnlich behauptete, nur die unterste Luftschicht sei die Erzeugerin der meteorologischen Vorgänge, so offenbart er dann, wie wenig ihm die Tiefe und Strenge mathematischen Denkens eigen war; wenn er in seinen Observationes über die Bedeutung von Kometen oder andern Himmelserscheinungen

spricht, dann ist er trotz seines Verkehrs mit Kepler noch in manchen Wahnvorstellungen befangen. Aber er hat doch als Lehrer viel dazu beigetragen, dass diese Zweige des Wissens immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurden, und dann hat er durch die Veröffentlichung einiger Werke Galileis einen rühmlichen Anteil an der Förderung der Wissenschaft genommen, so dass mit Recht ihm Kästner*) eine Stelle unter den Mathematikern einräumt.**)

*) Geschichte der Mathematik III, S. 340.

**) Joh. Chr. Rüdiger (Adolphus Clarmundus) in der „Lebensbeschreibung etlicher hauptgelehrten Männer". Thl. III, S. 31, erwähnt noch ein „Sphaericae et Geographicae Compendium" von Bernegger, welches zu Strassburg 1662 erschienen sein soll, doch ist weiteres darüber bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen.

IV.

AUF DEM LEHRSTUHLE FÜR GESCHICHTE.

1. DAS AMT DES HISTORICUS.

Fünf Jahre lang hatte Bernegger als Lehrer der Prima gewirkt, da kam die Zeit, wo er „vom Staube und der Tretmühle der Schule erlöst und zur Freiheit des akademischen Lebens erhoben wurde". Am 7. Juni 1612 starb der angesehene Jurist Georg Obrecht, früher schon als Lehrer Berneggers genannt. Infolge dessen fand zunächst innerhalb der rechtswissenschaftlichen Fakultät das seit 1604 festgesetzte Aufrücken statt, indem Melchior Junius, der Sohn des bekannten Nachfolgers Sturms, welcher seit 1605 den einen Lehrstuhl für Pandekten inne gehabt hatte, die Erklärung des Codex Justinianus und des Feudalrechtes übernehmen sollte und an dessen Stelle Justus Meier trat, bis dahin der Professor für Institutionen. Dadurch ward dem Juristen Kaspar Bitsch Gelegenheit, die Professur für Geschichte, welche für ihn nur Vorstufe war und überhaupt in der Rangfolge der akademischen Würden weit unten stand, mit der ihm zusagenderen rechtswissenschaftlichen zu vertauschen. An seine Statt und zugleich auch als Vorsteher der eben gegründeten Bibliothek ward der Mecklenburger Joachim Cluten, wieder ein Jurist, berufen und zwar deshalb, weil eine neue Veränderung in der Rechtsfakultät in Aussicht stand. Denn Junius war so leidend, dass er die Nachfolge Obrechts gar nicht übernehmen konnte und schon im April des folgenden Jahres das Zeitliche segnete. Nun rückte der andere Pan-

dektist Beuther in die vornehmste Stelle ein, Meier ward erster Pandektenlehrer, Bitsch zweiter und Cluten bekam als viertes Mitglied der Fakultät die Professur für Institutionen, behielt aber die Leitung der Bibliothek bei. Jetzt wurde Bernegger die Geschichte übertragen.

Diese Professur nahm damals eine Zeit lang eine Art von Zwitterstellung ein, man wusste nicht, ob man sie zu der *facultas artium* oder zu den *superiores facultates*, d. h. hier zu der juristischen rechnen sollte. Man erwartete von dem Historiker, dass er in erster Linie die Studierenden für den Staatsdienst brauchbar machen sollte. Daher war der Lehrstuhl bisher fast durchweg von juristisch vorgebildeten Männern eingenommen. Erst bei Berneggers Berufung scheint die Frage entschieden und die Professur der *facultas artium* zugewiesen worden zu sein. Seitdem tritt sie in engere Verbindung zur Beredsamkeit, der vornehmsten Professur innerhalb der philosophischen Fakultät, der sie gewöhnlich unmittelbar nachfolgt. Jedoch die Leges vom Jahre 1604 unterscheiden zwischen der philosophischen Fakultät im engeren Sinne, welche den Orator, Dialecticus, Physicus und Mathematicus umfasst und den *professores philologiae**) *et linguarum*, unter denen der Historicus der erste ist; ihm folgt der Hebraeus, Graecus und schliesslich der Poeta. Einmal, im Jahre 1608, wurde der Vorschlag gemacht, „ob nicht aus der Historica und Graeca eine zuemachen, dann alle Historien von Anfang der Welt bis der Türk Griechenland eingenommen in Griechischer Sprach beschrieben“; doch fand dieselbe keine Zustimmung und die Professur wurde nun die eigentliche Vertreterin der philologischen Forschung, während der Graecus sich mit der Stellung eines griechischen Sprachlehrers begnügte und der Orator sowie der Poeta sich auf die Übermittelung formaler Fertigkeiten beschränkten.**) Dass ein solches Amt dem bis dahin

*) Es ist dies vielleicht der erste Fall, dass dieser Ausdruck mit der specifischen Bedeutung amtlich gebraucht wurde.

**) Bemerkenswert ist, dass im Jahre 1613 eine andere Vereinfachung der Hochschule geschah und bis zur Verwandlung der

vorwiegend auf dem Gebiete der Mathematik thätigen Bernegger übertragen wurde, hatte damals nichts auffallendes, wird auch leicht erklärlich ans seiner juristischen Vorbildung; und durch sein umfassendes Wissen, durch die lebendige, fesselnde Kraft seines Wortes, durch das Gewinnende seiner Persönlichkeit war er von vornherein im hohen Grade für dasselbe geeignet.

Als Historicus hatte er nach der Vorschrift der Leges jedesmal um 3 Uhr Nachmittags *autores Græcos et Latinos* zu erklären, ferner sollte er eine „kurze wahrhafte *synopsis Historiarum omnium temporum* aus den alten und newen bewertesten *historicis* oder Schreibenten zusammentragen und neben dem authore so er sonsten in der wochen *ordinarie* explicirt, der jugent zu gewissen Stunden derselben fürtragen und auf das bäldeste so immer möglich absolviren und zu ende bringen.“ Es lagen ihm also zwei Vorlesungen ob, eine vierstündige Hauptvorlesung, in welcher ein Historiker des Altertums philologisch und archaeologisch erklärt wurde, und eine vielleicht zweistündige, in welcher ein gedrängter Überblick über die Weltgeschichte gegeben wurde. In beiden aber hatte er „seine Auditores getrewlich zu underrichten, wie man die Historien mit nutz und frucht lesen und hören möge, was in denselben für *res historicæ*, was für *orationes, consilia, sententiæ*, auch aus was *fontibus sacris Ethicis et Politicis* dieselbigen herfliessen, und wie sie jederzeit gemeinem nutz zu gutem und wolstandt auch diesen unseren Zeiten gedeulich mögen accommodieret werden“. Man verlangte also vom Professor nicht, dass er sich in rein wissenschaftliche Forschungen vertiefe, auch nicht, dass er seine Schüler zu solchen anrege, sondern er sollte sie mit den Lehren bekannt machen, welche die Ereignisse und die Persönlichkeiten vergangener Zeiten für das staatliche, kirchliche und bürgerliche Leben der Gegenwart bieten, und sie auf solche

Akademie in eine Universität bestehen blieb, nämlich die medizinische und philosophische Fakultät wurde zu einer zusammen gezogen.

Weise zu tüchtigen Bürgern und Staatsdienern heranbilden.*) So stellten die Strassburger Behörden die Wissenschaft durchaus in den Dienst des Gemeinwohls und der Jugendbildung und bestimmten darum ausdrücklich, dass alle Vorlesungen nur „zu nutz der auditorum und nicht nach lust oder zum pracht der lectorum gerichtet seyen". Darum wurden die „*autores*" durch Rektor und Schulconvent jedem Professor „nach notturft und gelegenheit der auditorum" verordnet und eingeteilt und streng wurde darauf gehalten, dass sie auch in der festgesetzten Zeit zu Ende geführt wurden. In der That scheint in dieser Beziehung in Strassburg im Allgemeinen eine straffere Zucht geherrscht zu haben als sonst auf den Universitäten.

2. DIE DISPUTATIONEN UND PROMOTIONEN.

Zu den Vorlesungen kamen die Disputationen. Der Brauch, die Resultate wissenschaftlicher Arbeit in der Form einer feierlichen mündlichen Erörterung dem Urteile der Fachgenossen zu unterbreiten, hatte im Zeitalter der Reformation einen besonderen Aufschwung genommen und die Religionsgespräche hatten sich zu hochwichtigen Ereignissen gestaltet. Entsprach der Erfolg auch oft wenig den Erwartungen, dem Schaugepränge und der Mühe, die darauf verwandt war, so blieben diese Disputationen doch für die gelehrte Welt die kräftigste Anregung zu wissenschaftlicher Forschung und dialektischer Übung. Für die Universitäten waren sie sozusagen der Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens, sie vereinigten Sachkenntnis und Redegewandtheit, in ihnen sollte vor allem auch die religiöse Überzeugung zum Ausdruck

*) Mit dem Hinweis auf die *fontes* bezweckte man keine Quellenforschung, sondern an die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse sollten sich allgemeine moralisierende Betrachtungen anknüpfen, ebenso sollten sie — ein charakteristisches Merkmal aller Sturmschen Paedagogik — wiederum als Grundlage für oratorische und stilistische Übungen dienen, daher die besondere Hervorhebung der *orationes, consilia, sententiæ*.

kommen. Auch auf den Schulen wurde die Disputierkunst eifrig geübt, zumal als die Gegnerschaft der Jesuiten dialektische Gewandtheit zum ersten Erfordernis machte. So traten denn allenthalben Professoren und Lehrer mit öffentlichen Disputationen auf, in denen sie entweder gelegentlich Tagesfragen behandelten oder in regelmässigen Zeitabschnitten einen Überblick über ihre Forschung oder ihre Unterweisung gaben. An vielen Universitäten war es Brauch, dass die promovierten Magister erst durch eine öffentliche Disputation sich die Rechte und Privilegien der Fakultät erwerben mussten.*) In Strassburg, wo Sturm auf die Übung in öffentlicher Rede ganz besonderen Wert legte, wurde diesem Zweige des Unterrichtes die grösste Sorgfalt zugewendet. Wie schon die Classici nicht blos in öffentlichen Rezitationen und Deklamationen ihre Kunst zu zeigen hatten, sondern auch in Rede und Gegenrede geübt wurden, so wurden auch von den Professoren allwöchentlich am Donnerstag vor Schulbehörden und Studenten feierliche Disputationen abgehalten. Drei Stunden, Sommers von sieben bis zehn Uhr, Winters von acht bis elf Uhr, sollte Rede und Gegenrede dauern, die vierte Stunde war für die Schlussbetrachtungen des präsidierenden Professors bestimmt. Aber nicht blos in dieser Schlussbetrachtung und in gelegentlicher Beihilfe den Gang der Erörterung zu regeln, zeigte sich das persönliche Eingreifen des Professors, sondern gewöhnlich war die ganze Disputation von ihm vorher ausgearbeitet und er liess, wenn er seine Sätze nicht selbst vertreten wollte, sie durch einen Schüler vortragen und verteidigen. Daher heisst es in den Leges academicae vom Jahre 1621 — und es ist nicht anzunehmen, dass es vorher erheblich anders gewesen wäre — ausdrücklich: „Jeder Professor hat zweimal des Jahres eine Disputation abzuhalten, die er *selbst elaboriret*“. Er wird auch verantwortlich gemacht für jedes Wort, das in einer solchen Erörterung gesprochen oder gedruckt ist. Ferner wird aber in einem Senatsbeschluss vom 3. März 1626 bestimmt, „dass hinfüro allein diejenigen *disputationes*, welche

*) Vergl. Wegner, de gradu magistrorum, Regiom. 1610. § 1.

die Herren *Professores* und *approbati Candidati* schreiben, *solennes* genannt werden". Also nicht blos die Professoren, sondern auch solche Studiosen, welche durch die Magisterprüfung oder durch eine persönliche Approbation des Professors dazu für fähig erklärt wurden, durften *publice* und *solenniter* disputieren. Doch sollte man, „wann noch andere mehr gelehrte und *vornehme* studiosi zu admittiren ahnhalten würden, hierin das moderamen wohl in obacht nehmen". Unter solchen Umständen wird es öfter vorgekommen sein, was Bernegger einmal ergötzlich einem Freunde schreibt: „*mihi desidendum fuit in cathedra disputatoria cum inepto fere respondente, quem vocant, vel tacente potius, et advertendus animus, commodanda lingua stultorum adolescentium* φλυαρολογήμασι *nescio quibus*". Und trotz dieser milden Praxis geschah es, dass „weil die Theses in den Druckereien lange aufgehalten und nachgohnts die Studiosi solche ohncorrigirt hinweg schickten, so liessen auch ettliche Studiosi wohl gohr theses allhie drucken ob hätten sie *disputationem publicam* gehalten, schickten sie den ihrigen zue, nur gelt auszubringen. Daher geschlossen, dass ordnung werd müssen gemacht werden, damit der academi nicht etwan hieraus schimpf entstehe: dass die alhiesigen druckereien hinfüro keine theses zu trucken ahnnehmen sollten, sie seyen denn von dem Decano facultatis underschrieben, revidirt und corrigirt."

Sollte eine solche Disputation einen einigermassen glatten Verlauf nehmen, so musste sie vorher vorbereitet und eingeübt sein. Das geschah in den Privatdisputationen, einer Art Seminar-Übung, in denen der Professor seinen Schülern die nötige Unterweisung angedeihen liess. Und diese war gewöhnlich so genau, dass für den Schüler, etwa wie heutzutage bei einem wohlvorbereiteten Tertianeraufsatze, kaum mehr als das Zusammen- oder Abschreiben des Gegebenen als eigene Arbeit übrig blieb. So sind diese Disputationen zumeist aus der Unterweisung des Professors hervorgegangen und geben, gedruckt, noch jetzt ein Bild von der Lehrweise und wissenschaftlichen Thätigkeit des Professors, mögen sie nun vom Lehrer oder vom Schüler angefertigt sein. Das Letztere ist,

wie man annimmt, dann der Fall, wenn der Respondent sich zugleich Autor nennt; jedoch ergiebt eine Untersuchung der einzelnen Disputationen, dass sehr viele trotz dieses Merkzeichens vom Professor ausgearbeitet sind und auch später als dessen Arbeiten veröffentlicht werden.

Mit der Verleihung der Magisterwürde hingen die Disputationen nicht zusammen, höchstens insoweit, als nach dem Gesetz mindestens zweimal als Respondent in einer öffentlichen Disputation musste aufgetreten sein, wer sich um den höchsten Grad in der philosophischen Fakultät bewerben wollte. Daher verteidigt z. B. Moscherosch im September 1623 als Schüler Berneggers unter dessen Vorsitz eine Disputation über einige Kapitel von Suetons Leben Caesars, wird aber erst am 8. April des folgenden Jahres zum Magister promovirt, und die meisten von den Hörern der geschichtlichen Vorlesungen Berneggers, unter deren Namen solche Disputationen erhalten sind, scheinen diese Würde gar nicht erlangt und auch nicht erstrebt zu haben; wenigstens findet sich in der Matrikel der Magister aus jener Zeit ausser Moscherosch kaum einer derselben verzeichnet. Es waren meist vornehme Leute, Juristen, für welche diese allgemein bildenden Vorlesungen die Vorstufe ihres Fachstudiums waren.*)

Die Verleihung des Magistergrades hing ab, wie die des Baccalaureats, von einer langen und, wenigstens dem Buchstaben des Gesetzes nach, strengen Prüfung, die in drei Teile zerfiel. Zunächst nämlich wurde jeder Kandidat einzeln je eine halbe Stunde 1. in Dialectik, 2. in Rhetorik, 3. in Physik, 4. in Ethik und Mathematik geprüft; darauf hatte er innerhalb drei Tage einen Aufsatz zu liefern; einige Zeit nachher folgte dann das öffentliche Examen, das mehr zur Schaustellung gedient haben mochte, in welchem alle Kandidaten zusammen je eine Stunde für jedes der oben angegebenen vier Fächer gefragt wurden, zugleich fand seitens der Pro-

*) Von den vier Respondenten der Disputationen, welche beim Reformationsfest 1617 die juristische Fakultät abhielt, waren drei zwei Jahre vorher Berneggers Schüler.

fessoren eine Besichtigung ihrer Hefte statt. Das sah freilich sehr ernsthaft aus; in Wahrheit scheint es aber fast zu den Unmöglichkeiten gehört zu haben, dass jemand die Prüfung nicht bestand. In der Zeit des Höhepunktes der Universität, im Jahre 1622, sieht sich Bernegger veranlasst, in feierlicher Rektoratsrede es offen zu brandmarken, dass die akademischen Grade nicht selten käuflich waren.*) Und einige Jahre später wurde einmal einem Kandidaten, der sich ganz unwissend zeigte und dabei drohte, auch ohne den Grad erlangt zu haben die Universität zu verlassen, schliesslich doch die Reife unter der Bedingung zugesprochen, dass er sich verpflichte, noch ein Halbjahr auf hiesiger Akademie zuzubringen.

Nach der Prüfung kam die feierliche Promotion mit den hergebrachten Ansprachen, der Eidesleistung und den übrigen Formalitäten. Musik erhöhte die Festlichkeit. Der Kandidat hatte dabei, „nur damit er nicht ganz die stumme Person spiele", eine einzige Frage kurz zu beantworten, die natürlich vorher schon zurechtgelegt war.**)

Den Abschluss der Feierlichkeiten bildete der Promotionsschmaus. Die Beratungen und Bestimmungen über diesen letzten Akt werden mit ungemeinem Ernste behandelt und nehmen in den Protokollen der Behörden einen grossen Raum ein. Mussten doch zu demselben von den Herren Scholarchen und dem Rektor bis herab zu den Münsterbläsern und Aufwärtern des Collegiums nach amtlicher Aufrechnung 97 Personen ex officio eingeladen werden, und als diese Zahl endlich zu hoch erschien, beschränkte man sie nach reiflichen Erwägungen bis auf 67 Personen. Freilich bewilligte der Magistrat dazu selbst den Wein (einmal, im März 1612, 4 Ohm!),

*) Orat. V, pag. 167: *Adde quod in hac Academiarum tanta multitudine literarios gradus olim etiam a viris principibus appetitos mirum in modum vilescere est necesse, praesertim cum tribuuntur indignioribus et fiunt,* ut fiunt, *nonnunquam pecuniarum aucupium.*

**) Genaueres über die Promotion hat soeben Oscar Berger-Levrault in „Annales des professeurs des académies et universités alsaciennes 1523—1871 (Nancy 1893). Introduction, pag. XVIII ff." veröffentlicht. Das anschaulichste Bild erhält man aus Berneggers Promotionsreden selbst. (Berneggeri Orationes acad. Argent. 1640.)

aber immerhin waren die grossen Kosten, mit welchen die Erlangung der Magisterwürde verknüpft war, mit Recht Gegenstand häufiger Klage. — Dass solche und ähnliche Misstände vorkamen, ist bei dem Charakter der Strassburger Hochschule, die als die vornehmste in Deutschland galt und regelmässig von einer grösseren Anzahl fürstlicher Personen besucht war, leicht erklärlich, wie sehr auch die Behörden bemüht waren, die Schule, „das teure Kleinod“, in mustergiltiger Ordnung zu erhalten.

3. BERNEGGERS ANTRITTSREDE.

Von der Gleichmässigkeit und Stetigkeit, die im Schulwesen herrschte, giebt auch Berneggers Eintritt in sein neues Lehramt Zeugnis, sowie die Rede, mit welcher er seine Vorlesungen eröffnete. Er begann dieselbe nämlich genau an der Stelle in Suetons Kaiserviten, wo Bitsch aufgehört hatte, und seine Antrittsrede bildet die Überleitung von seiner Schulthätigkeit zur akademischen Thätigkeit. Über die letztere sich selbst klar zu werden, nahm er ein Thema, das zu einer Zeit, in welchem die einzelnen Wissenschaften sich aus dem gemeinsamen Nährboden des klassischen Altertums und aus der Humusschicht des Humanismus erst ganz allmählich abzuheben und sich abzusondern begannen, häufig behandelt wurde, nämlich die Frage: Was ist Geschichte, und womit hat sich der Lehrer der Geschichte zu beschäftigen? Während aber andere, z. B. Gerh. Voss*), in gewohnter Weise von der Definition ausgehend, analytisch die Frage behandeln, frägt er sich, ob er für sein Amt die nötigen Vorkenntnisse mitbringe, und giebt so ein Spiegelbild seiner eigenen Wissenschaftlichkeit. Indem er dabei auf seine Thätigkeit in der Schule zurückgeht, offenbart er, dass schon jetzt von vornherein ihm die pädagogische Seite seines neuen Amtes die wichtigste ist.

*) Vossii opera. Amstelod 1699, Tom. IV: *Ars historia*, auch in der *Dissersatio de ratione et ordine universam legendi historiam* oder in *oratio de utilitate historiæ.*

Die Rede ist in der von seinem Sohne Tobias Bernegger 1640 veröffentlichten Sammlung seiner *orationes academicae* die neunte und hat den Titel:

> Oratio inauguralis in auspicio professionis historicae recitata anno Christiano 1613. De humaniorum προγνώσει ad studium historicum requisita.

Nach der Anrede an die „erlauchten und hochgeborenen Herren Grafen und Barone, seine gnädigen Herren“, an Rektor, Dekan und Kollegen, an die hochansehnlichen Zuhörer kommt zunächst das Lob der Geschichtswissenschaft, welche mehr als alle anderen Humanitätsstudien Vergnügen und Nutzen für alle Zweige des privaten und öffentlichen Lebens schaffe. „Wie die Arzneimeister bitteren Pflanzen im Feuer gehärtetes Mark von *Canna indica* beizufügen und durch die Süsse frischen Zimmets oder reinen Balsams den Terpentingeschmack des Medikaments zu mildern pflegen, so verscheucht der, welcher sich in die Genüsse der Geschichte versenkt, allen Überdruss, der aus anderen Studien ihm entstanden.“ „Wer wird nicht sofort begeistert, wenn er erzählen hört von grossen und erhabenen Thaten, von freien, mannhaften Worten, deren die Geschichte voll ist!“ „Giebt es doch, so unglaublich es manchem scheinen könnte, sichere Beispiele, dass Leute, welche vergebens von der Aerzte Kunst Herstellung ihrer Gesundheit erwarteten, dieselbe durch genussreiche Geschichtslektüre wieder erlangt haben. Und wie oft können wir sehen, wie auf kleine Kinder, bei welchen die natürliche Empfindung am meisten hervortritt, nichts grösseren Eindruck macht, als wenn ihnen Geschichten erzählt werden. Und selbst jene vornehmen und reichen Verächter aller Wissenschaft und aller wissenschaftlichen Männer haben, um doch irgend eine Spur ihres Menschentums aufweisen zu können, in ihren Zimmern, aus welchen sie sonst alle Wissenschaften verbannen, auf einem Tische neben ihrem Würfelspiel ein Buch liegen, welches Geschichte oder doch etwas dem ähnliches enthält.“ Soviel von dem Genusse, den die Geschichte bietet.

Bei der Besprechung ihres Nutzens offenbart Bernegger zum ersten Male seine Ansicht über das Ziel alles höheren Unterrichts, wobei er sich Justus Lipsius anschliesst. Es ist nicht mehr die Verbindung von *sapientia* und *eloquentia* Sturms, sondern die *prudentia*, die praktische Lebensweisheit, die Einsicht in das Getriebe des Lebens, vor allem des öffentlichen Lebens, welche fähig macht zur Beherrschung und Leitung desselben. Diese Prudentia kann eigentlich nur gewonnen werden auf dreifache Weise, durch langes Leben, durch Reisen, durch vielseitige praktische Thätigkeit. Doch die Geschichte bietet dafür Ersatz. Denn da es nach Salomon nichts neues unter der Sonne giebt, so ist der sicherste Weg, den Verlauf eines gegenwärtigen Ereignisses zu erkennen, wenn man nachsieht, welchen Ausgang ähnliche Vorkommnisse in vergangenen Zeiten gehabt haben. So hat es, nach dem Zeugnis des Lampridius, Alexander Severus gemacht, durch solches Eingehen auf die Geschichte zeichnet sich, wie das sechste Capitel des ersten Buches seiner Meteorologica beweist, Aristoteles vor den übrigen Philosophen aus, die ja bekanntermassen deswegen zur Leitung von Staaten ungeeignet sind, weil sie zu wenig Wert auf die geschichtliche Entwicklung legen. Doch solche Erfolge aus dem Studium der Geschichte zu erzielen ist nicht leicht: δύςκολα τὰ καλά, und nicht jedem „des Holzgeschäfts beflissenen"*) steht der Eintritt zu diesem Tempel offen, sondern es gehören umfassende und gediegene Vorkenntnisse dazu. „Nennt ja doch der grosse nazianzener Theologe und ebenso Julius Caesar Scaliger die Geschichte eine gedrängte Zusammenfassung aller Weisheit. Daher muss, wer die Elemente der verschiedenen Wissensgebiete in derselben erkennen will, sich vorher mit den einzelnen Disciplinen selbst bekannt gemacht haben. Zwar behauptet Joh. Bodinus in seiner vortrefflichen *methodus historica* und von ihm, wie es scheint, abhängig, Justus**) Gaillard, die Geschichte habe

*) *Caudicalis provinciae colono* Plaut. Pseud. 1, 2, 25. Bernegger hat eine Vorliebe für Plautinische Citate, ein Erbteil der Schule Sturms.

**) Nach Jöcher ist der Vorname nicht Justus sondern er heisst Petrus Drovet Gaillard.

den Vorzug, dass sie ohne Unterweisung, ohne Zuhilfenahme anderer Wissenschaften aus sich selbst heraus erfasst werden könne; aber wenn, wie Vitruvius sagt, ein Baumeister in den verschiedenartigsten Künsten und Wissenschaften bewandert sein muss, welche mit seinem Fach in fast gar keinem Zusammenhang stehen, dann ist doch, um Geschichte verstehen und darstellen zu können, sicherlich eine Bekanntschaft mit allen den Gebieten erforderlich, welche in ihr zusammengefasst werden." Darum will er die Frage erörtern, welche Vorkenntnisse zum Studium der Geschichte nötig sind, nicht als wollte er damit dem Bodinus entgegentreten, sondern um seinen jugendlichen Zuhörern eine vergnügliche Erinnerung daran zu geben, was sie schon alles gelernt haben. Nun führt er aus, dass zum Geschichtsstudium gerade alles das vorherzuwissen nötig ist, was man auf dem Gymnasium und in den allgemein humanistischen Kursen der Universität zu treiben pflegt, zunächst die Grammatik, „die ja die unversiegliche Quelle aller Wissenschaft ist". „Sie lehrt die Worte verstehen, und nur wer die Bedeutung jedes Wortes erkennt, vermag nach Aristoteles auch die Dinge richtig zu beurteilen. Daher haben Caelius Rhodiginus, Adrianus Turnebus, Petrus Victorius und andere hervorragende Philologen unzählige Stellen in den griechischen und lateinischen Historikern erklärt und verbessert einzig und allein mit Hilfe der philologischen Kritik, welche die Blüte der Grammatik und, wie der grosse Lipsius in seiner Untersuchung über die Noten des Codex Mirandulanus sagt, Sonne und Salz wie aller Wissenschaften so insbesondere der Geschichte ist.

Zur Grammatik rechnet er auch die Kenntnis der Sprachen, durch welche die Geschichte überliefert ist. Da es nun unbestreitbar ist, dass in keiner Sprache zahlreichere und wichtigere Denkmäler der Geschichte aus alten und neuen Zeiten dargestellt sind, als im Lateinischen und Griechischen, so ist die genaue Kenntnis dieser Sprachen das erste Erfordernis für einen Historiker. Zwar hört man sagen, alle jene schönen Dinge seien ja schon entweder aus der griechischen Quelle ins Lateinische oder aus beiden in unsere,

in die Sprache, „welche auch den Metzgern und Fischhändlern vertraut ist“, übertragen worden, und daher sei Lateinisch und Griechisch oder wenigstens das letztere zu lernen unnötig. Aber einsichtsvolle und gelehrte Männer sind anderer Ansicht, sie sagen: Lateinisch und Griechisch ist das Fundament alles Unterrichts und es wäre der sicherste Ruin aller Wissenschaft, wenn diese Sprachen, welche gleichsam die Tempel und die Schaffner*) derselben sind, vernachlässigt würden. Zur Bekräftigung dieser Ansicht erinnert Bernegger an die Zeit der Vorfahren, als die verderbliche Meinung sich geltend gemacht hatte, eine sorgsame Pflege der lateinischen Sprache sei nicht viel nütze und Griechisch zu lernen, sei sogar schädlich, da hat infolge dessen tiefe, finstere Barbarei den ganzen Erdkreis bedeckt, die Vernachlässigung der Sprache hatte Unkenntnis der Dinge zu Folge und eine Menge der bedeutendsten Schriftwerke des Altertums, vor allem von Historikern gingen in jener Finsternis für immer verloren. Übersetzungen können die Schönheit des Originals niemals erreichen, verfehlen oft genug auch den Sinn. Als Beispiel führt er eine Stelle aus der Abhandlung Keplers, „des ersten Mathematikers unserer Zeit“, über das Geburtsjahr Christi an**). Dort behandelt Kepler die Zeitbestimmung für die Geburt Christi, welche

*) *Promœ condœ* nach Plaut. Pseud 2, 2, 14.

**) Diese Schrift, betitelt: Widerholter ausführlicher Bericht, das unser Herr und Hailand Jesus Christus nit nuhr ein Jahr vor dem Anfang unserer heutiges Tages gebreuchigen Jahreszahl geboren sey: wie Herr D. Helisaeus Röslinus, Hanawischer Medicus zu Buchsweiler in seinem jüngst ausgegangenen unrichtigen Bericht . . . fürgibt . . . sondern fünf gantze Jahr . . . Gestellt durch Johan Kepplern . . . Getruckt zu Strassburg . . . im Jahre 1613 (abgedruckt bei Frisch, Kepleri opera omnia Vol. IV. pag. 247 sq.), hatte ihm nämlich Kepler im Manuskript kurz vorher zugesandt, sie drucken zu lassen. Derartige Aufträge Keplers bilden den Hauptinhalt des Briefwechsels zwischen den beiden Freunden (Epistolae J. Keppleri et M. Berneggeri mutuae Argent. 1672). Die Sammlung ist übrigens im Anfang nicht genau geordnet. Der undatierte Brief auf S. 5 ist der früheste in derselben, geschrieben Ende 1612 oder Anfang 1613; der zweite ebenfalls undatierte (S. 4) gehört ins Jahr 1617.

Lucas (2, 2) überliefert, und glaubt den Widerspruch derselben mit andern Nachrichten durch die Erklärung seines Freundes, des als Staatsmann und Gelehrten hoch angesehenen Hans Georg Hoerwarth von Hohenburg*) gelöst zu haben, wonach die Worte αὕτη ἡ ἀπογραφὴ πρώτη ἐγένετο ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρηνίου zu übersetzen seien: „Diese Beschreibung geschahe ehe dan Cyrenius Landpfleger in Syrien war.“ Dieser Interpretation**) sowie der ganzen Beweisführung Keplers schliesst sich Bernegger aus voller Überzeugung an und benutzt sie zu einem kräftigen Ausfall gegen die „Sklaven der Übersetzungen, welche hieran erkennen sollten, wie vielen Irrungen sie ausgesetzt seien“.

Neben den klassischen Sprachen, fährt er dann fort, sind aber mit Rücksicht auf die gegenwärtige Strömung auch jene exotischen Sprachen erforderlich, die heutzutage in Europa den ersten Rang einnehmen, obwohl man sie passend die unächten Töchter der lateinischen Sprache genannt hat. Denn nicht nur haben viele bedeutende neuere Historiker, die man gelesen haben muss, in diesen Sprachen geschrieben, sondern auch die Kenntnis der modernen Geographie ist ohne dieselben unmöglich.

Um im folgenden klar zu machen, wie nötig die Logik zum geschichtlichen Studium sei, widerlegt er unrichtige Definitionen und Divisionen des Begriffs Geschichte, ohne selbst seine eigene Ansicht darüber auszusprechen — eine Zurückhaltung, die ein eigentümlicher Charakterzug an ihm ist — und wendet sich dann in eingehender dialektischer Beweisführung gegen die Behauptung des Sextus Empiricus, die Geschichte als etwas Unendliches entziehe sich der logischen Methode. Er benutzt die Gelegenheit, seinen Kollegen Rixinger, der an geschichtlichen Aufgaben die Anwendung

*) Genaues über ihn Allgem. deutsche Biographie Bd. 13, S. 169 ff.

**) Dieselbe ist auch von van Ess angenommen und kommt der v. Meyers sehr nahe; vergl. Stier und Theile, Polyglotten-Bibel, vierter Band.

logischer Gesetze zu üben pflege, als den vortrefflichsten Logicus seiner Zeit zu rühmen. Später hat er anders über ihn geurteilt.

Aber auch die Rhetorik, heisst es weiter, ist dem Geschichtsforscher, wenn nicht nötig, so doch von Nutzen. Zwar gebietet Polybius, die Geschichte habe nur der Wahrheit zu opfern, aber Farbe und Schmuck der Wahrheit muss sie doch von der Rhetorik nehmen. Darum sagt Cicero, Geschichte schreiben sei Redners Werk, und ist selbst auf diesem Gebiete thätig gewesen, darum hat gerade der Rhetor Dionysius von Halikarnass in seiner Schrift über den Charakter des Thukydides die Grundzüge für die Geschichtsschreibung dargelegt. In rhetorischer Weise zeigt Bernegger dann selbst, wann und inwiefern der Geschichtsschreiber die Vorschriften der Redekunst anzuwenden habe, und scheut sich dabei nicht ausdrücklich zu bemerken, die eingeflochtenen Reden können entweder „direkte und in der ersten Person gesprochene oder indirekte und in der dritten Person dargestellte sein“ — so sehr hat er den Standpunkt der Jugend vor Augen. Nachdem er sodann in Kürze auch der Physik einige Bedeutung für das Studium der Geschichte zuerkannt und bei dieser Gelegenheit durch eine Reihe gefälliger, anekdotenhafter Erzählungen aus Herodot, Dio Cassius, Diodor, Aelian, Plutarch, Plinius und der heiligen Schrift die Aufmerksamkeit der Zuhörer neu belebt hat, bespricht er mit besonderem Nachdruck die Mathematik, wozu er auch die Geographie, Chronologie und Topographie rechnet. Wie anziehend ist es, ruft er aus, auf einer Karte die Wanderungen der Völker und Menschen, die Veränderungen der Reiche zu verfolgen; wie genussreich die Irrtümer zu erkennen, welche Herodot, Strabo, Arrian, Tacitus, Ammianus Marcellinus, Orosius, Sabellicus aus mangelnder Kenntnis in der Geographie begangen haben! Ja, wer sich um Geographie nicht kümmert, den verweisen wir mit Fug und Recht zu Ulysses Gefährten, die nicht wissend, wo sie waren, in Schweine verwandelt wurden — ein auf kindliche Gemüter berechneter Scherz. Wie die Geographie das eine, so ist die Chronologie das andere Auge der Ge-

schichte; wer sie nicht beachtet, der wandelt im Dunkeln. Das beweist Justin, dessen Geschichtswerk wegen der Vernachlässigung der Chronologie in seinem Werte so tief steht, das beweist das Dunkel und die Verwirrung in der Geschichte, welche vor dem Anfange der Olympiaden infolge des Mangels einer einheitlichen Zeitrechnung herrscht. Hierbei zeigt Bernegger recht genaue Kenntnisse auf dem Gebiete der griechischen Chronologie, die er offenbar aus Scaligers grossem Werke geschöpft hat.

Chronologische Untersuchungen sind aber unmöglich ohne Kenntnisse in der Astronomie, insbesondere muss man Bescheid wissen über die Sonnen- und Mondfinsternisse, darum ist auch diese Wissenschaft einem Historiker vonnöten. Gern würde er sich über diesen Punkt genauer verbreiten, wenn die Zeit ihm dies gestattete. Doch kann er's sich nicht versagen, darauf hinzuweisen, wie unumgänglich für diese Wissenschaft wieder die Arithmetik und die Geometrie sind. Dass diese übrigens auch an und für sich zur Geschichtsschreibung erforderlich sind, zeigt er an dem Beispiele des Quintilian und des Polybius, welche eingehend und überzeugend den naheliegenden Irrtum wiederlegt haben, dass Figuren von gleichem Umfange auch gleichen Inhalt haben müssten.

Am Schluss gedenkt er noch kurz der praktischen Philosophie, er warnt sich mit ihr zu beschäftigen, bevor der Charakter genügend gefestigt sei und Lebenserfahrung, vor allem in öffentlichen Dingen (*civilis prudentia*), gewonnen habe.

So hat er alle die sogenannten „freien Künste", den ganzen Inhalt des allgemeinen humanistischen Studiums, in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Doch verlangt er nicht, dass ein angehender Historiker in diesen sämtlichen Fächern ein gründliches Wissen habe, sondern er soll sich nur eine ungefähre Vorstellung von dem Ganzen gemacht und auf diesem und jenem besonderen Gebiet genauere Kenntnisse angeeignet haben; wo es dann noch fehle, da habe die öffentliche Lehrthätigkeit des Professors einzugreifen. Damit hat er sich den Übergang zum Schluss gebildet, in welchem er nach dem gebührenden Lobe seiner Vorgänger, des Jacob Bedrottus,

Nicolaus Gerbelius, Joannes Sleidanus, Michael Beuter, Joannes Pappus, dann des Philipp Glaser, Philipp Rihel und endlich des Kaspar Bitsch, dessen letztes Werk, den „Natalis Comes“ *) er besonders rühmt, verspricht, in deren Wegen weiter zu wandeln und im Vertrauen auf die Gunst der Professoren, seiner Lehrer und Gönner, die ihn seit fünfzehn Jahren unterstützt und gefördert, im Vertrauen auf Gottes Beistand keine Mühe und Arbeit zu scheuen, um die Früchte seiner Kenntnisse in Geschichte, in Mathematik und den übrigen Wissensgebieten der studierenden Jugend zuteil werden zu lassen, der er nicht ein Führer und *mystagogos*, sondern ein freundlicher Begleiter sein will. In diesem Sinne will er am „kommenden Montag zur gewohnten dritten Stunde seine Vorlesungen beginnen und zwar die von seinem Vorgänger angefangenen Kaiserviten in der hergebrachten Weise, zwar nicht mit gleichem Geschick, aber sicherlich mit derselben Gewissenhaftigkeit und nicht geringerem Fleisse fortsetzen“.

Was er sagt, zeichnet sich keineswegs aus durch die Eigenart der Gedanken. Schon weil das Thema geeignet war, die Organisation des Strassburger Gymnasiums und seine enge Verbindung mit der Akademie zu rühmen, war es hier beliebt, über den Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften zu sprechen, und der Mediziner Sebitz weiss z. B. zum 100jährigen Reformationsfeste kein besseres Scherflein beizutragen, als darzustellen, dass ein Arzt einmal alle christlichen Tugenden und dann alles das Wissen, was auf dem Gymnasium gelehrt wird, in sich aufgenommen haben müsse, wie umgekehrt der Gräcist Nicolaus Ferber bei derselben Gelegenheit nachweist, dass die griechische Sprache für alle Schulfächer und für alle Fakultäten notwendig sei. Auch in dem, was er über die Geschichte und die Geschichtswissenschaft sagt, ist er nicht ursprünglich, sondern fusst hauptsächlich auf Justus Lipsius, der ihm überhaupt der Leitstern ist. Lipsius hat im neunten und zehnten Kapitel des ersten Buches seiner Politica die *prudentia* neben der *virtus* als das

*) Natalis Comitis historia universa.

Ziel aller Bildung hingestellt, unter *prudentia* so ziemlich alles Wissen zusammengefasst und die Geschichte als den sichersten Weg zu ihr dargelegt. Aber wie anders hat Bernegger denselben Stoff behandelt! Was dort ein starrer, zerhackter Schematismus ist, der trotz einer Fülle gediegenster Bemerkungen hölzern und trocken bleibt, das wird hier zu einer anmutigen Plauderei voll Geist und Witz. Die Sprache von unübertrefflicher Eleganz, mit einem überreichen Schmucke von Bildern, Citaten, Anekdoten und dem blendenden Feuerwerke antiker Rhetorik verrät die gewaltige Belesenheit und das gründliche Wissen, zugleich die jugendliche Begeisterung und frische Lust des dreissigjährigen Gelehrten, der sich mit dieser Rede als Meister lateinischer Rede offenbart und in der Kunst der geistreichen und formvollendeten Unterhaltung wohl kaum seinesgleichen findet. Es ist unmöglich in einem kurzen Auszug und in einer Übersetzung von dieser Kunst ein Bild zu geben; wer aber an elegantem Latein, auch in modernem Gewande, noch Freude haben kann und mag, dem wird die Lektüre dieser Rede ein hoher Genuss sein.

Aber Bernegger offenbart sich nicht nur als ein Meister des Wortes, sondern auch als ein Lehrer von besonderer Art. Eigentümlich ist seine Abneigung gegen die spekulative Philosophie und dafür die Vorliebe für die Realien. Zwar stellt er die Grammatik oben an, aber Geographie, Chronologie, Mathematik, Physik sind ihm nicht Nebensachen, sondern ihr gleichwertig. Und während bisher neben der *pietas* die *eloquentia* das Ziel der Jugendbildung war, will er die *prudentia* dafür setzen; während bisher die Autoren hauptsächlich als Muster und Stoff zur Aneignung lateinischer Diktion dienten, legt er mehr Wert auf ihren sachlichen Inhalt. Hierdurch tritt er jetzt schon in einen gewissen Gegensatz zu Sturm und wird zum Neuerer im Unterrichtswesen.

Und dann offenbart er die persönlichen Charaktereigenschaften, die ihn zu einem der ersten Lehrer machten. Wie frei ist er von aller gelehrten Pedanterie, wie schlicht und klar, wie offen und zutraulich bespricht er gerade solche Dinge, welche für die Jugend von Wichtigkeit sind! Ja, er

weiss sich ganz auf den Standpunkt des Schülers zu stellen, für den z. B. der Unterschied zwischen direkter und indirekter Rede von grosser Bedeutung ist, dessen Aufmerksamkeit er auch durch harmlose Scherze und Witze rege halten muss. So geht in ihm der Gelehrte ganz in den Lehrer auf. Schliesslich zeigt er in der Bescheidenheit und der Zurückhaltung, mit welcher er es zu vermeiden sucht, sein Urteil den Meinungen anderer gegenüberzustellen, in dem Respekt gegen Vorgesetzte und höher Gestellte und der Güte, Milde und Friedfertigkeit Herzenstugenden, die seinen Einfluss auf die Jugend zu einem so segensreichen machen mussten.

4. DIE VORLESUNGEN ÜBER TACITUS' AGRICOLA.

Berneggers akademische Lehrthätigkeit war, wie schon früher bemerkt, eine doppelte. Einmal hatte er griechische und lateinische Historiker zu erklären und zweitens universalgeschichtliche Vorlesungen zu halten. Auf dem ersten Gebiete schloss er sich zunächst eng an seinen Vorgänger an und fuhr da fort, wo jener stehen geblieben war, nämlich an irgend einer Stelle des Sueton. Es lag das offenbar im Interesse der Studierenden, welche ihren Kursus absolvieren sollten. Aber schon im nächsten Jahre ging er davon ab und wandte sich einem Stoffe zu, der ihm wissenschaftlich mehr zusagte und pädagogisch wirkungsvoller erschien. Lipsius' Arbeiten über Tacitus waren erschienen und hatten die gelehrte Welt mit Bewunderung für den grossen Philologen und für den grossen Geschichtsschreiber erfüllt. Tacitus ward Berneggers Lieblingsschriftsteller, wegen seines sententiösen Charakters schien er ihm besonders für die Jugend geeignet, darum widmete er ihm seine akademische Thätigkeit. Er sollte ja als Lehrer „den gemeinen nutz und wolstandt“ im Auge haben und alle „*praecepta* und *exempla*“ auf das wirkliche Leben beziehen, desshalb wollte er diesen „politischsten aller Historiker“ den zukünftigen Staatsbeamten bekannt machen, damit sie, „erfüllt von den Lehren, die sie aus diesem unver-

siegbaren Borne geschöpft, in ihrer späteren Stellung auf alle Fälle des Lebens vorbereitet seien".*)

Er wählte zunächst den Agricola, weil er „als ein Neuling sich an die grösseren Werke noch nicht heranwagte", und „damit die Schwierigkeit und Dunkelheit der Sprache niemand von der überaus nützlichen Lektüre abhalte", so behandelte er ihn mit Rücksicht auf die schwächeren seiner Schüler *familiari quadem expositione,* d. h. er wird ihn selbst übersetzt und erklärt haben, wollte er ihnen doch, wie er's in seiner Antrittsrede versprochen, ein Freund und Geleiter sein.

Wie er das im Einzelnen machte, davon giebt sein Erstlingswerk auf diesem Gebiete,

> C. Cornelii Taciti de vita Julii Agricolae liber expositus à Matthia Berneggero. Argent. 1618.

ein klares Bild.

Nachdem er eine Einleitung gegeben, die, unter vielfacher Benutzung seiner Antrittsrede die Bedeutung der Geschichte, als der Quelle der *prudentia* rühmte, dann zu Tacitus und dessen Agricola überging, schliesslich mit anerkennenswerter philologischer Methode, wenn auch ganz auf Lipsius fussend, die Frage nach der Echtheit der Schrift und die Zeit ihrer Abfassung besprach, wurde der Text satzweise übersetzt, erklärt und gewissermassen als Probe des Verständnisses in eine andere Form gekleidet; alsdann wurden die wichtigsten Thatsachen, besonders aber die Sentenzen zu knappen Sätzen, den s. g. *Loci communes* umgeformt und diese bildeten nun die Themata zu einer Art von lateinischen Aufsätzen, die zur Ausarbeitung an die Schüler verteilt wurden,

*) . . . *si unquam alias, his certe temporibus et hac scena rerum expedire crederem hunc talem autorem, si civilem prudentiam spectes, historicorum facile Principem, juventutis Studiosae manibus ingeri, ut haustis ex hoc uberrimo fonte praeceptis, olim in sua quisque statione ad omnes vitae casus instructiores accederent.* Praef. ad C. Cornelii Taciti de vita . . . Agricolae liber expositus. Argent. 1618.

so dass nach und nach jeder zwölf dieser Arbeiten lieferte.*) Für die Disposition gab es bestimmte, feststehende Schemata, den Stoff, hauptsächlich Parallelstellen, Exempla und Testes lieferte der Professor, so hatte der Studiosus oder, was bei den vornehmen Herren, die Berneggers Zuhörerschaft bildeten, das Gewöhnliche war, dessen Privatlehrer nur noch das Ganze zusammenzustellen. Der Professor korrigierte die Arbeit und wenn sie dann noch der Censur von Dekan und Rektor unterbreitet worden war, konnte sie als Disputation, häufig auch mit verteilten Rollen, vorgetragen werden.

Das Buch enthält nun erstens die Erklärung des Textes ungefähr so, wie sie im Kolleg gegeben und wahrscheinlich diktiert wurde, eine Paraphrase mit besonderer Berücksichtigung des Gedankenganges. Gelegentlich kommen Hinweise auf rhetorische und stilistische Eigentümlichkeiten. Grammatische Bemerkungen finden sich gar nicht; häufig aber Sacherklärungen und Nebenbemerkungen geschichtlicher, litterarischer oder moralisierender Art. Beim zehnten Kapitel wird ausführlich die Geographie und Ethnographie Britanniens besprochen, auch Keplers Ansicht über die Entstehung von Ebbe und Flut mitgeteilt. Als Beispiel diene der Anfang.

Sectio I (cap. 1—3)
in qua libri prooemium.

Clarorum virorum] Totum hoc exordium potissimum ad captandam lectoris benevolentiam est accommodatum, ut in quo et veniam scriptioni petit Autor, et cur illam hactenus distulerit, causam exponit et professione pietatis hunc librum laudatum vel saltem excusatum iri scribit.

*) Diese Lehrweise beschreibt Bernegger selbst im Anfang des ersten *Locus communis* zum siebenten Kapitel folgendermassen: *Maluit videri invenisse bonos quam fecisse*] *Sic infra cap. 19. Omnia scire, non omnia exequi. Sumpta ex his duobus locis occasione tractavimus . . . quaestionem illam „Rectene dicatur, quod dicitur, nescit regnare qui nescit dissimulare?“ in hunc modum: Quales in republica principes sunt, tales reliquos solere esse cives, recte Cicero . . . ex Platone docet. Est enim etc.*

Et quidem in hoc primo membro Exordii Propositio est facta per comparationem veterum et suorum temporum. Ut enim, inquit, antiquitus apud majores nostros usu receptum fuit meritis et virtute clarorum virorum mores et res praeclare gestas ad posteritatem scribendo transmittere: sic ne nostris quidem temporibus utut alias aetas quaeque suorum incuriosa sit et excellentes virtute viros, dum adhuc in viris agunt, pro merito non aestimet, hoc officium intermissum fuit, tum videlicet, quando virtus alicujus illustrior fuit atque nobilior quam ut a duplici illo vitio parvis magnisque civitatibus communi, scilicet ignorantia Recti et Invidia, cui vivi praesentesque potissimum obnoxii, premi vel obscurari posset.

Sed apud priores] Antithesis hic est qua ista duo tempora, quae modo comparaverat, inter sese opponit. Apud veteres ut virtutem colere, probantibus omnibus, invidente nemine, licuit: ita quoque praestantes ingenio scriptores reperiebantur qui etc. Ita namque P. Rutilius Rufus et M. Scaurus (utriusque mentio fit lib. 3. annal. cap. 66) cum de vita sua scripsissent, nec reprehensionem ullam incurrerunt, nec fides ipsis tamquam propria scribentibus derogata fuit. Nostra vero haec tempora tam saeva sunt, ut etc. Oppositionis pars prior epiphonemate ac illustri sententia confirmatur: Virtutes iisdem temporibus optime aestimantur quibus facillime gignuntur.

Und zum Anfang des dritten Kapitels heisst es: Postquam Domitiani saevitia clarissima quaeque ingenia sublata esse ostendit Autor: nunc adfert causam quadruplicem, cum jam post nubila saeculi beatissimi Phoebus illuxerit . . . Prima ratio sumitur a simili medico. Quemadmodum haec est natura infirmitatis humanae, ut . . . sic etiam tyrannis etc. Secunda a simili physico. Ut enim corpora etc. Tertia a causa efficiente, scilicet consuetudine, quae etc. Quarta ratio . . . sumitur a circumstantia temporum. Cum enim etc. — Zu der Stelle: „Pauci, et ut ita dixerim, non modo aliorum sed etiam nostri superstites sumus" wird bemerkt: Quae locutio cum duriuscula sit (siquidem illi proprie superstites dicuntur, qui aliis jam fato defunctis supervivunt) molliendi causa illud additur

„ut ita dixerim". Vocatur autem ille sui ipsius superstes qui exacta vitae parte aliqua insuper vivit. Quo sensu apud Senecam epist. 30 Bassus Aufidius senex dicitur vivere tanquam superstes sibi . . . Hoc ergo vult autor etsi pauci quidem ingenio praestante viri sunt, quos etc.

In dieser Weise ist die Erklärung der ganzen Schrift durchgeführt. Weitaus den grössten Teil nehmen aber die *Loci communes* ein. So wird aus den Worten im Anfange des Agricola: *incuriosa suorum aetas* das Thema abgeleitet: „Wie kommt es, dass die Mitwelt ihre grossen Männer weniger hochhält, als die der Vergangenheit", und darüber ein regelrechter lateinischer Aufsatz geschrieben, der vielfach Dinge aus der Gegenwart mit hereinzieht.

Wenn ferner im vierten Kapitel die Rechtschaffenheit des Silanus gerühmt wird, so giebt das Anlass zu dem Thema: „Ein Redner darf keine schlechte Sache vertreten", und an die Worte *„sedem ac magistram studiorum Massiliam habuerat"* wird die beliebte Frage über den Nutzen und die zweckmässigste Art des Reisens angeknüpft. Ein andermal wird erörtert, was vornehme Leute auf der Hochschule lernen sollen. Die Antwort lautet: „Nur das, was im späteren Leben ihnen nützlich und ehrenvoll sein kann", und zwar „mit Mass", ja nicht zu sehr sich vertiefen. Besonders wird gewarnt vor den „Sophismen und Spitzfindigkeiten" der Philosophie. Am häufigsten aber werden die Pflichten des Feldherrn und Staatsmannes behandelt.

Die meisten *Loci communes* enthalten übrigens nur kurze Andeutungen für solche Aufsätze, die ausgeführten, die auch als Disputationen vorgetragen worden sind, bezeichnet Bernegger als Arbeiten zweier ungarischer Adeliger, denen zu Liebe er vielfach Beispiele aus der ungarischen Geschichte, besonders von Matthias Corvinus, eingeflochten hat.

Das Büchlein ist also die Darstellung seines akademischen Unterrichts. Es bringt für die Erklärung des Tacitus nichts Neues, sondern schliesst sich in dieser Hinsicht ganz an Lipsius an. Dass dagegen die Art und Weise, wie Bernegger den Schriftsteller behandelte, eine neue und bessere

war, lehrt eine Vergleichung mit dem „Commentarius in C. Julii Agricolae vitam scriptore Cor. Tacito“ des Altorfer Professors Michael Virdung (Argent. 1617), dem Berneggers Arbeit als „Adnotationes“ zuerst im Drucke beigegeben waren, ehe sie im folgenden Jahre selbständig erschienen. Virdung hatte ihn nämlich gebeten, die Drucklegung seines Werkes zu besorgen, und Bernegger benutzte diese Gelegenheit, unter der Flagge des älteren und bekannteren Gelehrten die Erstlingsfrucht seiner Beschäftigung mit Tacitus in die Öffentlichkeit zu bringen. Virdung also begnügt sich in seinem Kommentar zu einzelnen Phrasen Parallelstellen beizubringen, nur selten finden sich Wort- oder Sacherklärungen. Bei Bernegger aber wird zunächst der Gedankengang genau dargelegt und dann durch eine ausserordentliche Fülle geschichtlicher Zuthaten, die aus allen Ländern und Zeiten, mit Vorliebe aber aus der Gegenwart genommen werden, dem Texte erst Fleisch, Blut, lebendige Kraft gegeben.

So schuf Bernegger damals schon das Muster eines konzentrierten Unterrichtes, das alles, was zur Unterweisung und Bildung der Jugend notwendig erschien, in enge Verbindung mit der Erklärung des Klassikers setzte.

5. DIE VORLESUNGEN ÜBER TACITUS GERMANIA.

Nach dem Agricola wandte er sich der Germania zu und damit dem Werk, das ihm die allerbeste Jugendschrift zu sein schien. „Die Geschichte,“ sagt er einmal, „ist eine Art Philosophie, welche durch Beispiele lehrt, was jene in Theoremen entwickelt.“ „Wer nur sein Vergnügen in der Lektüre sucht und nicht, was er liest, im Leben zur Anwendung bringt, der scheint ähnlich jenem, welcher, zufrieden mit dem Dufte köstlicher Speisen, diese selbst nicht anrührt. Es schien mir darum der Mühe wert zu sein, was aus des Tacitus Germania für das *Leben* von Wichtigkeit ist, herauszuheben und darüber disputieren zu lassen: denn Erscheinungen aus dem Leben des eigenen Volkes machen doch einen grösseren Eindruck als fremde und wenn die Tüchtig-

keit unserer Vorfahren uns vor Augen gestellt wird, so dringt sie tiefer ins Herz und regt schärfer zur Nachahmung an.“

Auch von diesen Disputationen ist eine Sammlung vorhanden und zeigt, welche Fortschritte in kurzer Zeit Bernegger als Lehrer, Gelehrter und Stilist machte. Das Buch erschien unter dem Titel:

> Ex C. Cornelii Taciti Germania et Agricola Quaestiones Miscellaneae olim moderante Matthia Berneggero academicis exercitationibus sparsim disputatae*). Unum in corpus certumque ordinem ex B. Soceri mandato institutoque tributas ipsiusque adnotationibus manuscriptis passim auctas edidit Jo. Freinshemius. Argentor. 1640.

Es enthält zwanzig, zum Teil unvollständige Dodekaden solcher Aufsätze, deren reicher Inhalt und kunstvolle Darstellung sich grösstenteils weit über die Loci communes des Agricola erhebt. Dazu kommt, dass hier auch die Themata meistens noch interessanter werden. Am Schlusse des Buches sind die besseren Abhandlungen aus dem Agricola noch einmal abgedruckt und durch neue ergänzt.

Einige Beispiele mögen das Werk veranschaulichen. An den ersten Satz der Germania, welcher die Grenzen des Landes angiebt, wird die Frage angeknüpft: Welches sind die Grenzen des alten Germaniens, welches die unseres deutschen Vaterlandes? und folgendermassen beantwortet: Wie wenig bekannt ausländische Dinge selbst den sorgsamsten Schriftstellern des Altertums gewesen, lässt sich daraus ermessen, dass Herodot den Ister dem Nil ähnlich laufen und auf den Pyrenäen entspringen lässt**), Aeschylus den Eridanus nach Iberien, d. h. nach Spanien verlegt und mit dem Rhodanus

*) Das erste Hundert dieser Quaestiones war in den Jahren 1614 und 1616, zu acht Dodekaden und zuletzt zu einer Gruppe von vier zusammengefasst, als Disputationen gedruckt worden, im folgenden Jahre erschienen sie zu Dekaden gruppiert.

**) Bernegger denkt an Herod. II. 33.

für ein und denselben Strom hält, dass Euripides meint, Po und Rhone vereinigten sich an der Küste des adriatischen Meeres, und Ephoros, ja sogar noch Zonaras die spanische Halbinsel für einen einzigen Staat halten. Weit mehr aber noch muss man sich wundern, wenn unsere Nachbaren, die Italiener, wie Phil. Camerarius seligen Angedenkens voller Verwunderung mitteilt, jetzt noch der Meinung sind, unser Deutschland sei nur eine einzelne Stadt, die sie la Magna nennen. Solche Unwissenheit darf man aber bei Tacitus um so weniger voraussetzen, da es ja bekannt ist, dass die Römer, die Herren der Welt, Karten von den ihnen untergebenen Ländern sich von ihren Beamten anfertigen liessen und im Senate sorgsam aufbewahrten, die Tacitus ebensogut wie Livius, Plinius, Mela, Florus und auch Strabo, Ptolemaeus, Arrianus benutzt haben wird; zudem hat er ja einen grossen Teil des Landes aus eigener Anschauung kennen gelernt. Darum sind seine Angaben auch im Ganzen richtig. Es folgt dann eine Umschreibung des Textes; bei den Worten „*mutuo metu*“ wird bemerkt: solche Furcht dient zwischen gleich mächtigen Völkern als Scheidewand und Riegel. Ähnlich wie Thukydides sagt: die gegenseitige Furcht schafft allein treue Bundesgenossen. Sodann werden die Grenzen im Osten nach Ptolemaeus und Mela genauer angegeben und dabei erwähnt, dass nach Tacitus mehrere Völkerschaften deutschen Stammes noch jenseits derselben wohnen, ebenso wie die Treverer, Nervier, Vangionen, Triboker, Nemeter, Ubier, Bataver, Mattiaker u. a. jenseits des Rheines und die Effluer*) und Fennen jenseits des Ozeans wohnen. Genaueres darüber giebt Beatus Rhenanus im Anfang des ersten Buches über Deutschland. Soweit vom alten Germanien. Dass aber heutzutage die Bewohner deutscher Zunge sich viel weiter ausdehnen, dafür wird als ein unverfänglicher Zeuge Aeneas Sylvius angeführt und zum würdigen Abschluss der Quaestio der Abschnitt aus dessen Briefen (ad Martinum Mayer Moguntiacens. cap. 32), der darüber handelt, mitgeteilt.

*) Wohl eine andere Lesart für Hellusii cap. 46 extr.

Das Ende des zweiten Kapitels (*quis porro . . . Germaniam peteret, informem terris . . . nisi si patria sit?*) giebt Anlass zu zwei Abhandlungen. Einmal wird erörtert, warum heutzutage die Deutschen in ihren Sitzen bleiben, während sie in früheren Zeiten so viel gewandert sind; und hierbei wird über das rauhe Klima des Landes und die harte Lebensweise seiner Bewohner alles Wissenswerte aus den Klassikern zusammengetragen, im Gegensatz dazu der jetzige blühende Zustand des Landes als Grund der Sesshaftigkeit angegeben, und schliesslich eine Erklärung dafür gesucht, dass heutzutage trotz der Sesshaftigkeit und trotz des Kinderreichtums keine Übervölkerung zu spüren ist; die zweite sucht zu ergründen, warum die Heimat uns vor andern Ländern am liebsten ist. Beide wollen das Vaterlandsgefühl erregen und beleben, obwohl die zweite die Anziehungskraft des Vaterlandes dem Eigennutze und anderen Kräften gegenüber für nicht sehr bedeutend hält und schliesslich auf das Wort hinausläuft: „Noch üppig (*delicatus*) ist, wem die Heimat lieb ist, schon stark, wem jeder Boden Heimat ist, vollkommen aber erst, wem die Welt Fremde ist“, — ein Beweis, dass auch bei ihm der specifische politische Patriotismus vor dem Weltbürgertum des humanistischen Gelehrten zurücktrat. — Wenn dann Tacitus von alten Liedern spricht, in welchen die Stammesgottheiten gefeiert werden, so kommt Bernegger auf den Einfall, den Meistergesang, die *magistrales cantiones*, wie er sie nennt, von dieser Urpoesie abzuleiten, wobei er der alten Heldenlieder der Westindier, der Cheruskerlieder zu Ehren des Arminius gedenkt, die Nachrichten aus Eginhardt's Leben Karls des Grossen, aus Jornandes' Gothengeschichte über denselben Gegenstand mit heranzieht und zum Schluss seine Vermutung durch eine Bemerkung des Abtes Johannes Trithemius Spanheim glaubt stützen zu können. Nachdrucksvoll werden dabei Spanheims Worte angeführt: „Dadurch dass die Jünglinge diese alten Heldenlieder lernten, aufsagten und sie bei feierlichen Gelegenheiten sangen, sollte ihre Begeisterung angeregt werden“. In diesem Sinne suchte auch Bernegger seine Schüler in die deutsche Vorzeit einzuführen und sie, wie

früher Wimpfeling, mit Begeisterung für die vaterländische Geschichte zu erfüllen. Darum bespricht er mit ihnen auch die Bedeutung des Wortes Germanen und neigt dabei, nachdem er mit einer Fülle von Gelehrsamkeit die verschiedenen Ableitungsversuche von dem Hebräischen *gerim* Fremdlinge, von *Thogarmas*, dem jüngsten Sohne des *Gomer*, des ältesten Sohnes des Japhet, von den *Carmanen*, einem Volke in Asien, von *gigas* und *immania*, von *gerens* und *immania*, von *germen*, *germinare*, von *gerra* = bellum (Lipsius), von *germanus* = γνήσιος (Erasmus) vorgeführt hat, zu der Annahme, das Wort sei rein deutschen Stammes und entweder aus *ger* = gar, gänzlich und *Mann* (ähnlich wie Almann, Gerbrecht = Albrecht) zusammengesetzt oder bedeute dasselbe wie *Hermann*, Kriegsmann, zumal diese Deutungen dem Nationalgefühl am entsprechendsten erschienen.*)

Die Neigung zu philologischen und sprachlichen Untersuchungen, die sich bei Bernegger schon hier verrät und sich mit der Zeit mehr entwickelt, zeigt sich auch recht in der elften Abhandlung: Von der Verwandtschaft der deutschen Sprache mit der griechischen. Hier führt er, ausgehend von des Henricus Stephanus Tractat über die Ähnlichkeit des Griechischen mit dem Französischen eine Reihe von Wortverbindungen an, in welchen das Deutsche mit dem Griechischen übereinstimmt: z. B. πεμπτὸς αὐτός „selb fünft“, οἱ ἐκ τῆς πόλεως „die aus der Stadt“, ἐς τριάκοντα „in die dreissig“, κατὰ θέαν ἧκεν „ist auf die Schau gangen“, alsdann eine grosse Menge von einzelnen deutschen Wörtern, die mit griechischen ähnlichen Klang haben, und darum seiner Ansicht nach auf griechische zurückgehen. Dass bei dieser Art des Etymologisierens vielerlei Seltsamkeiten mit unterlaufen, ist nicht zu verwundern, und offenbart nur den grossartigen Fortschritt

*) Erwähnung verdient vielleicht, dass auch Kepler sich mit der Deutung des Wortes beschäftigt hat: op. vol. VIII, S. 199 (ed. Frisch) heisst es: ad Tacit. Annal. I, cap. 31: Germanni Germannen, Jermannen, Jeren, Verjeren fervere: die tolle, tumme Teutschen, die wilde Leütt, die Unsinnige; eine Ableitungsweise, welche dem ἀλώπηξ gleichkommt

in der Sprachwissenschaft, den unser Jahrhundert gemacht hat. Da bringt er Ächter (*proscriptus*) mit ἐχθρός zusammen, arg mit ἀργός, Brett mit πέταυρον, *per syncopen et metathesin*, Braut mit πρώτη, Bräutigam mit πρωτόγαμος, Brot mit βρωτόν, eben mit ἐπίκεδον, eigen mit οἰκεῖος, Gabe mit ἀγάπη, Gemahl mit γαμήλιος, jagen mit ἄγειν (*aspiratione accedente*), impfen mit ἐμφυτεύειν, liegen mit λήγειν, löffeln mit φιλεῖν *per metathesin*, Luge mit λόγοι, schädlich mit σχέτλιος, Schelm (in der Bedeutung als *cadaver aridum et projecticium*) mit σκελετόν, sinnen mit συνιέναι und vieles Ähnliche, während er Anderes ganz richtig ableitet, z. B. auch findet, dass der griechische Buchstab π sich im Deutschen gern in f verwandelt. — Sehr schwierig wird ihm die Erklärung dieser Ähnlichkeiten. Nicht unwahrscheinlich dünkt ihm zunächst die Ansicht, dass von den Druiden, die sich ja, wie aus Caesar bekannt, der griechischen Sprache bedienten, und die, unter Tiberius aus Gallien vertrieben, sich in grosser Anzahl nach Germanien wandten,*) manches griechische Wort entlehnt sei. „Andere freilich meinen, heisst es weiter, dass diese Erscheinung auf die Milesier zurückzuführen sei, welche, nach dem Zeugnis Ovids, in der Nähe der Geten, also der Goten, Kolonien gegründet und hierdurch in den dortigen Landstrichen eine Sprachmischung hervorgerufen hätten; oder auf die Handelsbeziehungen der Phocäer mit Gallien, oder der Dorier und Paeonier mit Illyrien, oder auf den Galaterzug, oder auf den Einfall des Brennus in Griechenland. Jedenfalls beruht sie auf Wanderungen und Mischungen der beiden Völkerstämme."

Diese philologisch-sprachwissenschaftliche Neigung verbindet sich eng mit seinem Nationalgefühl in Abhandlungen wie Quaestio XCI: „Ob die Deutschen Barbaren genannt werden dürfen", in welcher zuerst die verschiedenen Etymo-

*) Als Beleg dafür sieht er die Worte „Drudenfuss", was nach ihm der Name einer Würzburgischen Münze sein soll, und Drudheim (Stadt in Norwegen, wohl das jetzige Drontheim) an.

logieen und Anwendungen des Wortes*) besprochen werden und dann kräftig Verwahrung dagegen eingelegt wird, wenn jetzt die Italiener in ihrem Eigendünkel dasselbe als Schimpfwort den Deutschen gegenüber gebrauchen, während sie selbst nichts weiter als die Überreste und sozusagen die Hefe von Goten, Vandalen und anderen „Barbaren“ sind, oder in der Quaestio CXCV: „Warum die Römer ihre Sprache mit solchem Eifer verbreitet haben“, in welcher er laut und scharf die törichte Neigung der Deutschen verurteilt, ihre schöne Sprache durch eingeflickte Fremdwörter zu verunzieren. „Des Kaisers Tiberius Vorgehen“, sagt er am Schluss, „der nach Suetons Zeugnis in den Erlassen des Senats jedes Fremdwort vermieden wünschte und dafür entweder ein lateinisches Wort einzusetzen oder eine Umschreibung anzuwenden befahl, ist eine stumme Anklage für unsere Nachlässigkeit, oder soll ich's Thorheit nennen, die wir nicht nur gar nichts thun für die Ausgestaltung unserer deutschen Sprache, die doch trotz des Gebelfers der „Germanomastiges“, solche Hoheit und Würde hat, dass sie mit allen anderen in der Feinheit, der Anwendung auserlesener Worte, der geschmackvollen Fülle und dem Schwung des Satzbaues wetteifern kann, sondern wir entstellen sie noch durch die verkehrte Vermischung mit Fremdwörtern, für welche es viel passendere und bequemere deutsche Ausdrücke giebt. Und das geht soweit, dass bei uns selbst „Handwerksleute und Dummköpfe“,**) die niemals aus ihren Stadtmauern hinausgekommen sind (denn weitgereisten Leuten könnte man dieses immerhin törichte Prunken noch einigermassen verzeihen) in den Wirtshäusern und Barbierstuben einige Wörtlein, die sie aufgeschnappt haben, in ihre Muttersprache hineinflicken und sich viel darauf einbilden, zum Hohngelächter derjenigen, mit deren gestohlenen Federn sie sich, dass Gott erbarm, zu schmücken trachten.“ Dieses

*) Er entscheidet sich dabei für Scaligers Ansicht, der es von Bar ableitet, „*quod Arabum lingua desertum est, more Hebraeo geminatum Barbar, valde desertum significat.*

**) *Cerdones ac fungi*, Plautinischer Ausdruck.

Eifern für die Hebung der deutschen Sprache, welchem er noch an einer andern, von Zinkgraf, Opitz, Leibnitz viel gerühmten Stelle*) in ähnlicher Weise Ausdruck giebt, hat ihn zum Freunde und unermüdlichen Förderer der Bestrebungen des Martin Opitz gemacht und sichert ihm bis auf den heutigen Tag den Ruhm, der erste Kämpfer für Sprachreinigung gewesen zu sein.

Sein ausgeprägter deutscher Patriotismus zeigt sich ferner, wenn er mit Behagen bei der Darstellung der Körpergrösse der Deutschen verweilt (Quaestio XIII), wenn er ihre Freiheitsliebe hervorhebt (Q. XII), ihre zu allen Zeiten gerühmte Treue preist (Q. LXVII). Die Frage: Haben die Römer jemals das ganze Deutschland beherrscht? (Q. CLVIII) wird mit einem entschiedenen: Niemals! beantwortet und am Schlusse dieses Aufsatzes heisst es: „Auch heutigen Tages würden wir gar wenig von den verweichlichten Italienern oder anderen südlichen Völkern zu fürchten haben, wenn wir nur unsere alte Kraft zeigen und nicht zulassen wollten, dass wie einst die Römer nach des Tacitus Zeugnis mit dem Blute der Provinzen sich ihre Provinzen erobert (Histor. IV, 17), so jene Deutschland durch die Deutschen, die fremder Herrschsucht ihr Blut leihen, bezwängen und durch ihre Jesuitensendlinge**) uns gegen unser eigen Fleisch und Blut hetzten. Darum wendet er sich auch öfters scharf gegen den sonst von ihm hochverehrten Joh. Bodinus, weil er aus übertriebener Liebe zu seinem Vaterlande nicht selten die Deutschen herabzusetzen und verächtlich zu machen sucht (Q. CXXX).

Berneggers Nationalgefühl ist auch die Grundlage für seinen religiösen Standpunkt. Zwar ist er, wie die eben angeführten Aeusserungen bezeugen, ein streitbarer Gegner der Jesuiten, mit denen er bald in erbitterte Fehde geraten sollte, aber hauptsächlich darum, weil sie Fremde und vater-

*) *Speculum boni principis* (Suetons Titus, cap. III, Note i) Man vergleiche Reifferscheid, A. Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens I, S. 795 (zu 181,15).

**) Mit dem beliebten Wortspiel: *Acignios* (Anagramm aus Ignatius) *nec veste nec animo cygneos.*

landslose Verhetzer sind; stand er doch später mit deutschen Jesuiten in persönlichem, freundschaftlichem Verkehr.*) Zwar ist er ein begeisterter Lobredner des Landgrafen Philipp von Hessen, des Moritz von Sachsen (Q. CCII) und anderer Führer der Protestanten, aber nicht minder verehrungsvoll spricht er von Kaiser Ferdinand I, rühmt eine Reihe von Päpsten als gute, rechtschaffene und fromme Männer und vertritt hier schon die Ansicht, die ihm später einen hervorragenden Platz unter den Synkretisten verschaffen und ihm auch viele Feindschaften und Widerwärtigkeiten seitens der Strassburger Theologen zuziehen sollte, dass unter allen Umständen eine Versöhnuug und politische Vereinigung der Protestanten und Katholiken zu erstreben sei (Q. CCII). Darum beklagt er bitter die theologischen Zänkereien und will die Erörterung dieser Fragen auf den engen und weihevollen Kreis akademischer Wissenschaftlichkeit beschränkt wissen,**) darum

*) Vergl. Briefe an den Molsheimer Jesuitenpater Jo. Georg Herber, im 32. Bande der Supellex epistolica Uffenbachii et Wolfiorum, abgedruckt bei Reifferscheid, S. 855.

**) Sehr glücklich knüpft er diese Frage in Q. CLIV an des Tacitus Worte (Germ. c. 34 extr.) „*sanctius ac reverentius visum de actis deorum credere quam scire*“ an und sagt: *Infelicitatem saeculi nostri et aversa a concordiae studio ingenia cum aliis tum hoc maxime cognoscimus argumento, quod in religionis negotio, quae fidem, non rationem ducem habet „ratiocinatiunculis et sermonibus syllogisticis (Nicephori Gregorii usurpo verba ex histor. lib. 10 in fine, de nostris non minus ac illius temporibus verissima) velut herbae et pascuis armenta, omnes inhiant, quodque opificibus etiam effusa sunt arcana theologiae. Et illi qui de recta fide ambigui sunt et qui nec quomodo credendum sit sciunt, nec quid sit illud quod credere se dicunt, illi, inquam, et fora et porticus et theatra omnia theologia impleverunt.*“ *Quanto vero prudentius etiam in illa gentili religione majores nostri, qui quam non fuerint Aculeones ex praescriptis quaestioni verbis apparet, cum quibus illud Philetae praeceptum congruit:*

θεὸν νόμιζε καὶ σέβου, ζήτει δὲ μή,
πλεῖον γὰρ οὐδὲν ἄλλο τοῦ ζητεῖν ἔχῃς.

Nachdem er dann ähnliche Ansichten aus den Kirchenvätern Hilarius, Cyprianus Augustinus, herangezogen, fährt er fort: *Quod ita*

verabscheut er es, Andersgläubige mit Gewaltmitteln bekehren zu wollen und verlangt dafür brüderliche Ermahnungen und Belehrungen (Q. XLVI), er selbst vermeidet es sorgsam, seinen confessionellen Standpunkt hervortreten zu lassen.

Zu dieser Duldsamkeit und Zurückhaltung in religiösen Fragen führte ihn einmal sein friedfertiger, milder Charakter und dann sein ausgeprägter politischer Sinn. Das Wiederaufleben des klassischen Altertums hatte ja bewirkt, dass neben den religiösen Fragen, die immer den breitesten Raum im öffentlichen Leben einnahmen, auch der Staatsgedanke sich in Deutschland mehr und mehr bemerkbar machte, zumal da die äusseren politischen Verhältnisse mit ihren verwickelten Rechtsgrundlagen zu politischer Erörterung förmlich zwangen. Bernegger hatte nun aus seinen klassischen, geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien*) die Überzeugung gewonnen, dass das Wohl des Staates für den Leiter desselben das oberste Gesetz sei, und war unermüdlich bestrebt, diesen Grundsatz seinen Schülern einzuprägen, die ja grösstenteils sich dem juristischen Studium widmen wollten. Darum behandeln die Quaestiones grösstenteils juristische und staatswissenschaftliche Fragen. Wenn Tacitus von der Kleidung der alten Germanen spricht, so knüpft Bernegger daran die Erörterung, in wie weit obrigkeitliche Kleiderordnungen angebracht sind (Q. LXXXVI), wenn jener ihre Spielwut schildert, so ist ihm dies ein Anlass, die rechtliche Kraft von Wetten und Spielverpflichtungen zu erörtern. Ebenso findet er Gelegenheit, von der Strafgewalt des Herren über den Knecht, von Wucher und Leihe, über Vermögenskonfiskation und Strafmilde-

tamen volumus acceptum, non quasi in universum damnemus theologicas disputationes, quin id volumus non esse profanandas res divinas et suopte omnibus arbitrio de theologia disserendi facultatem concedendam, sed disputandum et in loco idoneo ut academiis collegiisque, et cum modo, exclusa curiositate nimiaque subtilitate in rixas atque discordiam, denique ab idoneis, iis nimirum quibus docendi munus autoritate publica commissum est, und schliesst mit einem hübschen Citat aus Piccarti observat. historico-polit.

*) Besonders sind Thuanus, Bodinus und Lipsius auf ihn von Einfluss gewesen.

rungsgründe seine Ansichten zu entwickeln. Noch mehr Raum nehmen rein politische Betrachtungen ein. Die beste Staatsform, Rechte und Pflichten des Fürsten und des Adels, Verhältnis zwischen Kirche und Staat, Lehnswesen, Völkerrecht und Kriegsrecht, das sind die Fragen, die mit Zugrundelegung der Werke eines Macchiavelli, eines Bodin, Cujacius, Lipsius am häufigsten erörtert werden. Und wenn auch dabei niemals von einer gründlichen und streng wissenschaftlichen Untersuchung eine Spur zu finden ist, sondern die nach den üblichen logischen und rhetorischen Grundsätzen sich aufbauende Erörterung mehr zu einer gefälligen Plauderei wird, so offenbart sich andrerseits eine so eingehende Bekanntschaft mit der juristischen Litteratur, dass die Vermutung, Bernegger habe in seiner ersten Studienzeit sich der Jurisprudenz gewidmet, auch hierdurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Manche Abhandlungen scheinen von den Schülern ziemlich selbständig ausgearbeitet zu sein, besonders von den zahlreichen Quaestiones über Heer- und Kriegswesen machen einige schon in der Wahl des Themas, andere in der Ausführung einen recht schülerhaften Eindruck, z. B. wenn an die Worte des Tacitus: *„plerique nobilium adolescentium petunt ultro eas nationes quae tum bellum aliquod gerunt“* (cap. 14) die Frage angeknüpft wird (Q. LXXII): Soll man lieber landfremde als einheimische Soldaten nehmen? und folgende Behandlung findet: Manche halten es für zweckmässiger fremde Hülfstruppen als Einheimische und Unterthanen zu Kriegszwecken zu gebrauchen, um so die eigenen Leute zu erhalten, den Gefahren aber lieber Fremde auszusetzen. Andere sind entgegengesetzter Meinung — Gründe dafür — Schlussfolgerung: Also sind die Landeskinder vorzuziehen — Einschränkung derselben. Als Beweismittel werden angezogen zweimal der spanische Rechtsgelehrte Gregorius von Toledo (lib. II de rep.), zweimal Stellen aus dem fünften Buche von Lipsius Politica, dreimal aus Tacitus Historien, endlich vereinzelte Stellen aus Vegetius, Curtius, Livius, und diese Citate, die ein eng begrenztes Lesegebiet darstellen, sind mit

dem Texte gar nicht verbunden, dazu die Kürze und Dürftigkeit des Aufsatzes, das alles ist gegen Berneggers Art. Einen ähnlichen Eindruck macht es, wenn in der Quaestio CXLIX erörtert wird, ob nächtliche Gefechte zu billigen sind, und zwar so, dass ganz einfach erst einige Beispiele, welche dafür, darauf einige, welche dagegen sprechen, wörtlich aus Thukydides, Livius, Caesar, Tacitus entnommen werden, wenn dabei solcher Einfall vorkommt, wie den Volksnamen Abotriti („*contermina Bulgaris gens*") mit Abendritter gleichzusetzen. Bei solchen Arbeiten hat sich die Mitwirkung des Professors darauf beschränkt, die allgemeine Anleitung zu geben, Sprachfehler zu verbessern und Citate und sonstigen gelehrten Zierrat hinzuzufügen. Insbesondere bei den längeren Abhandlungen des Ungarischen Barones Franc. Listius in Kettsee deuten Äusserungen wie *de nostra gente*, vom Ungarischen Volke gesagt, Mathias Corvinus *rex noster inclytus*, überhaupt die Hervorhebung heimatlicher Verhältnisse, endlich der Umstand, dass dessen Quaestio CXCII, abgesehen von den aus der ungarischen Geschichte entnommen Beispielem sich, wenn auch nicht ganz wörtlich, deckt mit der dem Strassburger Nicolaus Junta zugeschriebenen Abhandlung No. CLXV, das alles deutet an, dass dieselben aus der Feder der Schüler oder deren Hofmeister geflossen sind, wenn man nicht lieber annehmen will, dass Bernegger auch in diesen Aeusserlichkeiten sich auf den Standpunkt seiner Studenten gestellt hat. Wie dem auch sein mag, dass der geistige Inhalt, der Stoff auf Rechnung des Professors zu setzen ist, unterliegt keinem Zweifel. Auffallend, für unsern Geschmack wenigstens, ist es dabei, wenn im Anschluss an des Tacitus Bericht über das Familienleben der Germanen in einer grösseren Anzahl der Quaestiones Fragen des Ehelebens, der Kinderernährung und Kindererziehung besprochen werden; doch geschieht das alles in einer so harmlosen Weise, dass man erkennt, wie sehr die jungen Leute eingeübt waren, jeden beliebigen Gegenstand nach dem bestimmten Schema zu behandeln. Aber Berneggers Eigenart, seine erstaunliche Belesenheit, sein Interesse, sein Spürsinn und sein Sammeleifer für die Realien in der Ge-

schichte aller Zeiten und Völker, mit denen er in der gefälligsten Weise den einförmigen Gang der regelrechten Disputation zu beleben und zu zieren weiss, alles dies zeigt sich auf jeder Seite des Buches: wenn er den Bau der Schiffe bei Homer eingehend verdeutlicht, um daraus den Schluss zu ziehen, dass solche nicht im Stande waren, den Ozean zu befahren (Q. X), wenn er sich ebenso bewandert zeigt in den Hochzeitsgebräuchen der Römer (Q. XII), als in ihrem Münzwesen (Q. XIX), und über die Geschäftsordnung im Senate (Q. LVIII) nicht minder unterrichtet ist, als über die Einteilung der Dienerschaft in einem römischen Hause (Q. CXXXIV). Und wie gern und wie geschickt verknüpft er Altes und Neues und wirft so auf beides aufhellende Streiflichter! Wenn Tacitus berichtet, dass die alten Deutschen nach Nächten, nicht nach Tagen rechneten, so erzählt er Ähnliches von anderen Völkern und weist schliesslich auf die Ausdrücke „Fastnacht“ und „Weihnacht“ hin (Q. LIII). Anknüpfend an die Worte: „*scuta lectissimis coloribus distinguunt*“ giebt er eine hübsche Darstellung von der Entstehung der Ritterwappen; die Nachricht in der Vita des Agricola von der Umschiffung Britanniens veranlassen ihn zu untersuchen, ob die Alten irgend welche Kunde von einem Erdteile jenseits des Ozeans gehabt haben (Q. CLXXXVIII). Er beschreibt die grossartige Trajansbrücke über die Donau und vergisst nicht zu bemerken, dass die Überreste noch vorhanden sind (Q. CLVIII), er erklärt die Entstehung und Bedeutung der Zenten, Zentgerichte, Zentgrafen und was sonst hierhin gehört (Q. LXIV), er verbindet die Wehrhaftmachung der Germanen mit der Manumissio der Römer und mit der Erteilung des Ritterschlages (Q. LXVI) und weiss über alles das noch hübsche Einzelheiten zu berichten, in denen er gern auf die persönlichen Verhältnisse des vortragenden Studenten Rücksicht nimmt: wenn z. B. in der letztgenannten Erörterung der Strassburger Paul Flach mit der wirkungsvollen Notiz schliesst, dass die deutschen Kaiser auf ihren Romfahrten, wenn sie an der Hadriansbrücke den Ritterschlag erteilen wollten, die Aufforderung ergehen liessen, wer aus der Familie

Beier von Strassburg anwesend sei, möge hervortreten, um zuerst den Ritterschlag zn empfangen, oder wenn an einer anderen Stelle (Q. LXII) derselbe Student rühmt, dass in seiner Vaterstadt vor kurzem ein Zucht- und Arbeitshaus*), ähnlich wie in Amsterdam eingerichtet sei; oder wenn (Q. XXVII) der Frankfurter Schöffer den fränkischen Ausdruck „herischlitz" erklärt. — Und nicht blos durch diese individualisierende Behandlung seiner Schüler, dem echten Merkmale seiner hervorragenden Lehrbefähigung, weiss er selbst den unwissenschaftlichsten Studenten anzuregen, sondern auch durch eine Fülle von Scherz und Laune, mit welcher er seine ohnehin ausgesuchte und mannigfaltige Kost zu würzen liebt. Da wird (Q. XV) mit schalkhafter Gründlichkeit erörtert, aus welchen natürlichen Gründen und mit welchem Recht die Deutschen vor allen Völkern dem Becher fröhnen, und welcher Unterschied sei zwischen der durchaus tadelswerten *ebriositas* und der bis zu einem gewissen Grade berechtigten *ebrietas* (Q. CXXVIII); da wird (Q. XVII) sowohl hinsichtlich der Dürftigkeit des Bodens als auch hinsichtlich der Intelligenz ihrer Bewohner eine hübsche Parallele zwischen Nürnberg und Athen gezogen; da wird erzählt, wie der Thrakerpriester Cosinga seinen Landsleuten drohte auf Leitern gen Himmel zu steigen (Q. XXXVIII), und woher es kommt, dass die Bauern in der Umgegend von Strassburg ihre Schafpelze mit der Wolle nach aussen tragen (Q. LXXXVIII), und vieles Andere derart.

Das alles ist nicht neu, nicht original, sondern von überall her zusammengesucht, es findet sich kaum ein eigener, nie ein eigenartiger Gedanke, und der „Magnus Lipsius", der ihm die Quelle seiner politischen Weisheit ist, hat neben Bodinus, Thuanus, Phil. Camerarius und andern ihm auch oft

*) Auf die Bezeichnung „Raspelhaus" weisen dabei folgende Worte hin: *laborantes occulto illo malo quod pigritiam vocant . . . includunt (Amstelodamenses) in quendam honestiorem carcerem et ergastulum, vulgo* „das Zuchthaus", *ibique cogunt aut acanthinum lignum (Brasilianum vulgo appellant) in scobem tenuissimam* tyrocnesti *comminuere aut pannos bombasios contexere etc.*

das Material geliefert, ohne dass er's sich selbst aus den eigentlichen Fundgruben herauszuarbeiten brauchte; ja Schriften wie Gruters 1604 erschienene *Varii discursus* lieferten ihm die genauesten Muster für seine Quaestiones. Aber dass er es verstanden hat, das Material zu einem so hübschen Bau zu fügen, der, beruhend auf dem hergebrachten, knappen und klaren Grundriss eines regelrechten Schulaufsatzes, sich zu einer gefälligen Plauderei erhebt und in das schimmernde Gewand eines eleganten Latein gekleidet ist, dass er diesen Bau erfüllte mit der gemütlichen Behaglichkeit, die nur sein freundliches, mildes, herzliches Wesen schaffen konnte, das ist Berneggers besonderes Verdienst, das offenbart ihn als eine hervorragende Lehrkraft und macht es erklärlich, dass die tüchtigsten und strebsamsten jungen Leute aus allen Gegenden Deutschlands, Ungarns, Dänemarks und der Schweiz zu ihm strömten und mit begeisterter Liebe und Verehrung ihm anhingen. Wissenschaftlichkeit und Liebe zu seinen Schülern, die beiden Haupttugenden des Lehrers, zeigt er hier so hell und rein, wie er sie sein ganzes Leben hindurch bewiesen hat.

Doch nicht bloss für die Persönlichkeit Berneggers sind diese Quaestiones bezeichnend, sondern sie sind auch ein charakteristisches Merkmal für die damalige Auffassung der Geschichtswissenschaft und für das damalige Geistesleben überhaupt. In der Geschichte sieht er nicht den natürlichen oder von Gott gewollten Entwicklungsprozess von Menschen, Staaten und Völkern, den er zu verfolgen und zu ergründen hat, sondern sie bietet ihm eine bunte Fülle einzelner Thatsachen, dienend als Belege für die Wahrheit christlicher Sittenlehre. Und in der bei ihm so sehr hervortretenden Verbindung encyclopädischen Vielwissens mit gründlicher Vertiefung in das klassische Altertum, in dem Bestreben, die Freiheit des Denkens und Handelns, welche aus den Schriften der Griechen entgegenleuchtete, zu vereinen mit dem strengen Zwange der Autorität auf kirchlichem und staatlichem Gebiete, in der kindlichen Voreiligkeit und Selbstgefälligkeit, mit der man über alles glaubte ein sicheres Urteil zu haben und Schwierig-

keiten durch syllogistische Kunststückchen oder Berufung auf die Bibel aus dem Wege räumte, zeigt sich der ganze Geist dieses wissensdurstigen aber gedankenarmen Jahrhunderts. So ist es erklärlich, warum diese Quaestiones, trotzdem viele in ihrer Gleichförmigkeit und schematischen Behandlung das Kennzeichen der Massenfabrikation aufweisen, solchen Anklang fanden, dass sie noch ein Menschenalter nach ihrem Entstehen und Jahre nach dem Tode des Verfassers öfter wieder aufgelegt wurden.

6. DIE VORLESUNGEN ÜBER POLITIK.

Mehrere Jahre widmete Bernegger einer derartigen Erklärung der Germania und des Agricola, vielleicht so, dass jede dieser Schriften zwei Jahre in Anspruch nahm.*) Zu gleicher Zeit las er über Weltgeschichte, und auch von dieser Vorlesung sind Zeugnisse vorhanden, welche seine Eigenart veranschaulichen.

Den Vorschriften der „Leges“ gemäss hatte er sich aus „den alten und newen *historicis*“ eine kurze *synopsis historiarum omnium temporum* zusammenzutragen und zu diktieren. Diese Einrichtung war aber schon seit dem Tode Rihels 1608 aufgegeben worden, und Bernegger hielt es nicht für zweckmässig, sie wieder aufleben zu lassen, wusste er doch, dass Rihel beim Diktieren seines Compendiums „mit der Zeit die Auditores fast alle verloren“; auch hielt er's für überflüssig, „weil dergleichen viel stattliche compendia allbereit vorhanden, deren eines man privatim in wenig Wochen oder Monaten durchgehen kann, da man hergegen auf die zwei oder mehr jahr lang daran *publice* zu lesen hette“. Er fasste vielmehr die Vorschrift, „der Historicus solle underrichten, wie die historien jederzeit gemeinem nutz zu gutem und wolstandt, auch diesen unsern Zeiten gedeulich mögen accommodieret werden“ in Berücksichtigung der zukünftigen Justiz- und

*) Manche der Aufsätze scheinen erst im Anfange des dreissigjährigen Krieges entstanden zu sein.

Verwaltungsbeamten, welche den grössten Teil seiner Zuhörer bildeten, so auf, dass er besonders in den Disputations- und Deklamationsübungen, welche er auch an diese Vorlesungen knüpfte, eine systematische Erörterung über Politik gab, über Staatsweisheit, insbesondere über die Pflichten und Rechte des Fürsten, über die *prudentia* in dem oben (S. 102) erörterten Sinne. Dieses specielle Gebiet hätte eigentlich dem Professor der Ethik und Politik, Laurentius Thomas Walliser, obgelegen; doch der hatte, wie wenigstens dessen Nachfolger Jacob Schaller in einem Streite mit Berneggers Nachfolger Joh. Böcler behauptet, „wegen seines starken Blumenhandels müssen bei der Ethik bleiben“ und so habe Bernegger „aus guttem willen und consens des Herrn Wallisers in Politicis disputiert“. Vielleicht sahen die Scholarchen auch ein, dass Walliser dazu weniger geeignet war.

Für diese Disputationen legte er des Justus Lipsius sechs Bücher Politica zu Grunde. Hier giebt Lipsius seine politischen Ansichten, wie er sie aus der Beschäftigung mit Tacitus gewonnen. Die erbliche Monarchie ist ihm die beste Staatsform, ihr Ziel das Wohl des Staates, der Weg dazu *prudentia* und *virtus*; sie zeigt sich in *vita principis* und offenbart sich einerseits in der *iustitia,* welche verbunden ist mit der *fides,* andrerseits in der *clementia,* ergänzt durch die *modestia,* das richtige Masshalten. Den Schwerpunkt legt er aber in die Erörterung des Wesens der *prudentia,* welche in *actionibus principis* zu Tage tritt, und von der nicht bloss der Fürst selbst sondern auch dessen Berater und Organe erfüllt sein müssen. Vom dritten bis zum sechsten Buch wird diese Staatsweisheit behandelt und alle Hauptfragen der Politik werden berührt, zunächst das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, wobei er dem Fürsten das Recht und die Pflicht zuspricht, mit allen Mitteln, auch den gewaltsamsten, die Einheit des religiösen Bekenntnisses seiner Untertanen herzustellen, ein Satz, der bekanntlich den entschiedensten Widerspruch erfahren hat und den Lipsius darum in späteren Auflagen in der gewundensten Weise umzudeuteln suchte. Dann wird das Verhältnis zwischen Fürst und Volk ins Auge

gefasst und aus den Mängeln und der Unbeständigkeit des Volkscharakters für den Fürsten die Verpflichtung abgeleitet, sich mit Macht und Ansehen zu umgeben und, wenn nötig, seine Machtmittel energisch anzuwenden. Das fünfte Buch behandelt die Grundzüge der Strategik und das sechste die Ursachen der Bürgerkriege sowie die zweckmässigsten Mittel sie zu beendigen. Das Ganze baut sich wohlgegliedert und übersichtlich auf in einzelnen knappen, kurzen Sätzen, welche gewissermassen nur die Marksteine sind in einem weiten, bunten Felde von Citaten aus dem klassischen Altertume und geistvollen philologischen Bemerkungen.

Diese eigentümliche Form und, abgesehen von gewissen Schroffheiten, auch der Inhalt sprachen Bernegger so an, dass er „alle vortrefflichen und beachtenswerten Notizen, welche eine langjährige, eifrige und gewissenhafte Lektüre ihm zuführte, in dieses Schatzkästlein zusammentrug, dessen gesamten Inhalt er sich durch unablässige Benutzung gleichsam wie abgezählte, bare Münze jederzeit zur Verfügung gestellt hatte“. In seinem Kolleg nun wurden die Sätze des Lipsius noch enger zusammengezogen, knapper formuliert und genauer gegliedert, auch alles, was nicht zur Sache gehörte, ausgeschieden, sodass gewissermassen nur das feste Gerüst übrig blieb. Indem diese Sätze dann erklärt und durch Belegstellen erläutert wurden, entstanden wieder Disputationen, von denen einige aus den Jahren 1616 und 1617 noch erhalten sind unter dem Titel:

> Justi Lipsii Politicorum libri quarti capita quatuor prima (resp. capita 5—9, resp. capita 10—12, resp. capita duo postrema, resp. libri quinti capita quinque prima) in quibus agitur de per aphorismos ad disputandum proposita.*)

*) Hinter der dritten findet sich unter den Elogien auf den Respondenten auch eins von Bernegger, in welchem ein Wortspiel mit dem Namen desselben *Gambs* und der *Gemse* durchgeführt wird.

Dieselben fasste Bernegger im Jahre 1617 zusammen in der Schrift:

> J. Lipsii Politicorum libri ad disputandum propositi, cum appendice

und dedizierte sie den Herren Scholarchen, welche ihm dafür zwölf Thaler verehrten. Jo. Freinsheim berichtet, dass er auch in späteren Jahren sich fort und fort mit dem Werke beschäftigt habe und es gegen Ende seines Lebens neu auflegen wollte. Nach seinem Tode erschien es unter dem Titel:

> Justi Lipsii Politicorum libri VI cum indice adcurato ex instituto Mathiae Berneggeri edebat Jo. Freinshemius. Argentorati, impensa et typis Berneggerianis anno Christiano MDCXLI.

Die Ausgabe unterscheidet sich von den früheren und bezeugt Berneggers Thätigkeit in folgenden Punkten: Das Format ist kleiner (12°), die einzelnen Sätze jedes Kapitels sind beziffert, die Noten gleich unter den betreffenden Satz angefügt, nur längere an das Ende des Kapitels verwiesen, die Belegstellen sind genauer angegeben, einige neu hinzugefügt, von den ausführlichen Noten zu den ersten Kapiteln des vierten Buches, welche Lipsius in einer besonderen Rechtfertigungsschrift, *De una religione adversus Dialogistam*, hatte erscheinen lassen, ist einiges ausgelassen, endlich sind zu den griechischen Stellen die lateinischen Übersetzungen und am Schluss ist ein sehr ausführlicher, ganz vortrefflicher Index hinzugefügt. Bernegger beschränkte sich demnach, obwohl er nach Freinsheims Zeugnis ein reichhaltiges eigenes Material hätte hinzugeben können, darauf, zu revidieren und zu ordnen, er beabsichtigte dabei weiter nichts, als das Buch für den Unterricht möglichst bequem zu machen. Nach Freinsheim hat dessen Mitschüler Böcler noch oft die Schrift wieder aufgelegt, doch ohne etwas Bemerkenswertes daran zu ändern.

7. HISTORISCH-POLITISCHE PLAUDEREIEN.

Ausser den Arbeiten im Anschluss an Tacitus und Lipsius findet sich noch eine dritte Art von Aufsätzen Berneggers, die er als *Disputationes historico-politicae* bezeichnet, durchweg leichte Ware. Schnitzel aus seinen Collectaneen, die er gerade nicht recht verwerten konnte, Tagesneuigkeiten, gelegentliche Fragen, welche die Studenten an den allwissenden und immer freundlichen Lehrer richteten, alles das fand in diesen Plaudereien Verwendung.

Schon aus dem Jahre 1617 ist eine solche erhalten unter dem Titel:

> Disputatio historico-politica aliquammulta multum historicis et politicis dubia continens.

Sie enthält zehn „Assertiones", die schon durch ihre Form zeigen, wie eine solche Disputation verlief. Die erste behandelt nämlich den Ursprung und die Zweckmässigkeit der Neujahrsgeschenke, „*Mittendarum strenarum*ᵃ *origo non minus vetusta*ᵇ *quam hodie*ᶜ, *earum consuetudo utilis plane planeque necessaria*ᵈ", in der durch die Buchstaben bezeichneten Folge: sie giebt erst die Etymologie des Wortes, dann die auf den Brauch bezüglichen Nachrichten aus dem Altertume und der Gegenwart, weist endlich nach, wie nützlich und notwendig derselbe ist. Die zweite Behauptung, dass die Nachrichten Justins über die Urgeschichte des israelitischen Volkes falsch seien, wird einfach damit bewiesen, dass sie dem biblischen Texte widersprächen; und „gross zwar darf auch der profanen Geschichtsschreiber Gewähr sein, doch nicht so gross, dass sie der heiligen Schrift unverbrüchliche Wahrheit überwände oder ihr gleich käme". Die dritte Assertion besagt: „Dass es in Wirklichkeit Riesen auf Erden gegeben, bezeugt nicht nur die heilige und profane Geschichte, sondern auch die Denkmäler übergenug". Die vierte nimmt Bezug auf ein Vorkommnis jüngster Vergangenheit: „Dass Alexander die persischen Gesandten, die Athener die peloponnesischen, die Römer die makedonischen und karthagischen,

Philipp von Hessen die braunschweigischen gefangen setzten, zum Teil auch tödteten, kann nicht gemissbilligt werden". Es läuft natürlich auf eine Entschuldigung des zuletzt genannten hinaus. Das achte Stück: „die Constantinische Schenkung *fabella et chimaera est*" bespricht eine damals gerade viel erörterte Frage, in deren Bearbeitung Bernegger seinem Freunde und Vorgänger, dem derzeitigen Rektor Kaspar Bitsch, erhebliche Beihilfe scheint geleistet zu haben, als dieser im nämlichen Jahre zur Feier des Reformationsfestes den Gegenstand behandelte. Das neunte Thema zeigt Berneggers vaterländischen Sinn. Es lautet: „Dass das römische Reich durch Karl den Grossen in rechter und gesetzmässiger Weise auf die Deutschen übertragen worden, ist ein Segen für das ganze Abendland gewesen", und beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Nachweis, dass Karl der Grosse ein Deutscher war. Die letzte Nummer endlich ist das bekannteste Stück und hat ihm scharfe Gegnerschaft gebracht. Sie sucht mit Feuer und grosser Belesenheit, aber ganz kritiklos die törichte Behauptung darzuthun, dass es eine Päpstin Johanna gegeben, dass dieselbe als Päpstin geboren habe. Seine ganze Beweisführung gipfelt aber in dem Satze: Es sind katholische Geschichtsschreiber, die das behauptet haben. — Das Schriftchen ist nur in sofern von Wert, als es zeigt, welche Fragen damals die besten Köpfe beschäftigten.

Zwei Jahre später (1619) erschien ein

Discursus historico-politicus de peregrinatione studiosorum,

der das damals sehr beliebte Thema, *über das Reisen*, umständlich aber gründlich und liebevoll behandelt. Der „Autor", ein schon älterer Student, scheint die Arbeit teilweise selbständig verfasst zu haben und man kann am Stil ziemlich gut erkennen, welche Stücke ihm, welche dem präsidierenden Professor zuzuweisen sind. Doch verrät sie durchweg Berneggers Geist, ist auch so angesehen und beliebt gewesen, dass sie noch sechzig und hundert Jahre später (1680 und 1714) neu aufgelegt wurde. Nach einer Erklärung des Begriffes *peregrinatio* durch *homo-*

nymia, definitio und *terminorum exegesis* folgt zunächst die Beweisführung, dass das Reisen für den Studiosen nützlich sei, durchgeführt in einer recht schülerhaften Widerlegung von neun zum Teil sonderbaren Einwürfen — alles gespickt mit einer Fülle höchst überflüssiger Citate — und abgeschlossen durch eine schwungvolle Empfehlung des Reisens. Dann kommen neue und gewichtige Bedenken, die gründlich und ausführlich zurückgewiesen werden mit besonderer Bezugnahme auf Strassburger Schriftsteller wie Sebastian Brandt, Geyler von Kaisersberg, Junius u. a. Mit Thesis 22 beginnt der zweite Teil, enthaltend Reisevorschriften, der, sehr sorgsam aber schematisch gegliedert, umständlich zunächst die Vorbereitungen zur Reise bespricht. Dazu gehört erstens eine rechte geistige und sittliche Vorbildung des Reisenden selbst in *pietas, prudentia politica, historiarum et linguae usitatae notitia*, ferner jugendliche Frische und Gesundheit, sowie Fertigkeit im Zeichnen; zweitens gute Begleiter und Diener, ein gutes Pferd, Gebetbücher, geographische Bücher, Notizbücher, eine Sackuhr*) und vor allem Geld; schliesslich kommen genaue Ratschläge über die mitzunehmenden Kleider, Waffen und über die zweckmässigste Art der Verpflegung. Auf der Reise selbst hat man vor allem zuerst auf das Heil seiner Seele zu achten, fromm und gottesfürchtig zu sein, die Sünde zu fliehen. Hieran wird die rein theologische Erörterung geknüpft, in wie weit man im Lande Andersgläubiger den eigenen konfessionellen Standpunkt, die *veram religionem*, zu verhehlen berechtigt sei, und der Verfasser, der dabei nur den in katholischen Ländern reisenden Protestanten im Sinne hat, zeigt sich hier in den dogmatischen Quellen wohl erfahren und bekundet, weit entfernt von der Auffassung eines konfessionellen Eiferers, die Anschauungen eines gewissenhaften, dabei ruhigen, praktischen Mannes, der die Weisung des Thomas Morus beherzigt, sich vor nichts sorgsamer zu hüten, als vor unnötigen Gesprächen über religiöse Dinge. — Nach-

*) Aber ja keine Repetiruhr; denn: *Sonans (solarium vel horologium) minus tutum apparet, cum nummorum copiam nebulonibus promittat.*

dem so das Heil der Seele gebührend gewahrt ist, werden im Folgenden Ratschläge in Betreff der Gesundheit und Sicherheit des Leibes gegeben, die sich häufig bis auf die kleinsten Kleinigkeiten erstrecken, über Diät, Wirtshäuser, Verkehr mit Fremden, Reisebegleiter, Diener, alles das von dem Standpunkte eines Reisenden, dessen Grundsatz ist: *optima tolerantiae magistra peregrinatio*. Daran schliessen sich, untermischt mit lustigen Anekdoten über berühmte Gelehrte, Nachrichten über gute Lebensart, die schliesslich zusammengefasst werden in die drei Erfordernisse (Th. 58): *lingua parca, mens clausa, frons aperta.* Zweck und Ziel alles Reisens aber soll sein, sich solche Beobachtungen und Kenntnisse anzueignen, durch welche man sich später eine möglichst unabhängige Stellung schaffen und den Freunden und dem Vaterlande von Nutzen sein kann. Die recht schablonenhaft disponierte und langweilige Erörterung über das, was der Reisende nun im Einzelnen zu sehen hat, wird einmal belebt durch Anführung der beliebten Memorialverse über die Sehenswürdigkeiten verschiedener Völker, ein ander Mal durch Erwähnung der schönsten Baudenkmäler in aller Herren Länder. Unter den Kenntnissen, die man sich draussen aneignen soll, steht oben an die Beherrschung fremder Sprachen, vor allem deswegen, damit man aus den in diesen Idiomen verfassten politischen Schriften die *prudentia*, die Staatsweisheit, lernen könne.

Das sind ungefähr die Hauptgedanken der Schrift, die in der Hervorhebung der religiösen Toleranz und der *prudentia* als Bildungsziele Berneggerischen Geist und an manchen Stellen in dem gefälligen, heiteren Tone auch Berneggers Feder verrät.

Ganz anders stellt sich das angehängte und nur sehr oberflächlich mit der Disputation verbundene *Corollarium*. Schon das Thema ist, wenn auch gelegentlich von Bernegger berührt, doch im Allgemeinen seiner Lehrthätigkeit fremd. Es behandelt nämlich die Judenfrage. Nach göttlichem, kanonischem und bürgerlichem Recht wird untersucht, ob man die Juden im Lande dulden könne. Sodann ist die Erörte-

rung erfüllt von wildestem Hass gegen dieselben, voll von Schmähungen und Aufzählungen ihrer Schandthaten, ja sie scheint an einer Stelle in offenen Gegensatz zu Berneggers Anschauungen zu treten. In Th. 42 heisst es nämlich: „Freilich politisch gesprochen, d. h. soweit das Staatswohl in Betracht kommt, abgesehen von der Religion, könnte man es damit bewenden lassen, wenn die Juden sich friedfertig verhalten und kein Ärgernis geben; politisch genommen, muss man auch das Wort Solimans billigen, der in seinem Reiche die Mannigfaltigkeit der Religionen für zuträglich und erfreulich hielt, gleich der Mannigfaltigkeit der Blumen in Farbe und Geruch, und rein politisch genommen, mag es richtig sein, dass durch Austreibung der Juden aus den deutschen Landen die Macht der Türken gewachsen ist, aber das kümmert den Christen nicht, da es besser ist in Frömmigkeit Schaden als in Gottlosigkeit Vorteil haben; Duldsamkeit gegen die Juden aber, welche ohne Gotteslästerung und Ärgernis nicht sein kann, macht uns zu Mitschuldigen an ihren Sünden und Verbrechen". Derartiges kann kaum aus Berneggers Feder geflossen sein, der aller Schärfe abhold war und, einige Jahre später wenigstens, die Duldung der Juden unter gewissen Beschränkungen verfocht.

So gehört dieser *Discursus vom reisenden Studenten* zu den wenigen Disputationen, in denen man die bessernde und ergänzende Mitwirkung des Professors von dem Eigenen des Respondenten deutlich scheiden kann.

8. BERNEGGERS BIBLIOTHEK.

Die besprochenen Schriften werden gezeigt haben, dass Bernegger ein ausserordentlich emsiger und anregender Universitätslehrer gewesen war. Seine Verdienste fanden auch bei den Behörden die gebührende Anerkennung. Schon im September 1614 war ihm der „Vicariatus St. Bartholomaei"*)

*) Die St. Bartholomaei-Kapelle gehörte zum Münster; nach ihr wurde eine durch die Reformation eingezogene Hilfspfarrerstelle benannt, deren Einkünfte in den Schulseckel flossen.

mit einem Einkommen von *14 fiertel, darunder 7 fiertel Habern, jedes fiertel für 10 schilling undt 23 Pfund 12 Batzen* Präsentz (geldern)" verliehen worden.

Nun aber war es Brauch, dass bei Verleihung einer solchen Pfründe der entsprechende Betrag vom Gehalte abgezogen wurde, und auch bei Bernegger sollte dies geschehen. Da wendet er sich am 10. Februar 1615 in einer Bittschrift an die Scholarchen „umb erlassung des Abzugs; wo nit gar, doch ein jahr oder zwei: er sei zwar noch ein *homo novus* und habe keine Verdienste in *academiam* aufzuweisen, aber als Prof. histor. brauche er sehr viel historische, politische, geographische, philologische u. a. Bücher, habe jetzt im ersten Jahre über 100 Gulden dem Buchhändler bezahlt, woraus zu entnehmen, wie viel dem Buchbinder, ausserdem habe er viele schon gebunden gekauft; dennoch fehlen ihm viele nötige; bis er wenigstens diese beschafft und einige drückende Schulden bezahlt, möge ihm nichts defalcirt werden. Er will auch niemand etwas von dieser Vergünstigung sagen und sobald es jemand von ihm erführe, will er selbst sich derselben verlustig erklären". Die Schulherren stellen Erhebungen an, „wan der Abzug ahngegangen"; da aber nichts klares dabei herauskommt, so erkennen sie folgendermassen:

Beschluss v. 15. April.: „ob man zwar Perneckern als einem angehenden Hausshaltern und fleissigem berümbden Man und Armen gesellen gern etwas gönnen möge, hat man doch nit sehen können, wie ihme *per consequentiam* hierinn zu willfahren. Denn es doch so still nit werde verpleiben. Ist also dahin geschlossen: Man soll es zu Bedacht ziehen, ihme kein Antwort geben; Inmittelst aber *continuando* geschehen lassen, dass ihme durch den Schaffner seine begehrte besoldung noch ein Jahr lang, aber nicht länger, darauf fleissig achtung geben werden solle, möge ohne abzug geliefert werden: (*sub pena restutitionis* für den Schaffner).

Die Begründung in Berneggers Bittschrift lässt eine Eigentümlichkeit an ihm erkennen, die seinem wissenschaftlichen Sinne alle Ehre machte, aber etwas kostspielig war. Er war nämlich ein ausgesprochener Bücherliebhaber.

Nicht bloss das zu seinem Berufe nötige Rüstzeug suchte er sich möglichst reichhaltig anzuschaffen, sondern auch was er sonst an seltenen und wertvollen Büchern und Handschriften, auch Münzen, Instrumenten und dergl. erwerben konnte, sammelte er mit dem grössten Eifer und vieler Umsicht, scheute dabei auch keine Kosten. Gleich als er in den Schuldienst trat, schuf er sich einen achtbaren Grundstock zu seiner Bibliothek und 30 Jahre war er unablässig darauf bedacht, dieselbe zu vermehren und in der zweckmässigsten Weise nutzbar zu machen. Er erwarb einen grossen Teil der Bibliothek des Conrad Dasypodius, insbesondere den handschriftlichen Nachlass, die Manuscripte byzantinischer Mathematiker, und kostbare Instrumente, und im Jahre 1617 kaufte er die Bibliothek des im Jahre 1610 verstorbenen Professors der Medizin, Israel Spach, reich an medizinischen Werken aber auch an seltenen orientalischen und philologischen. 1622 ist sein Bücherschatz bereits so angewachsen, dass die Anfertigung eines Katalogs ein mühsames Unternehmen wird und dass er bei der Durchmusterung über Erwarten viele medizinische Bücher entdeckt. Bis 1626 hat er allein auf historische Werke 2000 Gulden verwandt, und seine mathematischen Bücher und Instrumente schätzt er später auf 900 Gulden. Dazu erwarb er 1628 noch die Bibliothek des französischen Arztes und Staatsrats Desmoulins Rochefort. Was Wunder, dass er zur selben Zeit von sich sagen konnte: *ego praeter liberos et libros opes nullas habeo*, dass er, kaum von schwerer Krankheit erstanden, seine ersten, wankenden Schritte in sein „Museum“ lenkt, welches von allen Hausgenossen als Heiligtum betrachtet wurde.

Aber nicht nur wissenschaftlichen Genuss boten ihm seine Bücherschätze, später sollten sie ihm auch zum materiellen Rückhalt in der Not werden. Zunächst veräusserte er seine medizinischen Werke, dann suchte er für die Orientalia einen Käufer zu finden. In seinen letzten Lebensjahren bot er seine mathematischen Bücher den Schulherren zum Kauf an, weil er sich „aus denen difficulteten, darein ihn das allgemein Unwesen gesetzt, durch dises mittl etlicher massen eluctiren

möchte; zwar könne er vom Herzog August von Lüneburg einen höheren Preis erhalten, aber er wolle lieber der Stadt etwas nehner als frembden um ein höhern Preis die Bücher zukommen lassen, nur damit sie bey diser Stadt, welche er jederzeit für sein anderes Vaterland erkenne, erhalten werden". Er hat darunter griechische Manuskripte aus England, Frankreich, Italien, Spanien, Niederland, Deutschland zusammengetragen, zum Teil aus der berühmten Bibliothek des Sambucus, die er für den grössten thesaurum hält, welcher „mit Geld nit zu bekommen, wenn man gleich gantz Germaniam und mehr Ort durchsuchen solt", und für welche ihm der Cardinal Richelieu schon verlockende Anerbietungen gemacht, ferner einen Proportionalzirkel samt einem Manuskripte Galileis, zusammen taxiert auf 100 Reichsthaler oder 160 Gulden, dazu 50 musikalische Bücher. Für dies alles verlangt er 515 Gulden und der Ankauf erfolgt in der That um 500 Gulden.*) Endlich nach seinem Tode übernimmt sein Schwiegersohn, Joh. Freinsheim, der nicht blos ein grosser Gelehrter war, sondern auch ein kluger Geschäftsmann gewesen zu sein scheint, den Nachlass um 1000 Thaler (= 1500 Gulden). So wanderte die berühmte Bibliothek Berneggers mit Freinsheim 1642 nach Schweden, wo ein grosser Teil verblieb, während ein kleinerer

*) Vergl. Protoc. d. XXI (Strassburger Stadtarchiv) 1636, fol. 147a: weilen es (nämlich Berneggers mathematische Bücher) nun ein ansehnlich schatz, der nicht leichtlich zu bekommen, so seye ihr (Universität und Dekanen) bitt auf mittel bedacht zu sein, wie er bey dieser Stadt möge erhalten werden. dz Geld fände sich bei der Akademie nicht, es praesentire sich aber ein solch mittel durch Daniel Tauffkirchers Verlassenschaft, ein studiosus aus Steurmarkh in anno 1626 alhie verstorben und biss in 1200 Batzen paar gelt hier sich verlassen: weilen er nun dz gelt mit privatinformationes in der Arithmetic alhie erworben, so hätten sie darvor gehalten, mann könnte *ordinari* und *extraordinari* Schirmgelt fordern, zumahl weilen seine brüder papistisch seindt." Übrigens mag das Todesjahr des Studiosen vielleicht absichtlich zurückdatiert sein, denn noch am 14. Juli 1633 erwähnt Bernegger einen Daniel Tauffkirch aus Steiermark als Privatlehrer der Arithmetik.

Bruchteil mit ihm später wieder nach Deutschland, nämlich nach Heidelberg, zurückgelangte.*)

Aber nicht nur war Bernegger ein gewaltiger Büchersammler sondern auch in allen Fragen des Buchhandels, des Buchdrucks, des Bibliothekwesens und der Handschriftenkunde ein gewiegter Kenner und von ungemeinem Geschick in der Aufspürung seltener Werke. Solche Fähigkeiten brachten ihn frühzeitig in lebhaften Verkehr mit Gelehrten in aller Herren Länder, zumal da er mit ausserordentlicher Liebenswürdigkeit und Opferwilligkeit deren Aufträge und Wünsche zu erfüllen bemüht war. Der erste Brief, der aus dem Briefwechsel zwischen Bernegger und Kepler erhalten ist, bringt den Dank des grossen Astronomen wegen eines ihm als Geschenk übersandten, neu erschienenen Buches, und bis an sein Lebensende werden seine rastlosen Bemühungen um Bücherankäufe und Drucklegungen ununterbrochen von Fürsten und Herren, von den gefeiertsten Gelehrten in Paris, Amsterdam, Leyden, Basel, Tübingen in Anspruch genommen. Einen solchen Mann gerade in Strassburg unter seinen Bekannten zu haben, war für diese von allergrösstem Werte. Daher kommt es, dass ein grosser Teil seines ausgedehnten Briefwechsels über solche Angelegenheiten handelt und dass er so viele Schriften anderer herausgegeben hat.

*) Hiernach ist die Darstellung J. Rathgebers in dem Aufsatze: „Die Schicksale einer Strassburger Bibliothek“, im Jahrbuch für Geschichte u. s. w. Elsass-Lothringens, IV. Jahrg. 1888, zu ergänzen und zu berichtigen.

V.

DAS REFORMATIONSFEST 1617.

1. DIE KIRCHLICHE FEIER.

Vier Jahre verflossen in emsiger Arbeit. Im Herbst 1615 wurde Bernegger das Amt eines *visitator scholae* übertragen, das ihn nun in enger Verbindung mit allen Fragen des Schulwesens hielt. Eine Zeit lang hatte er auch als *inspector habituum theatralium* mit der Aufführung der Schulkomödien zu thun. Doch war hierbei, wie schon früher bemerkt (S. 57), der akademische Professor nur autoritätshalber hinzugezogen, Brülow und Crusius, die Schöpfer der Stücke, welche in diesen Jahren zur Aufführung kamen*), werden als Lehrer der beiden ersten Klassen für alles Nötige gesorgt haben.

Und wie Bernegger, so waren alle Professoren in eifriger Thätigkeit. Mit Wohlgefallen vermerken die Herren Einundzwanziger: „*Alle Facultäten sind besetzt, die Professoren sind eifrig mit Disputiren und Declamiren, ausserhalb zwei Auditorien und einer kleinen Stuben ist kein Platz, da etwan in einer Stundt vier lesen oder disputiren wollen*", sodass die Notwendigkeit herantritt, noch zwei Hörsäle zu schaffen. Im Jahre 1616 wurde die akademische Bibliothek eröffnet, für welche vier Jahre vorher durch den Ankauf des 4282 Bände starken Bücherschatzes des Theologen Pappus ein Grundstock geschaffen war, und den Bemühungen des wackeren

*) Vergl. Jundt, die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Progr. d. Protestant. Gymn. Strassburg 1881, S. 46.

Mediziners Melchior Sebitz gelang es einige Jahre später einen *hortus medicus* anzulegen, einen botanischen Garten besonders für offizinelle Pflanzen, derartig damals nur in Bologna, Padua, Pisa, Leyden und Montpellier bestand*).

Unter diesen erfreulichen Verhältnissen war man in der rechten Stimmung, das hundertjährige Erinnerungsfest an das grosse Ereignis würdig zu begehen, welchem die Schule ihr Entstehen verdankte.

Auf dem letzten Unionstage zu Heilbronn (Sommer 1617) hatten sich angesichts der drohenden Gefahren die verschiedenen Gruppen der Protestanten vereinbart, in möglichst einmütiger und gleichförmiger Weise das Reformationsfest zu feiern, um so den Gegnern einen imponierenden Beweis ihrer Zusammengehörigkeit zu geben. Fleissig wurde zwischen den Reichsständen darüber correspondiert; den Vorschlägen Kursachsens zeigte sich Strassburg geneigt und nach Strassburg richteten sich die rheinischen und schwäbischen Städte. „Dieweil nemblich“, so heisst es im Protokoll der Einundzwanziger vom 1. Oktober 1617, „D. Martinus Luther Ao. 1517 „*die omnium sanctorum* zu Wittenberg angefangen wider die „*indulgentias* und Bapstumb zu predigen und disputiren und „Gott der Her solch sein göttlich Wort die 100 Jahr über „gnedig und vätterlich erhalten, die Feinde desselbigen aber „vermeint es werde zu end der 100 Jar gleich andern poli„tischen sachen sein ende haben, oder gar zu grundt gehen, „und nachdem kein apparentz sich dobei Gott lob erzeugen „will, sie auf alle mittel und weg gedenken wie sie solches „wort Gottes mit gewaldt dempffen und ausrotten mögen. — „Solchem nun zufürkommen und daz unser lieber Gott umb „unser undankbarkeit solches nit verhenge, solt man an allen „Evangelischen orten auf bemelter Zeit und also auch alhier „auf den Sontag nach *diem sanctorum* ein sonder predig halten „und dan dem lieben Gott für solche Gnad danken und beten,

*) Allerdings hatte Joachim Camerarius schon 1592 in Nürnberg botanischen Unterricht eingeführt und nach italienischem Muster einen botanischen Garten angelegt. Doch die Einrichtung bestand nur bis 1598.

„daz er noch ferner sein Wort erhalten wolle“. An den beiden Festtagen und „die Wochen hinaus“ sollte „ein grosses Gebet auf der Cantzel gebraucht“, ein kleineres „getruckt und den Kindern auswendig zu lehrnen übermacht werden“ und zwar wurde in das Gebet ausdrücklich eine Fürbitte für den Kaiser und der Satz aufgenommen: „dass der allgewaltige Gott ... sonderlich alle evangelische in rechter einträchtigkeit erhalte“. In der Schule sollten „Montag und Afftermontag hieruff (nach dem 2. November) öffentliche *orationes*“ gehalten werden, „der *Rector carminice, Conrector sermone soluto*“, in der Akademie dagegen grosse Festreden und Disputationen stattfinden. Endlich sollte eine kleine und eine grössere Denkmünze geschlagen und die kleine, „ein viereckig geltlin auf 3 oder 4 pfennig werth“, den Kindern (etwa 4000) in allen Kirchen verehrt werden, die grössere, „ein Stempfel eines Thalers breit mit sonderbaren Schriften, doch dergestalt, dass es nur ein gedächtnuss mit nichten aber ein Zahlpfennig sei, sollte der Müntzmeister erlaubnis haben jedem umb sein gelt zu schlagen“.

2. DIE AKADEMISCHE FEIER.

a) Die theologische Fakultät.

Am Samstag, den 8. November, begannen die akademischen Feierlichkeiten und dauerten acht Wochen hindurch bis zum Weihnachtsabend. Allwöchentlich wurden ein bis zwei Festreden und ein bis zwei Disputationen gehalten, welche alle die Reformation und den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus oder auch Luthers Persönlichkeit behandelten. Es zeugt von der Ausdauer und dem Pflichtgefühl aller beteiligten Kreise, insbesondere der Behörden, es ist zugleich ein charakteristisches Merkmal, welche Auffassung man damals von Festfeier und Genuss hatte, dass man acht Wochen lang an je drei Tagen diesen massenhaften Schwall akademischer Beredsamkeit und christlicher Vermahnung über sich ergehen liess; freilich die studierende Jugend musste, wie die Ankündigungsworte des Rektors öfters

durchblicken lassen, häufig zum fleissigen Besuche ermahnt werden. Das Ganze schloss am 24. Dezember mit einer kirchlichen Weihnachtsfeier. Sämtliche *Exercitia, orationes und disputationes* wurden im folgenden Jahre „gleichwie auf anderen Academiis geschehen, ohnverlängt in Druck ausgefertigt,“ ebenso die Jubilaeumspredigten. Die akademischen *Exercitia* erschienen in einem stattlichen Bande unter dem Titel:

> Jubilaeum Lutheranum academiae Argentoratensis . . ., quod in honorem aeterni patris luminum . . . et gratam memoriam mirabiliter ante hos centum annos ministerio D. Martini Lutheri . . . restitutae evangelii lucis Argentoratensis academia . . . celebravit anno MDCXVII.

und geben mit ihren zehn Reden und dreizehn Disputationen ein deutliches Bild von dem damaligen wissenschaftlichen Leben und von dem Geiste, der die Akademie erfüllte.

Den Löwenanteil nahm naturgemäss die theologische Fakultät in Anspruch mit drei Reden und vier Disputationen. Ihr Dekan Johannes Bechtold eröffnete den Reigen mit einer schlichten und knappen Abhandlung über die Entstehung und das Wesen des Ablasses. An der Hand der Disputationen des Jesuiten Bellarmin stellt er dar, was die päpstliche Kirche unter Indulgentien versteht, welche Wirkung sie ihnen zuschreibt, und weist dann nach, dass solche Anschauung in sich selbst widerspruchsvoll sei und nicht auf der heiligen Schrift beruhe.

Es folgt ein Panegyricus auf Martin Luther von Marcus Florus, dem Professor der Beredsamkeit, ein oberflächlicher Lebensabriss des Reformators, überwuchert von nichtssagender Rhetorik, jeden Augenblick unterbrochen von paränetischen Abschweifungen und prunkenden Vergleichungen — ungefähr sämtliche Helden des klassischen Altertums und der Juden marschieren auf — so dass das Ganze bei aller Gefälligkeit etwas recht geist- und kraftloses hat.

Die dritte Rede des Theologen Tobias Speccer entbehrt des oratorischen Beiwerks, ermangelt aber auch der an-

ziehenden Knappheit, durch welche sich Bechtold auszeichnet. Hölzern und schwunglos widerlegt sie den Anspruch der päpstlichen Kirche, die eine, heilige, allgemeine und apostolische zu sein, und weist nach, dass diese Eigenschaften der Lutherischen zukommen. Ungefähr denselben Stoff behandelt der Theologe Joh. Faber, aber bedeutend wissenschaftlicher und gediegener. In einem Abrisse der Dogmengeschichte zeigt er, wie allmählich immer mehr Irrtümer in die katholische Kirchen- und Glaubenslehre eingedrungen, und wie dieselben endlich durch die Reformation wieder ausgemerzt worden sind.

Ausser diesen drei Festreden tritt die theologische Fakultät mit vier Disputationen hervor, welche in einer Reihe knapper Thesen die Hauptpunkte der evangelischen Unterscheidungslehre erörtern. Die erste handelt über die Schätzung, Anwendung und Auslegung der heiligen Schrift, sodann über die Dreieinigkeit und die Person Christi, die zweite greift die Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung an, weist nach, dass das Papsttum als solches mit Gottes Wort im Widerspruch stehe, der Papst sei jener grosse Antichrist, von dem der Apostel Paulus spreche, seine Macht sei aber nun durch Luther gebrochen, des Weiteren, dass die Konzilien unnötig und dem Irrtume unterworfen seien, dass die römische Kirche nicht die wahre allgemeine sondern nur eine Teilkirche sei; die dritte legt den Unterschied zwischen den echten und den fälschlich von der römischen Kirche angenommenen Sakramenten dar, die vierte endlich erörtert die Frage von der Sünde und Rechtfertigung.

Das sind die Vorführungen der theologischen Fakultät, die ja auf die ganze Universität und das Gemeinwesen massgebenden Einfluss hatte. Dass dabei der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus zum entschiedenen Ausdruck kam, kann nicht Wunder nehmen; aber wenn sich auch einzelne unnötige Schärfen und Übertreibungen finden, so bleibt man doch im Ganzen und Grossen durchaus auf dem Boden sachlicher Erörterung und von Schimpferei und Aufhetzung oder Wühlen im Schmutz ist keine Spur. Da andrerseits die Zusammengehörigkeit zwischen Lutheranern

und Calvinisten betont werden sollte, so findet sich auch keine gehässige Bemerkung gegen die Reformirten; man half sich, indem man überhaupt nicht von ihnen redete. Aber auffällig ist, dass von einer wirklichen Bibelexegese ebenfalls nichts zu finden ist. Zwar führt Bechtold manche, Speccer gar viele Bibelstellen an, aus welchen entnommen werden kann, dass jener sich vornehmlich mit Jesaias und den Evangelisten, dieser mit den Paulinerbriefen beschäftigte, aber nirgends ein Hauch von Wissenschaftlichkeit, von kritischem oder erklärendem Eingehen auf ein einzelnes Bibelwort; Faber bezieht sich auf die heil. Schrift nur in ganz allgemeinen Ausdrücken, und die erste der von Bechtold verfassten Disputationen wägt zwar die biblischen Bücher und ihre Übertragungen in Bezug auf ihre Echtheit und ihren dogmatischen Wert ab, lässt sich aber nicht auf Einzelheiten ein und giebt nur das längst Festgestellte.

Sich mit Einzeluntersuchung abzuplagen überliess man dem Hebraisten Friedrich Blanckenburg, der in der Rangordnung innerhalb der niedrigsten, der philosophischen Fakultät ziemlich tief stand. Blanckenburg nimmt zum Thema seiner Festrede die Luthersche Bibelübersetzung und weist nach, dass diese die vorhergegangenen Übertragungen ins Syrische, Griechische und Lateinische weit überrage und ein vollkommenes und musterhaftes Werk sei. Er entledigt sich dieser Aufgabe in anerkennenswerter Weise. Mit jugendlichem Feuer, das ihn nicht selten zu scharfen Ausfällen hinreisst, gründliches und vielseitiges Wissen verratend, giebt er nach einem bunt aus Citaten zusammengestellten Dithyrambus auf die Kraft und Schönheit der Sprache Luthers eine Übersicht über die früheren Bibelübersetzungen, preist schwungvoll das Werk Luthers, welches uns ermöglicht im hellen Lichte des Evangeliums zu wandeln, und verteidigt es gegen die abfälligen Beurteiler, besonders gegen Johann Dietenberger und Melchior Zanger mit Schärfe und Gründlichkeit. Doch bleibt er oft an Kleinigkeiten haften, zieht Unnötiges mit herein und hat natürlich von einer historischen Auffassung der biblischen Bücher keine Ahnung. Seine philologisch-kritische Wissen-

schaftlichkeit steht ganz im Banne theologischer Konfessionsdogmatik und dient nur als Rüstzeug zum Kampfe gegen den Katholizismus, ein Typus des wissenschaftlichen Lebens dieser Zeit.

b) Die juristische Fakultät.

Ganz ähnlich verhält es sich in dieser Beziehung mit den Beiträgen der juristischen Fakultät, wobei aber immer berücksichtigt werden muss, dass nach obrigkeitlicher Verordnung alle Vorträge in enger Beziehung zum Feste stehen sollten. Dieselben sind also nur in beschränktem Sinne massgebend für die Beurteilung dieser Fakultät.

Die Juristen liefern nun keine Festrede, wol aber vier sehr ausführliche Disputationen. Die erste, von Michael Beuther verfasst, *de festis et feriis in specie Jubilaeis*, verbreitet sich zunächst über die Ableitung und Bedeutung der Worte *feriae* und *jubilaeum*, zählt dann alle möglichen Arten von Festen und Jubilaeen auf und bespricht ihre Entstehung, ihre Berechtigung, ihren Zweck. Das Ganze, reichlich untermischt mit pastoralen Ermahnungen, läuft hinaus auf eine Darlegung der kirchenpolizeilichen Verordnungen über die Sonntagsheiligung, welche mit den entsprechenden Bestimmungen des römischen Rechts in Verbindung gebracht werden. So hängt diese verwaltungsrechtliche Disputation nur äusserlich mit dem Reformationsfeste zusammen; dagegen werden im Corollarium die wichtigsten staats- und kirchenrechtlichen Fragen, welche durch die Reformation zur Erörterung kamen, aufgeworfen.

Einige dieser Fragen werden sehr gründlich und ausführlich behandelt in der folgenden Disputation von Justus Meier, welcher nachzuweisen unternimmt, dass die Fürsten in Verbindung mit der Geistlichkeit in Glaubenssachen unabhängig sind, insofern sie das Wort Gottes zur Richtschnur nehmen, dass sie aber das Recht und die Pflicht haben, ihre Untergebenen zur Annahme des wahren christlichen Glaubens zu bringen, jedoch dabei keine Zwangsmassregeln anwenden dürfen, auch dürfe dadurch kein Krieg entstehen, der über-

haupt niemals um des Glaubens willen geführt werden dürfe. Sodann behandelt er die Konzilienfrage, wünscht, dass die religiösen Streitigkeiten in Deutschland durch ein allgemeines Konzil entschieden werden mögen, macht aber die Anerkennung eines solchen von wichtigen Bedingungen abhängig. Auf einem solchen müsste die ganze christliche Glaubenslehre festgesetzt werden, welche er zusammenfasst in die Mahnung (Marc. 1, 15): Thut Busse und glaubet an das Evangelium.

Die Disputation führt uns mitten in die damaligen Haupt- Zeit- und Streitfragen und zeigt, wie sehr der Protestantismus es sich angelegen sein liess, die Macht der Fürsten und Einzelstaaten des Reiches zu stärken.

Die dritte Disputation des damaligen Rektors Kaspar Bitsch behandelt die Constantinische Schenkung und dürfte, unseres Dafürhaltens, wohl die bedeutendste sein. Um zu zeigen, dass sein Thema gerade für eine Reformationsfeier in Strassburg passe, erzählt er, dass hier noch im Jahre 1458 ein gewisser Friedrich Rayser aus Dettach bei Donauwörth, der die Echtheit der Schenkung Constantins bezweifelte und sich selbst *episcopus fidelium in Christiana ecclesia Donationem Constantini spernentium* nannte, als Ketzer verbrannt wurde, während zur selben Zeit schon Laurentius Valla, als päpstlicher Sekretär, und vor ihm schon der Kardinal Nicolaus Cusa dieselbe als Fälschung erwiesen hatten. Es folgt der Nachweis von der Unechtheit der betreffenden Urkunde, mit philologischer Genauigkeit durchgeführt. Indem er sich dann gegen Baronius und Gretser wendet, welche dies zwar ebenfalls zugeben, aber die Fälschung als ein gegen den Bestand der römischen Kirche gerichtetes Unternehmen der griechischen Kirche ansehen und die Thatsache, dass Constantin dem römischen Bischof den Principat sowohl über alle anderen Bischöfe als auch über die Stadt Rom und das occidentalische Reich verliehen habe, als wahrscheinlich hinstellen, indem er hierbei mit unerbittlicher Schärfe alle Winkelzüge der Gegner verfolgt, alles Beweismaterial zerfasert und sie mit ihren eigenen Waffen schlägt, kommt er zu dem Schluss, dass weder von Constantin noch sonst

von einem Menschen die römische Kirche einen solchen Principat erhalten haben kann. Auf diesen ersten Teil, der rein geschichtlicher Art ist, auch für unsere Ansprüche als eine recht tüchtige historische Seminararbeit gelten würde und beweist, dass Bitsch nicht umsonst einige Zeit lang Professor der Geschichte gewesen war, folgt dann der mehr juristische Nachweis, dass selbst wenn die Thatsache der Constantinischen Schenkung erwiesen wäre, dieselbe doch rechtlich unzulässig und unwirksam sein würde. Denn sie wäre gegen den damaligen Bestand des römischen Reiches gewesen. Zwar hat man, führt er aus, diesen Widerspruch wohl gefühlt und deshalb gesagt, diese Schenkung sei keine Neuschenkung eines bis dahin von einem anderen besessenen Gutes, sondern eine Bestätigung des vorher schon dem Papste gehörigen Besitzes oder eigentlich eine Restitution eines Teiles von dem Besitze, der in seiner Gesamtheit dem Papste gehöre; denn der Papst als der Stellvertreter Gottes sei Herr über die Erde und über alles auf der Erde, und „niemand“, folgert Bitsch weiter, „auf diesem Erdenrund, ausser dem römischen Bischof, kein „Kaiser, kein König, kein Fürst, kein Graf, kein Privatmann „hat demnach etwas zu eigen, sondern alle, alle sind ent-„weder durch Unrecht und Bosheit zu ihrem Besitze gekommen „oder haben denselben nur von der Gnade und Willkür des „römischen Bischofs und könnten aus demselben jederzeit „nach Belieben des Papstes gewiesen werden. Aber mit dem-„selben Rechte können die weltlichen Fürsten sich auf die „Schrift berufen und sagen, sie seien die Stellvertreter Gottes „auf Erden.“

Sehr erheblich sticht von Bitschs Ruhe und Sachlichkeit die folgende Disputation Joachim Cluten's ab, der unter dem wilden Titel: „*Ein Bündel Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit und Falschheit, gehauen aus dem Walde der Irrtümer des päpstlichen Talmuds*“ eine Reihe von irrigen Behauptungen und unberechtigten Ansprüchen des kanonischen Rechts zu widerlegen sucht, auf welche sich die Stellung des Papsttums und des römischen Klerus hauptsächlich gründet. Juristisches ist dabei wenig zu finden, dagegen eingehende Kennt-

nisse der älteren Kirchenschriftsteller, sowie leidenschaftliche Ausfälle gegen das Papsttum, während, an einer Stelle wenigstens, Calvins Ansichten als durchaus gleichwertig mit denen Melanchthons und der Centuriatoren angeführt werden.

c) Die medizinische Fakultät.

Eigentümlich ist das Auftreten der medizinischen Fakultät. Fast möchte man sagen, mit verstohlenem Lächeln sehen beide Vertreter derselben auf die ganze Festfeier herab und beide heben hervor, dass nur das ausdrückliche Gebot der Behörden sie bestimmt habe, sich an derselben zu beteiligen. Der eine, Melchior Sebitz, findet sich mit demselben auf gute Art so ab, dass er, anknüpfend an Aeusserungen Luthers in seinen Tischreden, in denen er auseinandersetzt, was zu einem guten Arzte gehöre, genau in derselben Weise wie Justus Lipsius die Erfordernisse eines guten Fürsten, Bernegger in seiner Antrittsrede die eines rechten Historikers aufgezählt hat, hier darstellt, dass ein rechter, christlicher Arzt die christliche Glaubenslehre kennen, alle zehn christlichen Tugenden besitzen und dazu sich die Sprachen und übrigen Künste, welche in den Gymnasien gelehrt werden, angeeignet haben muss. Dabei fliesst er über von Bibelsprüchen, frommen Worten und zeigt sich als Mediziner eigentlich nur in der häufigen Anführung des Hippokrates. Der andere, Rudolf Saltzmann, giebt in frischem, lebendigem Tone und mit einem leichten Anfluge von Humor eine vergleichende Betrachtung über die Entwicklung der Heilsgeschichte und der Heilkunde, die er auf ein und denselben Ursprung zurückführt, nämlich auf den Sündenfall. „Wenn der menschliche Körper“, so ist sein Gedankengang, „in dem ursprünglichen, von Gott geschaffenen „Zustande hätte bleiben können, so wäre eine systematische „Heilkunde und Heilkunst nicht nötig gewesen, ebensowenig „wie eine Theologie sich entwickelt haben würde, wenn der „Mensch den Zustand der Sündlosigkeit bewahrt hätte. Aber „durch den Sündenfall wurde beides geboten. Es trat eine „Erkrankung der Seele ein, bestehend in einer schweren Ver-„letzung des Gewissens“, welche nun wie in einem regelrechten

medizinischen Krankheitsberichte nach inneren Gründen (Leichtsinn, Begehrlichkeit), äusseren Veranlassungen (die Schlange, Eva, das Essen der Frucht, in Folge dessen Zorn und Lästerung), nach ihren diagnostischen Merkmalen und Symptomen dargestellt und demzufolge als eine „dem Sitz des „Übels und dem Grade der Verletzung nach zu der dritten „Klasse, zu den schwersten, gehörige Erkrankung aufgefasst „wird, die zum sicheren Tode, zur ewigen Verdammnis führen „müsste, wenn nicht auf übernatürlichem Wege, durch Gottes „Gnade, ein Heilverfahren gegeben worden wäre. Dazu trat „aber noch als eine secundäre Erkrankung eine Art von Ver„giftung des Körpers, welcher überdies nach der Austreibung „aus dem Paradiese unter schlimmen äusseren Verhältnissen „zu leiden hatte. So entstand das Heer von Krankheiten „und Gebrechen. Nachdem die Verseuchung der Seele nun „sich verschlimmerte und weiter verbreitet hatte bis zur „Sündflut, gab Gott in dem Bunde, welchen er mit Noah „schloss und mit den Erzvätern erneuerte, in den Zehn Geboten, „in den Satzungen des Leviticus, den Aussprüchen der Pro„pheten die entsprechenden Heilmittel und sicherte deren An„wendung durch die Sendung seines Sohnes. Nicht minder „begründete er die Heilkunde für die körperlichen Krank„heiten durch Hinweisung auf die heilsamen und schädlichen „Kräuter, durch diätetische Vorschriften, durch die Sendung „von Ärzten wie Moses und Jesaias. Aber dieses göttliche „Heilverfahren wurde auf beiden Gebieten gefährdet, bekämpft, „verderbt; auf dem moralischen durch die vom Teufel ver„anlassten Versündigungen des jüdischen Volkes, die christ„lichen Sektierungen und die verkehrten Einrichtungen des „Papsttums, wie sehr auch Moses, Elias, dann Johannes der „Täufer und Christus, sowie Constantin dagegen ankämpften. „Ebenso wurde die rationelle Heilkunde, wie sie von Apollo, „Aesculap und dessen Söhnen und Nachkommen ausgeübt „wurde, in der Folge gefährdet durch die sicilischen Em„piriker, deren verderblichen Einfluss Hippokrates nicht „brechen konnte, durch die anmassenden Phantastereien eines „Themison und Thessalus, bis auf der einen Seite Luther, auf

„der andern Galenus die Neubegründer der rechten, wahren „Medizin für Seele und Leib geworden sind.“ So ist Saltzmanns Rede eine anmutige und geistreiche Plauderei über die Entwicklung des Judentums und Christentums, verbunden mit einem kurzen Überblick über die Geschichte der Medizin bis auf Galenus. Seine akademische Thätigkeit wird demnach hauptsächlich in der Erklärung dieses Schriftstellers bestanden haben.

d) Die philosophische Fakultät.

In der ersten Disputation der philosophischen Fakultät setzt Daniel Rixinger auseinander, wie durch die Scotisten, Thomisten und Lullianer die Aristotelische Logik mehr und mehr verderbt worden sei, bis sie durch Melanchthon wieder gereinigt wurde; in der zweiten widerlegt er den von den Scholastikern und katholischen Philosophen angenommenen Hauptsatz der Aristotelischen Metaphysik, dass eine von aussen, d. h. von Gott kommende Bewegung der Materie die Ursache alles Seins wäre, dass demnach die Materie schon vorher gewesen, also wie Gott ewig wäre, und weist im Einklange mit der Schrift nach, dass sie von Gott geschaffen sei. Sodann erörtert Laurentius Thomas Walliser das Verhältnis Luthers zur Aristotelischen Ethik und sucht die Gegensätze zwischen beiden Autoritäten auszugleichen, endlich unternimmt es der greise Ludwig Hawenreutter in behaglicher, hausbackener Weise, Luthers absprechendes Urteil über Aristoteles' Physik zu erklären und zu modifizieren. Ausserdem hält Nicolaus Ferber eine Lobrede auf die griechische Sprache, „das göttliche Verkündigungsmittel des Evangeliums, die älteste aller Sprachen, abgesehen vom Hebräischen“. Er schildert, wie deren Studium wieder erweckt sei in Italien durch Emanuel Chrysoloras, Theodor Gaza, Johannes Lascaris, in Frankreich durch Gregor Tiphernas, in Deutschland durch Reuchlin, Joachim Camerarius, Melanchthon, Neander, deren Schriften ja jetzt noch in jedermanns Händen seien, er verfolgt im Anschluss an Luthers Schrift: *An die Bürgermeister und Rathsherren, dass sie christliche Schulen errichten sollen,*

wie die Pflege des Griechischen Hand in Hand gehe mit der Entwicklung des Christentums und aller Wissenschaften, und wendet sich dann gegen diejenigen, welche das Griechische aus dem Lehrplane des Gymnasiums und der Akademie entfernen wollen; das Griechische erleichtere die gründliche Kenntnis des Lateinischen, die ja durchaus notwendig sei, es schaffe erst eine wirkliche Bildung. Wie wenig lateinische Übertragungen die griechischen Urtexte zu ersetzen vermögen, zeigt er schliesslich an einigen Stellen des neuen Testaments, deren ungenaue Übersetzungen zu schweren Misständen in der katholischen Kirche geführt haben. Auf diese Rede folgt ein langes, mit rhetorischem Schwulst überladenes *Carmen heroicum de vita rebusque gestis B. Martini Lutheri* vom Poeta Kaspar Brülow und als *Kolophon* der Disputationen ein wunderbares Horoscop des Reformators, vom Professor der Mathematik, Isaac Malleolus, zu dem Zweck dargestellt, um an einem Musterbeispiele zu zeigen, wie man die Construction der astrologischen Häuser und, was in der Astrologie die Hauptsache sei, die Lehre von den Directionen behandeln müsse. Sich stützend auf die hinterlassenen Aufzeichnungen seines Verwandten, des Kurfürstlich Rheinischen Mathematicus Nicolaus Pruckner, und in Gegensatz tretend zu der von dem Mailänder Hieronymus Cardanus veröffentlichten Nativität, zeigt er aus der Konstellation bei der Geburt Luthers, dass derselbe werden musste ein „frischer, rüstiger Mensch von „guten Körperkräften und langem, aber unruhigem und arbeits„vollem Leben, dabei unerschrockenen Herzens, frommen, für „Theologie begabten Sinnes, vorherbestimmt zum leidenschaft„lichen, aber siegreichen Kampfe gegen die Widersacher auf „religiösem Gebiete, zu einem natürlichen, ruhigen Tode in „einem climacterischen Lebensjahre“.

3. BERNEGGERS REDE.

Dass in diesem Kranze von Reden Bernegger nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich, galt er doch damals schon als der geistvollste, kenntnisreichste und gewandteste unter den

akademischen Rednern. Und in der That bekommen wir von seiner Rede ungefähr denselben Eindruck wie der Rektor Kaspar Bitsch, dem alle Deklamationen und Disputationen vorher vorgelegt wurden und der in dem *Programma* zu Berneggers Rede deutlich verrät, wie sehr dieselbe ihn gefesselt habe und dass er sie über alle anderen stelle: sie ist weitaus die anziehendste und verrät einen Meister lateinischer Beredsamkeit.

Um von vornherein eine wohlige Stimmung zu verbreiten, beginnt er mit einer lustigen Anekdote und knüpft daran einen noch lustigeren Vergleich: Als Philipp von Macedonien, so erzählt er dem Lucian nach, gegen Korinth heranrückte, da eilten die Einwohner um die Wette, ihre Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Sobald Diogenes diesen Eifer bemerkte, fing er an mit ernster Miene sein Fass einen Hügel hinauf- und herunterzurollen, um nicht allein müssig zu erscheinen. Ebenso kommt Bernegger sich vor, auch er will bei dem ungemeinen Drange aller, ihre Festfreude zu bethätigen, nicht zurückstehen. Zugleich weiss er eine anerkennende Bemerkung über die an die Schulkinder verteilte Jubilaeumsschaumünze mit der Inschrift *post tenebras lux* einzuflechten und ist dann der einzige, der sich bewogen fühlt, in tief empfundenen Worten des kurz vorher, am 8. Oktober, verstorbenen Freundes, des Theologen Johannes Taufrer, auch bei dieser Gelegenheit zu gedenken. Auf sein Thema kommend, plaudert er über die Schwierigkeiten, welche er mit demselben gehabt habe. Ursprünglich habe er gedacht, der Historiker dürfe bei einem Strassburger Reformationsjubilaeum gar nichts anderes behandeln, als die Geschichte der Reformation in Strassburg, und habe sich dementsprechend vorbereitet. Noch in letzter Stunde aber sei ihm zu Ohren gekommen, dass ein Pastor denselben Stoff zu seiner Festpredigt gewählt und, mit leisem Spott fügt er hinzu, schon Jahre lang daran gearbeitet habe; da habe er auf sein Thema verzichtet und sei nun in Verlegenheit gewesen, bis er beim Anhören der ersten juristischen Festdisputation, als davon die Rede war, dass Bonifacius VIII. der Begründer der päpstlichen Jubilaeen ge-

wesen, sich daran erinnert habe, dass von diesem Papste das Wort überliefert sei, er habe seine Würde zu erlangen gewusst wie ein Fuchs, habe geherrscht wie ein Löwe und geendet wie ein Hund; dasselbe könne man aber von dem Papsttum insgesamt sagen. Dies ist sein Thema, dem Inhalt nach der schärfste Angriff auf die katholische Kirche, jedoch durch die gewandte Behandlung wird es zu einer gefälligen Plauderei.

Nachdem er auf den grossen Unterschied zwischen dem jetzigen verwerflichen Zustande der päpstlichen und der ursprünglichen Reinheit der ersten christlichen Kirche hingewiesen und die Gründe für die Verschlechterung erstens in der alles verderbenden Kraft der Zeit, zweitens in dem durch die freigebigen Schenkungen der Vorfahren angehäuften Reichtum der Kirche gefunden hat, welcher dieselbe mehr und mehr zu einer weltlichen Macht umgestaltete und auch redliche und fromme Naturen wie Aeneas Sylvius zum Bösen zwang, zeigt er zunächst, dass nur durch Lug und Trug das Pabsttum zu seiner Machthöhe gelangt sei. Erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts seien Bestrebungen römischer Bischöfe nach der Suprematie zunächst auf geistigem Gebiete bemerkbar geworden, und wie verwerfliche Mittel dabei angewendet wurden, erhelle aus dem fünfjährigen Streite mit der sechsten Synode von Carthago und aus dem durch Phokas im Einvernehmen mit dem römischen Bischof angezettelten Aufruhr gegen Kaiser Mauritius. Auf solche Weise in religiösen und Gewissensfragen zur Herrschaft gelangt, habe das Papsttum dann planmässig, Schritt vor Schritt, aber wiederum unter grober Verletzung von Wahrheit und Recht, auch die höchste weltliche Macht zu erlangen gewusst. Durch die Berufung der Longobarden nach Italien, durch Erfindung des Bannstrahles, durch Entbindung der Untertanen vom Treueide habe es sich zunächst freigemacht vom Untertanenverhältnisse zum römischen Kaiser. „Als aber die Longobarden ihm zu mächtig „wurden, hetzte es die Franken auf sie, diesen wurden dann „die Deutschen gegenüber gestellt, so verstand man es immer, „die näheren Mächte durch entferntere lahm zu legen. Und

„als dann durch Gottes Fügung das römische Kaisertum an „die Deutschen kam, welche Fülle von Tücke und Verbrechen „haben sie nicht angewendet, um diese zu verhindern, ihre „Herrschaft, wie es doch nur billig war, in Italien zu be- „festigen! Die Untertanen haben sie gegen die Obrigkeit, „Söhne gegen ihre Väter aufgewiegelt, Treu und Glauben „vernichtet, bis sie es endlich erreichten, dass die Kaiser in „aller Untertänigkeit und unter erniedrigenden Bedingungen „sich von ihnen die Krone erbitten mussten. Wem, ruft er „aus, es müsste ihn denn *der schaurige Kaukasus in seinen „Schluchten haben erzeugt und die Euter gereicht hyrcanische „Tiger*, krampft sich nicht das Herz zusammen, wenn man „liest, wie die Päspte, die doch allein durch die Frömmigkeit „der Kaiser aus den Verstecken, Krypten und Höhlen, in denen „sie sich zur Zeit der Verfolgung verbargen, herausgeführt, „durch ihre Freigebigkeit bereichert worden, bald unbekümmert „um Christi und der Apostel Lehre, in wilder Herrschsucht „und Treulosigkeit soweit gehen konnten, dass sie diese ihre „Herren und Beschützer vom Throne stiessen und zu vernichten „strebten. Was heisst eine Schlange am Busen nähren, wenn „es das nicht ist?“ Dann weist er hin auf die Constantinische Schenkung, an deren Echtheit kein Papst selber glaube, „vielmehr verlachen sie die Thorheit der Deutschen Gelehrten, „die so ängstlich darüber Forschungen anstellen“, er brandmarkt die „lächerlich unverschämte“ Auslegung der Bibelworte, auf welche die päpstlichen Ansprüche sich gründen sollen, die gewissenlose Verbreitung abergläubischer Vorstellungen, über welche sich die geistlichen Würdenträger selbst lustig machen. „Aber“, ruft er am Schluss dieses ersten Teiles aus, „mögen sie damit ihre Sklaven täuschen, so viel „sie wollen; wenn sie uns aber derartiges aufzudrängen streben, „so bereiten sie uns nur Scherz damit, ähnlich jenem lustigen „Schneider, von dem unser Johannes Sturm erzählt, der sich „als Fastnachtsnarr schwarz färben lassen wollte, um unkennt- „lich zu sein, aber weiss gefärbt und leicht erkennbar mit „seinen Spässen Spott und Hohn erntete. Genug habt ihr euch

„über uns lustig gemacht, ihr *sacrificuli fabularum hamaxarii**):
„eure beutelschneiderischen und gotteslästerigen Künste sind
„an den Tag gekommen: zu Ende ist's mit euren Kniffen und
„eure Nichtsnutzigkeit ist so dünn verschleiert, dass sie
„durchschimmert: die Larve ist euch abgerissen und wir
„sehen die Wirklichkeit davon, den Cumanischen Esel, weiter
„nichts.“

In demselben scharfen und leidenschaftlichen Tone wird auch die *löwenartige Tyrannei* der Päpste besprochen. Während aber das Vorige einen historisch-politischen Charakter trägt, tritt jetzt das philologische Element mehr hervor. Er fährt folgendermassen fort:

„Niemals kann eine durch Frevel gewonnene Herrschaft
„durch redliche Mittel weiter geführt werden, wenn wir dem
„Taciteischen Piso glauben wollen, und nach Sallust wird eine
„Herrschaft am leichtesten durch dieselben Mittel erhalten,
„durch welche sie anfangs gewonnen ist. Auf denselben
„Grundsatz stützt sich der Rat des Hirtius und Pansa, Caesar
„müsse den durch Waffengewalt erlangten Thron auch durch
„Waffengewalt erhalten. Hat nun auch der Papst den durch
„Trug erlangten Thron durch Trug erhalten? Ja wohl; doch
„hat er mit dem Trug noch Gewalt und Grausamkeit ver-
„bunden. Von Lysander schreibt Plutarch, er habe auf den
„Vorwurf, dass er so oft mit List und Betrug, nicht offen und
„ehrlich zu Werke ginge, erwidert: Wo das Löwenfell nicht
„zum Ziele gelange, da sei der Fuchspelz am Platze. Der
„Papst hat diesen Grundsatz umgekehrt, und wo der Fuchs-
„pelz nicht ausreicht, dort das Löwenfell daran genäht. Doch
„bevor ich das zeige, möchte ich ein wenig weiter ausholend,
„etwas erwähnen, woraus ihr entnehmen könnt, dass nichts
„so schlimm ist, das nicht auch etwas Gutes zur Folge hat“;
und nun erzählt er, wie durch den Ablasskram die Corveier Tacitushandschrift entdeckt worden ist, und schaltet dabei

*) Plaut. Trucul. 2, 7, 2: *Heri damnigeruli, foras gerones, bonorum hamaxagogae* nachgebildet.

die Bemerkung ein: „Sicherlich hat es die göttliche Vorsehung „gewollt, dass gerade derjenige Papst, welcher volens nolens „die Veranlassung gab zur Wiederherstellung der reinen „christlichen Religion, auch die dazu nötigen Hilfsmittel gab, „indem er die Altertumswissenschaften förderte, welche mit „der wahren Religion stehen und fallen.“ Indem er sich nun den Übergang zu der eigenartigen Behandlung des zweiten Teiles bahnt, fährt er fort: „Dieser unser Tacitus, der erste „Lehrer der Staatsweisheit, hat, wie er selbst es ausspricht, „in seinem ganzen Geschichtswerke nichts häufiger aufzuweisen „als grausame Befehle, Frevelthaten schlimmer Herrscher und „führt uns so das Musterbild von Tyrannen vor Augen. Darum „wollen wir dem Papste, dem wir dieses kostbare Kleinod von „einem Buche zu verdanken haben, uns in der Weise erkennt„lich zeigen, dass wir aus demselben Buche ihm sein Loblied „singen und im folgenden hauptsächlich mit des Tacitus „Worten reden.“ Diese eigentümliche Art, aus klassischen Citaten centoartig eine Rede zusammenzuflicken, die Bernegger dem Justus Lipsius abgelernt, hat er später in seinen *Hypobolimaea* und seiner *Tuba pacis* in erhöhtem Masse zur Anwendung gebracht, hier nimmt er aus Tacitus nur die leitenden Gedanken und einzelne Sätze in die im allgemeinen selbständige Darstellung, die wieder durch eine bunte Fülle von sonstigen Citaten, Geschichtchen und Bildern fesselt, andrerseits darin recht verfehlt ist, dass der Redner, die Ciceronianische Anaphora mit *testis est* geschmacklos überbietend, ungefähr ein Dutzendmal die charakteristischen Merkmale päpstlicher Tyrannei durch die Phrase *tyrannorum est* anknüpft.

Im dritten Teile, der über das *hündische Ende* des Papsttums handelt, werden die Ausdrücke noch wilder. Indem er das baldige schmähliche Zusammenbrechen der päpstlichen Herrschaft durch einen hässlichen Vorfall bei der Wahl Leos X vorherverkündigt und durch denselben gewisse Visionen der Apokalypse erfüllt sieht, frohlockt er, dass allen Verhüllungskünsten der Jesuiten zum Trotz, die Eiterbeule aufgedeckt und aufgebrochen, die päpstliche Macht in ihren Grundvesten erschüttert sei. Von den Katholiken selbst glauben wenige

noch an Ablass, Fegfeuer und sonstigen Trug der Pfaffen, die Fürsten erkennen mehr und mehr, dass sie ihre Unabhängigkeit und Macht hauptsächlich Luthers Auftreten zu verdanken haben, merken, was ihnen frei steht, und werden, wie der vom freien, philosophischen Geiste der Griechen erfüllte Aethioperkönig Ergamenes gegen Meroë verfuhr, so mit den Anmassungen der Pfaffen gründlich aufräumen, ohne den Bannstrahl des Papstes zu fürchten. Venedig, Frankreich haben bereits den Beweis davon geliefert, der Kaiser, wenn auch seine Macht gegen früher arg geschwächt ist, hängt doch nicht mehr von der Gnade Roms ab. Darum soll er und alle Fürsten Luther als dem Begründer ihrer Unabhängigkeit dankbar sein und sollen zum Dank, wenn sie selbst die neue Lehre anzunehmen nicht im Stande sind, der Ausbreitung derselben kein Hindernis in den Weg legen, sondern die Protestanten ruhig gewähren lassen, vorausgesetzt, dass diese selbst ruhig für sich leben.

So finden wir hier wieder denselben Gedanken, welcher der Angelpunkt von Berneggers ganzer öffentlicher Wirksamkeit geworden ist: Frieden und Verträglichkeit in religiösen Dingen im Interesse einer gedeihlichen politischen Gestaltung des deutschen Vaterlandes; und all' sein leidenschaftlicher Hass wendet sich gegen die päpstliche Herrschsucht und gegen die Jesuiten als die Verhetzer und Widersacher von Deutschlands Grösse. Zum Schluss dankt er Gottes Gnade, dass es der Gegenwart vergönnt sei, in christlicher Freiheit und Wahrheit zu leben, dankt dem grossen Reformator, der *die Schändlichkeiten Babylonischer Unzucht* aufgedeckt, dankt dem sächsischen Fürstenhause, das ihn gegen die Wut des Satans geschützt hat, und wünscht für die Stadt Strassburg Frieden nach Aussen und Ruhe im Inneren.

Aus allen diesen akademischen Vorträgen wird ersichtlich das strenge und sorgsame Regiment der stark von der Geistlichkeit beeinflussten Obrigkeit, welche alle Glieder des akademischen Lehrkörpers in gleichförmige, feste Geleise zwingt und unter ihnen keine erhebliche Meinungsverschiedenheiten in religiösen und politischen Fragen aufkommen lässt,

die beginnende Verknöcherung der auf wissenschaftliche Forschung verzichtenden Theologie, welche alle anderen Fakultäten in denselben Prozess hineinzuziehen sucht, das Feuer und die Festigkeit in dem Bekenntnisse des evangelischen Glaubens, gepart mit geheimem Bangen vor einem drohenden Religionskriege, um deswillen die deutschen Fürsten zur Fürsorge für ihre protestantischen Untertanen, zur Beharrlichkeit, zur Friedfertigkeit und Eintracht unter einander gemahnt werden, endlich das Fehlen jeglicher Polemik gegen die Reformirten.

Berneggers Rede aber hebt sich hauptsächlich in drei Punkten von den übrigen ab. Erstens überragt er alle seine Amtsgenossen als Redner und als Gelehrter. Während dort die Mühseligkeit und das Gezwungene der Ausarbeitung in der Beschränktheit des Stoffes, der Einförmigkeit der Behandlung, in offenen Geständnissen zu Tage tritt, ist es Bernegger ein wahres Vergnügen, sein Wissen, seine Gedanken, seine Empfindungen den Zuhörern mitzuteilen. Daher flirrt es bei ihm von neckischen Wortspielen und Wortwitzen, daher weiss er den behaglichen Plauderton mit allen Künsten ernster Rhetorik zu vereinen, daher sprudelt es aus dem reichen Born seiner Gelehrsamkeit von Citaten und Sentenzen, von Anekdoten und geschichtlichen Belegen, daher weiss er alles, was mit dem Feste zusammenhängt, die Anordnungen der Stadtbehörden, die Leistungen seiner Kollegen, das Wirken der sächsischen Kurfürsten, die Gegenanstrengungen der Jesuiten, die augenblickliche politische Lage mit einzuflechten. Zweitens fehlen seiner Rede alle Bibelsprüche, alle Anklänge an den Ton pastoraler Beredsamkeit, ein Zeichen, dass er sich dem Einflusse der Theologie entzogen hat, dass die Beschäftigung mit den klassischen Studien, in welche er sich wie kein anderer vertieft hat, ihn zur Freiheit des Gedankens und des Forschens geführt hat. Dagegen offenbart er mehr als alle anderen eine erbitterte Feindschaft gegen das Papsttum, es wimmelt bei ihm von Beschimpfungen desselben, die zwar in den Streitschriften jener Zeit gäng und gäbe sind, hier ihn aber doch als einen Heissporn erscheinen lassen.

VI.

KONFESSIONELL-POLITISCHE STREITSCHRIFTEN.

1. DIE MOLSHEIMER AKADEMIE.

Wenn die Urheber des Reformationsfestes die Absicht gehabt hatten, durch solche einmütige Kundgebung die Kräfte der Union innerlich zu festigen und nach aussen zu imponieren, so ging diese bekanntlich nicht in Erfüllung, vielmehr nahmen die konfessionellen Streitigkeiten nicht nur zwischen Protestanten und Katholiken, sondern auch zwischen Lutheranern und Reformirten, zwischen orthodoxen und liberalen Sektierern einen neuen Aufschwung. In Strassburg wird von diesem Augenblicke an offener Kampf und geheimes Wühlen der Jesuiten erst recht bemerkbar. Jetzt wurde auch die 1580 als Gegenburg gegründete Jesuitenschule zu Molsheim zu einer Universität erhoben und am 16. August 1618 unter grossen Feierlichkeiten inauguriert und übernahm die Leitung des Kampfes. Neben der Erziehung und Unterweisung der Jugend liessen sie es sich besonders angelegen sein auf politischem und privatrechtlichem Gebiete die katholischen Unterthanen Strassburgs in Schutz zu nehmen, wie später die französischen Residenten es thaten, und bereiteten dadurch dem Stadtregimente Schwierigkeiten und Verlegenheiten.

Den Veröffentlichungen des Strassburger Reformationsfestes gegenüber durften die Molsheimer nicht stillschweigen. Peter Roest schrieb 1618 ein *Pseudojubilaeum ... a Lutheranis ... celebratum*, in welchem nicht bloss das Jubelfest, sondern auch die ganze Reformation als zwecklos und verfehlt dar-

gethan, Luther insbesondere als ein Ausbund von Schlechtigkeit und Werkzeug des Teufels hingestellt wird. In diese Hauptthemata ist geschickt eine Polemik gegen die Reden, Disputationen und Predigten der Strassburger, besonders gegen Bechtold, Bitsch und Schaller als die einflussreichsten Persönlichkeiten unter ihnen, eingeflochten. Nur die Mediziner, dazu Walliser und Malleolus werden nicht erwähnt. Ebensowenig Bernegger; Roest hatte ihn als besonderes Schlachtopfer einem Freunde überlassen. Wie nämlich ein anderer Jesuit, Martin Vautier, eine Streitschrift gegen Rixingers Disputationen veröffentlichte, die der Angegriffene nicht unerwidert liess, so erschien im Anschlusse an Roests Werk ein *Ignitabulum*, welches sich ausschliesslich mit Bernegger beschäftigt und ihn als boshaften Verläumder brandmarkt.

Diese Angriffe wollten natürlich die schreib- und drucklustigen Strassburger nicht ruhig hinnehmen. Der Rat selbst hielt es für notwendig darauf zu antworten und ausser anderen *Pasquillen* erschien auf seine Veranlassung die *Martinsgans* von Jacob Bobhardt, und im Namen der Akademie schrieb zunächst Fr. Blanckenburg, den wir schon als einen feurigen und wohlausgerüsteten Streiter für das Evangelium kennen gelernt haben, eine *wahrhaffte ... Widerlegung der Lästerungen, so P. Röstius ... ausgespeiet*.

2. DAS IDOLUM LAURETANUM.

Bernegger hatte wenig Lust, sich in die wilden und gefährlichen Wogen dieses Kampfes zu stürzen. Bei all seiner Lebhaftigkeit, bei all seinem Interesse für das Leben der Gegenwart war er viel zu sehr Gelehrtennatur, vor dem rauhen Treiben des wirklichen Lebens zog er sich in die trauliche Stille seines *Museums* zurück, hier war seine Welt; vom Schreibtische, wohl auch vom Katheder aus konnte er sich an den Kämpfen beteiligen, aber seine Angriffe, wie leidenschaftlich sie auch klangen, waren nicht so ernst gemeint, er konnte wohl schelten, aber nicht dreinschlagen, und jemandem persönlich wehe zu thun, dazu war er viel zu

zart. So machten ihm auch die Angriffe der Molsheimer keine Sorge, so lange *weder ihm noch den anderen der geringste Irrtum nachgewiesen sei.* Er hatte sich vielmehr schon wieder ganz in seinen Tacitus vertieft, war dazu vielfach kränklich und trug sich mit der Absicht, nach so langen Jahren in die Heimat zu reisen, um seine hochbetagten Eltern noch einmal zu sehen. Doch vielleicht krankheitshalber kam er nicht dazu, auch wurde er einstimmig zum Dekan gewählt und musste so schon im Anfang des Wintersemesters 1618 zur Stelle sein. Endlich drängten ihn Freunde und Vorgesetzte, die gegen ihn gerichteten Schmähungen nicht unerwidert zu lassen. So beschloss er seine Behauptung, dass das Papsttum zur Befestigung seiner Herrschaft offenbaren Betrug anwende, an einem speciellen Beispiele ausführlich zu erhärten und schrieb die

> Hypobolimaea divae Mariae deiparae camera, seu idolum Lauretanum eversis Baronii Cardinalis, Canisii, Turriani ac Tursellini iesuitarum fulcimentis deiectum, ubi passim ex re nata contra Pseudojubilaeum Petri Roestii, iesuitae Molsheimensis academiae, disseritur. Argentorati, impensis Christophori ab Heyden, anno domini 1619, qui est a celebrato Jubilaeo evangelico secundus,

eine ausführliche und gründliche Untersuchung über die Entstehung und Weiterentwicklung der Fabel von der *Casa Mariae in Loretto.*

Er beginnt mit einem „Pater peccavi“ den Theologen gegenüber, welche ihm die in seiner Festrede zu Tage tretende Neigung, sich ihrem Banne zu entziehen, vorgehalten haben mögen. „Der hochheiligen Theologie gegenüber“, so hebt er an, „sind alle anderen Wissenschaften nur Dienerinnen und „Mägde, insbesondere die Geschichte, welche, zumal als „Kirchengeschichte, seit Bestehen des Christentums aufs engste „mit jener Königin der Wissenschaften verbunden ist. Denn „in den ersten drei Jahrhunderten desselben, der Zeit der „Kindheit und wahren, reinen Frömmigkeit, gab es weder eine „theologische noch eine historische Wissenschaft, die folgenden

„drei Jahrhunderte bezeichnen den Aufschwung und die Blüte „beider; nach dem sechsten kam eine Zeit des Niedergangs. „Aus dieser Zeit stammt die Fabel von dem Hause zu Loretto, „welche vor sechzig Jahren schon der zum Protestantismus „übergetretene, frühere Bischof und päpstliche Legat Peter „Paul Vergerius als ein haltloses Gewebe von Erfindungen „und Lügen aufgedeckt hat. Dennoch haben es die Jesuiten „Turrianus und Tursellinus, dazu auch der sonst wissenschaft„lich so hoch stehende Kardinal Baronius unternommen, Ver„gerius gegenüber die Glaubwürdigkeit der Legende nachzu„weisen.“ Bernegger will nun an der Hand des letzteren ihre Beweisführungen widerlegen. Er giebt zunächst den Text der Legende, wie er urkundlich auf einer Tafel in der Kirche Santa Maria in Loretto aufgezeichnet ist, und knüpft daran die Bemerkung: „Schon das barbarische Latein, durch „welches einem gebildeten Leser übel werden könne, ist ein „Beweis für den späten Ursprung desselben“. Alsdann zeigt er, um die Grundlage der ganzen Fabel zu erschüttern, dass in Betreff der Glaubwürdigkeit von Wundern nicht der Hinweis auf die Allmacht Gottes genüge, sondern man müsse zeigen, dass Gott das Wunder gewollt habe. Nun erst eigentlich zur Sache kommend, fasst er, wenigstens in den zunächst folgenden fünf Kapiteln, die Beweisführung des Vergerius in eine Reihe von Syllogismen zusammen und vervollständigt sie, dann widerlegt er die Einwürfe, besonders des Turrianus, gegen dieselben. Daran knüpft er mehrere hübsche sprachliche, geschichtliche und litterarische Excurse, z. B. über die Bedeutung des Artikels im Griechischen, über die Päpstin Johanna, über die Päpste Paul III. und Julius III., über die Stellung Dante's, Petrarca's, Boccaccio's zum Papsttum, endlich scharfe Auseinandersetzungen mit Roest. Ein Beispiel mag die Art und Weise veranschaulichen. Das dritte Stück der Beweisführung des Vergerius fasst er (cap. V) in den Syllogismus zusammen: Jede Erzählung aus der Zeit der Apostel, von welcher in der Apostelgeschichte nichts zu finden ist, während doch kein Grund ersichtlich ist, warum dieselbe hätte ausgelassen sein sollen, ist unwahr. Nun aber enthält die Erzählung von dem

Hause von Loretto vielerlei, was, wenn es sich wirklich ereignet hätte, Lucas in der Apostelgeschichte sicherlich erwähnt haben würde. Also u. s. w. In dieser Schlussfolgerung tadelt er zunächst die fehlerhafte Fassung des Obersatzes, lässt ihn dann aber unter gewissen Voraussetzungen gelten; in Bezug auf den Untersatz wiederholt er die von Vergerius angeführten Einzelheiten. Darauf widerlegt er die Einwendungen Turrians gegen diese Beweisführung. Turrianus hatte zunächst den etwa an der Wahrheit der Legende Zweifelnden den Vorwurf der Ketzerei gemacht. Bernegger vergleicht dies Verfahren hübsch mit Eulenspiegels Malerkunststückchen. Jetzt aber seien die Zeiten vorbei, wo man sich vor dem Wort „Ketzer“ und den damit verbundenen Gefahren fürchte, „wir verlangen Thatsachen“. Sodann hatte Turrianus auf die Autorität der apostolischen Tradition verwiesen. Bernegger lässt diese nicht gelten, bezieht sich dafür auf die Schrift des Theologen Chemnitz, *Examen concilii Tridentini* und fügt hinzu: Aber selbst angenommen, man dürfe sich auf die Tradition berufen, so sei das für die vorliegende Frage gegenstandslos; denn nach dem Geständnisse des Tursellinus selbst könne der Ursprung der Legende nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinaus verfolgt werden. Der dritte Einwurf des Turrianus: „Alle Welt glaubt an das Wunder von Loretto“, wird natürlich kurz abgethan; desto länger verweilt er bei dem folgenden Punkte. Vergerius hatte nämlich gezeigt, dass zur Zeit der Apostel es überhaupt noch keine förmlichen Kirchen für den christlichen Gottesdienst gab und Turrian dagegen auf die Worte der Propheten Jesaias (cap. 56, v. 7) und Haggai (cap. 2, v. 8) hingewiesen. Das giebt Bernegger Anlass zu einer sorgsamen Untersuchung über die Frage, wann und in welchem Umfange in den verschiedenen Ländern christliche Kirchen erbaut und benutzt worden sind, sowie zu einer genaueren Beleuchtung der Leichtfertigkeit des Turrianus, der zwischen Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen und Kirche als Zusammenkunftshaus keinen Unterschied zu machen wisse. Bei der folgenden Streitfrage über das Bild der Maria in der Kirche von Loretto, welches

von Lucas selbst gemalt sein soll, weist er nach, dass Lucas kein Maler gewesen sein kann, und fügt hinzu, dass auch in Rom und in Konstantinopel ein solches Bild vorhanden sein soll, und knüpft daran eine lustige Geschichte über die sonderbare Darstellung des Malers, wofür er Ähnlichkeiten bei den Chinesen, Basken und elsässischen Bauern gefunden hat. An die folgende, von Vergerius angezweifelte Behauptung, dass in jenem Hause schon in Nazareth Messen und Horen gelesen seien, knüpft er eine recht beachtenswerte Untersuchung über die Entstehung und Entwicklung sowohl der Bedeutung des Wortes „missa“ als auch der betreffenden Ceremonie. Das führt ihn zum Schluss dazu, den Verfasser des Pseudojubilaeums, welcher die frühe Einführung der Messe aus den Worten der Apostelgesch. 13, v. 2 folgern wollte, gründlich über die viel allgemeinere und mannigfaltige Bedeutung von λειτουργεῖν und λειτουργία aufzuklären. Er schliesst diese Darlegung mit den Worten: Ebenso gut könnte man sagen: *Roestius est animal, ergo Roestius est asinus.*

In dieser Weise geht es durch neun Kapitel fort. Am Ende bringt er einen Überblick über die Entwicklung und Ausartung der Wallfahrten und eine in der Idee gute, in der Ausführung weniger gelungene Vergleichung der Maria von Loretto mit der Diana von Ephesus. Überall zeigt sich gründliche Behandlung der Quellen und vortreffliche Beurteilung derselben, eingehende, gewandte und schlagende Beweisführung, welche ihn in Verbindung mit seiner ungemeinen Belesenheit zu einem vorzüglichen Kämpfer gegen alle Kniffe und Spitzfindigkeiten der Gegner macht, nicht selten gewürzt mit glücklichem Witz. Besonders gelungen ist es, wenn er Roest's Verteidigung des Ablasskrames mit den Worten des gut katholischen Historikers Franciscus Guicciardinus niederschlägt und dem Hinweise auf die in Bayern geschehenen Wunder das Ärgernis mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde zu Marienthal in der Nähe von Hagenau entgegenhält. „Nach Bayern“, heisst es da, „sollen wir gehen? Nein, das liegt zu „weit ab und soll auch ein ungastlich Land sein. Warum „weist du uns, lieber Peter, mit Rücksicht auf unsere Füsse

„und unseren schlaffen Geldbeutel nicht lieber nach Marien-
„thal, kaum vier Meilen von uns, um dort die erstaunlichen
„Wunder, die durch die vollgiltigsten Zeugen bestätigt wer-
„den, mit eigenen Augen zu sehen? Wohl weil wie nach des
„Tacitus Meinung der kaiserlichen Majestät, so nach der
„eurigen den Wundern aus der Entfernung die grössere Ver-
„ehrung zu Teil wird und alles Unbekannte für grossartig
„gilt? Oder weil ihr über diese Muttergottes, welche im Ver-
„gleich zu den übrigen Jungfrau-Marien alten Blutes und
„patrizischen Geschlechts noch jung und unbekannt erscheinen
„könnte, dazu in Folge des kürzlich durch euch herausge-
„gebenen Buches argen Schimpf erlitten hat, so sehr Reue,
„Verdruss, Scham, Ekel und Jammer empfindet, dass ihr sie
„nicht zu nennen wagt? So wird's sein und die Jesuiten be-
„weisen damit, dass sie doch noch etwas Ehrgefühl haben.
„Höre, Leser, die Geschichte und entnimm aus dieser benach-
„barten jesuitischen Wunderfabrik, was von den entfernteren
„zu halten ist. Im Jahre 1608 erschien in Mainz ein Buch
„über jene Wunder, ein Buch, auf welches Catulls Bezeich-
„nung der Annalen des Volusius passt. Es erzählt Wunder
„derselben Art, wie sie überall verkündet werden: ein Kauf-
„mann ist aus Räuberhänden befreit und an das Thor seiner
„Vaterstadt versetzt, ein Gehenkter wird durch das Reissen
„des Strickes frei, das Bild der Göttlichen weint und wehrt
„den Kirchenraub, Krankheiten werden geheilt u. a. Beweise
„dafür sind alte, verblichene Bilder, welche „wegen ihres
„Alters schon glaubwürdig sind und keiner weiteren Zeug-
„nisse bedürfen“, als wenn eine Lüge mit der Zeit Wahrheit
„werden könnte, sowie die Zeugnisse von kleinen Leuten,
„Handwerkern und alten Weibern. Unter ihnen nimmt den
„ersten Platz ein der Küster selbst, der sich nachher als Haupt
„einer Räuberbande entpuppte und angesichts derselben Kirche
„aufs Rad geflochten wurde. Der Mann hatte natürlich ein
„Interesse daran, dass recht viele nach seiner Kirche ihre
„Schritte lenkten, „die alle ihm zugingen, wenige rückwärts“.
„Sintemalen er wahrlich mehr sah, die gesund und kräftig
„daher kamen, aber wund oder ausgeplündert weggingen oder

„auch gar nicht weggingen, weil sie in den nahen Sumpf geworfen waren, als Kranke und Lahme, die gesund hinweggingen. „Nicht minder unglücklich waren die Jesuiten, als sie bei der „zweiten Auflage des Buches statt jenes Räubers, dessen „Aussagen sie nichtsdestoweniger noch gelten lassen, die Frau „des Hagenauer Stadtpflegers zur Zeugenschaft beriefen, denn „diese wurde kurz darauf als überführte und geständige Giftmischerin und Hexe verbrannt. Wenn übrigens die Göttliche dort vom Tode hat erretten können, so heisst es einen „Frevel ihr andichten, wenn sie so viele gesunde Menschen „durch ihren eigenen Pförtner dicht an ihrem Tempel unschuldig sollte haben umbringen lassen.“ — So beschränkt sich Bernegger nicht bloss auf die Wundergeschichte von Loretto, sondern richtet seine Angriffe gegen das Papsttum und den gesamten Katholizismus. — Das Buch bricht ohne irgend ein Schlusswort ab; offenbar schrieb er, wie es seine Art war, so lange, bis es die höchste Zeit, war das sofort dem Drucker Übergebene als Buch auf die Frankfurter Messe zu bringen. Welchen Erfolg es hatte, bezeugt unter anderem der Genfer Professor Nicolaus Wedelius, der ihm schreibt: „Durch deine Schrift gegen das Götzenbild von Loretto und „gegen jenen verruchten Sendboten des Teufels und grausamen Unhold hast du alle Guten und die gesamte protestantische Kirche zu Dank verpflichtet.“ Auch die Gegenschrift des alle Zeit kampfbereiten Roest, die *Apologia pro Deiparae Virginis Mariae camera et historia contra Matthiae Berneggeri . . . Idolum Lauretanum* (Augusta Trevir. 1620) ging ziemlich gnädig mit ihm um. Sie wies ihm zwar 469 Irrtümer und neun Laster nach, aber schon diese Laster (er sollte sein: 1. ein recoctor Vergeriani doli ineptus, 2. impostor, 3. inflatus thraso, 4. conviciator, 5. mendax et calumniator, 6. veteramentarius, 7. rerum imperitus, 8. verus haereticus, 9. deo deiparaeque invisus et blasphemus) zeigen, dass ihm nicht viel vorzuwerfen war. Das Buch zu lesen ist übrigens eine harte Strafe. Indem es aber jeden Satz Berneggers unter die Lupe der Kritik nimmt, zeigt es, wie dieser fortgesetzte Streit doch der wissenschaftlichen Akribie zu Gute kam.

3. DAS PROAULIUM TUBAE PACIS.

Mit schwerem Herzen war Bernegger in den Schriftkampf eingetreten, der damals allerorten mit grösster Leidenschaft ausgefochten wurde und um so erbitterter wurde, je näher der Ausbruch des längst gefürchteten Krieges bevorstand. Je drohender aber die Gefahr wurde, je erregter die Gemüter, um so mehr empfand Bernegger es als seine patriotische Pflicht, zur Abwehr des Schlimmsten, wenn irgend möglich, beizutragen. Die Erkenntnis, dass der eigentliche Feind des Vaterlandes und der Religion die Jesuiten seien, dass diese darauf ausgingen, auch die politische Selbständigkeit des Reiches und die Freiheit der Stände zu vernichten, hatte ihn mit loderndem Hasse gegen sie erfüllt. Und als nun im Herbst 1619 des Gaspar Scioppius berüchtigtes *Classicum belli sacri* erschien, da liess er seinen juristischen Kollegen Justus Meier nicht den einzigen sein, der von Strassburg aus seine Stimme gegen den schlimmen Konvertiten erhob,*) sondern ein tiefer und edler Zorn entflammte ihn zu der Schrift, die, im Beginne des Jahres 1621 erschienen, seinen Namen berühmt machen sollte, zu der

Tuba pacis occenta Scioppiano belli sacri classico, salpiste Theodosio Berenico Norico, historiarum et patriae studioso, mit dem Wahlspruche: Pax optima rerum.

Als Vorläufer veröffentlichte er aber schon im April 1620 ein

Proaulium tubae pacis u. s. w.,

welches, mit dem kampffrohen Sinnspruche: *rostro atque unguibus urget* und wie zur Zügelung dieser Streitbegier mit dem Motto aus den Sprüchen Salomons Kap. 24: „Fürchte den Herrn und den König; und menge dich nicht unter die

*) In der Schrift: Juris publici quaestio capitalis, sintne Protestantes jure Caesareo haeretici et ultimo supplicio afficiendi. Argent. 1621.

Aufrührerischen“ versehen, die von einem gut katholischen aber friedfertigen italienischen Geistlichen im Jahre 1557 verfasste Darstellung der Umtriebe der Jesuiten enthält und in der Mahnung an Papst Paul V. gipfelt, er möchte in Verbindung mit den christlichen Fürsten den Orden reformieren und auf ihren wahren Beruf zurückzwingen. Zur Kontrolle seiner lateinischen Übersetzung hat Bernegger auch den italienischen Urtext beigefügt. Die Vorrede ist wieder ein Muster seiner Schreibweise. „Demokrit,“ so plaudert er, „ass „einmal, wie Plutarch in den Symposiacis erzählt, eine Gurke „und die schien ihm nach Honig zu schmecken. Da fragte er „seinen Diener, wo er die Gurke gekauft hätte. Der nannte „ihm den betreffenden Garten. Sofort erhob sich Demokrit, liess „sich dahin führen, begierig die Stelle, wo die Gurke ge-„wachsen war, zu untersuchen und den Grund des eigentüm-„lichen Geschmackes zu erforschen. Zu seiner grossen Ent-„täuschung hörte er von der Gärtnerfrau, sie habe aus „Unbedacht die Gurke in ein Gefäss gethan, das vorher mit „Honig gefüllt gewesen. Nichtsdestoweniger beschloss er, „darüber nachzudenken und die Ursache des Wohlgeschmackes „zu ergründen, als wenn derselbe der Gurke von Natur eigen-„tümlich gewesen wäre. Solches Grübeln über gegenstands-„lose Fragen — man denke auch an die gelehrten Abhand-„lungen, die vor einigen Jahren über den goldenen Zahn „eines Kindes in Schlesien erschienen — wofern sie inner-„halb gewisser Grenzen sich halten und nur dienen zur „Übung des Verstandes, sind ja nicht gerade zu tadeln. Be-„denklicher sind schon die Trugschlüsse scholastischer Dia-„lektik, welche, wie Seneca sagt, dem Unkundigen nichts „schaden und dem Kundigen nichts nützen. Wenn z. B. be-„wiesen wird, dass die Silbe den Käse benage, weil Maus „eine Silbe ist, so besteht dabei höchstens die Gefahr, dass „ich in einem gefangenen Mäuschen Silben finde oder das „Buch den Käse verschlingt. Das sind eben, wie Arkesilaos „sagt, weiter nichts als Taschenspielerkunststückchen. Ganz „anders steht es aber mit denjenigen, welche sich nicht be-„gnügen mit solcher Lust an harmloser Täuschung sondern,

„gewissenlos anderer Gewissen vernichtend, ihr schändliches „Vergnügen darin finden, in heiligen und ernsten Dingen durch „nichtsnutzige Wortverdrehungen aus Falschem Wahres zu „machen suchen, und zwar nur zu eigenem Gewinn, um die „Dummen auszubeuten. Unter diesen gewerbsmässigen Be- „trügern stehen aber obenan die Jesuiten, welche der „Christenheit alle verderblichen Irrtümer des Papsttums als „lautere Wahrheiten verkaufen und nach dem Worte jenes „berühmten Kardinals: „die Kraft der Lüge besteht in der „Beharrlichkeit", je mehr die Irrungen aufgedeckt werden, „um so hartnäckiger daran festhalten. Damit bezwecken sie „aber ein Doppeltes: erstens wollen sie ihre Leute im Ge- „horsam des Papstes festhalten, zweitens wollen sie uns „Ketzer irreführen und unsere Aufmerksamkeit durch solche „Spiegelfechtereien von ihren wahren, gegen unsre Freiheit „und unser Leben gerichteten Umtrieben ablenken. Aus diesem „Grunde ist es bei mir beschlossene Sache, jeden Streit in „theologischen Fragen mit ihnen als zwecklos aufzugeben, „hingegen sie von der Seite zu fassen, auf welcher sie uns „am gefährlichsten sind, nämlich ihre Wühlereien im politischen „Leben aufzudecken."

Diesem Zwecke soll die nachfolgende Schrift dienen, welche besonderen Wert dadurch erhält, dass sie über die sogenannte Korrespondenz der Jesuiten aufklärt. Sie giebt Belehrung über ihre Thätigkeit und ihre Grundsätze und weist nach, dass der Orden, ursprünglich löbliche Zwecke verfolgend, sich jetzt nur leiten lässt von Eigennutz und Herrschsucht. „Darum suchen sie alle anderen Religions- „gesellschaften aus ihrem Besitztum zu verdrängen und sich „in die politischen Dinge einzumischen. Diesem Zwecke dient „ihre vortreffliche Organisation, insbesondere die Ämter der „Assistenten und Korrespondenten. Vor allem suchen sie als „Beichtväter der Fürsten und Staatslenker hinter alle Staats- „geheimnisse zu kommen. Diese Kenntnisse benutzen sie zum „Verderben der Staaten und scheuen dabei nicht vor den „verwerflichsten Mitteln, wie Aufreizung zum Aufruhr, zur „Untreue, zum gegenseitigen Misstrauen. So sind sie schuld

„an der Unsicherheit und Spannung, an all den Zerwürfnissen „und Kriegen, welche die Staaten gegenseitig aufreiben, sie „sind auch schuld, dass die Ketzer jetzt wenig geneigt sind, „wieder in den Schooss der katholischen Kirche zurückzukehren, „denn einmal fürchten sie sich vor dem strengen und rück- „sichtslosen Joche der Jesuiten, und zweitens haben sie von „ihnen gelernt, die Religion zum Deckmantel ihrer politischen „Interessen zu nehmen, und während sie anfangs Lutheraner „waren und Hoffnung liessen, einstmals sich wieder zu be- „kehren, sind sie jetzt Atheisten und Politiker geworden, und „können als solche sehr schwer zum katholischen Glauben „zurückgeführt werden, da Gott in ihnen nicht Wunder wirkt. „Mit welcher Verschmitztheit sie zu Werke gehen, erhellt aus „den Thronstreitigkeiten in Grossbritannien nach dem Tode „der Elisabeth, wo zwei Jesuiten, nach Anweisung ihres „Generals, der eine für, der andere gegen Jacob Streitschriften „veröffentlichten und die Bevölkerung gegen einander hetzten. „Von welchem Übermute sie auf Grund der errungenen Erfolge „erfüllt sind, offenbarten sie, als sie dem Kardinal Borromeo, „der ihnen den indischen Handel verbot, offen den Gehorsam „aufkündigten, ja sich gegen den jetzigen Papst Paul V. auf- „lehnten und dessen Anhang zum Spott Quintini nannten. „Hat doch der Jesuit Robert Personius in seiner Schrift über „die Reformation Englands den Kardinal Polus und die „Beschlüsse des Tridentiner Konzils öffentlich getadelt und „erklärt, wenn, was nicht lange mehr anstehen werde, „England wieder katholisch würde, so sollte es eine Do- „mäne der Jesuiten und ganz und gar der Machtsphäre des „Papstes entzogen werden. Sodann suchen sie es durchzu- „setzen, dass zum Papst einer der ihrigen gewählt werde. „Ist ihnen erst das gelungen, so würde bald auch das Con- „sistorium nur aus ihren Leuten bestehen und das ganze „Patrimonium Petri in ihren Händen sein. Dann würden „sie schliesslich das Ziel ihres Strebens, mit Vernichtung aller „selbständigen Einzelstaaten die vollkommene Weltherrschaft, „erlangen.“

So sucht der Verfasser, welcher ohne Zweifel einem der geistlichen Orden angehört, die durch die Jesuiten aus Klöstern, Pfründen und dem Beichtstuhle verdrängt wurden, die weltlichen und geistlichen Fürsten gegen dieselben in Harnisch zu bringen, warnt vor allem, sie als Beichtväter zu nehmen und bittet am Schluss den Papst, den Orden in geeigneter Weise zu reformieren.

Als Anhang fügt Bernegger einige Stellen ähnlichen Inhalts aus Barclay's politisch-satyrischem Romane Euphormionis Lusinini Satyricon an, der seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1603 das grösste Aufsehen erregt hatte, da hier ein hochangesehener, eifriger Katholik, der Freund der Päpste Paul V. und Urban VIII. gegen die gefürchteten Jesuiten die tötlichen Pfeile seines Witzes abschoss.

4. DIE TUBA PACIS.

Durch diese Veröffentlichungen hoffte er noch bei Zeiten die Fürsten Deutschlands, insbesondere die katholischen davon abzuhalten, sich in den Strudel des eben begonnenen Religionskrieges zu stürzen; denn schon musste er fürchten, dass seine *Tuba pacis* für diesen Zweck zu spät erschallen möchte.

Diese Schrift ist die bedeutendste Arbeit Berneggers, sie lässt auch seine Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten am besten erkennen. Entstanden in der frischen Vollkraft seines Lebens, in der flammenden Entrüstung über das vaterlandslose und verderbliche Machwerk des Scioppius, in der angstvollen Sorge des Patrioten wegen der drohenden Kriegsgefahr, gehoben durch echte Wissenschaftlichkeit, stellt sie über alle kleinstaatlichen Sonderinteressen, über die konfessionellen Streitigkeiten der Protestanten unter einander, über den grossen Zwist der Protestanten und Katholiken das deutsche Vaterland und richtet laut und dringend den Mahnruf an die Deutschen: Vertragt euch, gebt einander nach, sonst kommt von aussen der Feind und vernichtet euch allesamt. Darum

verschmäht er es, das Buch irgend einem Freunde oder Gönner zu widmen, sondern wendet sich in der Vorrede an „jeglichen Leser“, um ihm Veranlassung, Zweck und Plan des Buches kundzuthun.

Erschreckt durch den schaurigen Klang des todbringenden *Schlachtsignals zum heiligen Kriege*, hat er sich nicht enthalten können, als Deutscher den Schanddeutschen*) zu bekämpfen und dessen blutgierigen Kriegsdrohungen den milden Rat christlichen Friedens entgegen zu halten. Um aber des Gegners Ansichten zu entkräften, mnss man vorher die eigene begründen. Darum hatte er im Sinne, zunächst die Gründe für den Frieden darzulegen, darauf Scioppius zu widerlegen, zuletzt Vermittlungsvorschläge zu machen, auf Grund deren unter den sich feindlich gegenüberstehenden Religionsparteien ein billiger, ehrlicher, dauerhafter Friede geschaffen und für alle Zeiten gesichert werden könnte.

„Wie die phrygischen Goldsticker im Plautus aus bunten Fäden einen Teppich weben, so habe ich dieses Buch zusammengesetzt aus manchen tausend Stellen der besten Autoren, eine schwierige und zeitraubende Arbeit, da die Worte nur mühsam dem Gedanken sich fügten. Zum Glück boten sich Seneca und Tacitus, auch andere mir vertraute Autoren häufig ungerufen dar.“ Also um seine Gedanken in die beste Form zu kleiden, schuf er einen förmlichen Cento aus den alten Klassikern und hoffte gerade dadurch auf Staatsmänner und Fürsten Eindruck zu machen. Das erscheint heutzutage sonderbar, wo nur der, zumal im öffentlichen Leben, eine volle Wirkung erzielt, der auch in seiner Rede nur sich giebt. Aber seit Dante nahmen die bedeutendsten Geister, überzeugt, hierdurch noch etwas besonders Verdienstliches zu leisten, Worte und Sätze aus den alten Schriftstellern in ihre Werke hinüber. Übrigens wollte Bernegger auf diese Weise zugleich seinen geliebten Tacitus vor dem von Scioppius erhobenen Vorwurfe der Gottlosigkeit rechtfertigen und als Quell reiner Staatsweisheit hinstellen.

*) *Quin hominem (pudet dictu) Germanum Germanus oppugnarem.*

Im Verlaufe der Arbeit erging es ihm nach dem Worte des venusinischen Sängers:

> amphora coepit
> institui: currente rota nunc urceus exit;

das Werk schwoll an und aus der Hälfte des ersten Teiles ward ein ganzes Buch. In diesem Abschnitte wollte er zeigen, dass der Krieg verderblich, unsittlich und sein Ausgang auch für die Katholiken zweifelhaft sei, und wollte den Fürsten klar machen, dass gerade die Hetzer zum Kriege, der Papst, die Geistlichkeit, Männer wie Scioppius ihre schlimmsten Feinde seien, aber der schnelle Gang der Kriegsereignisse drohte ihn zu überholen. Darum hat er, „solange nur erst donnert, noch nicht blitzt der blutige Mars, solange unter dem gellenden Kriegsgeschrei noch das liebliche Wort „Frieden“ gehört werden kann,“ die Schrift beendet. Nicht Ehrgeiz und Ruhmsucht haben ihn dazu getrieben, denn was könnte er im Kampfe mit einem Menschen wie Scioppius für Ehre davon tragen? sondern das Wohl des Vaterlandes, das doch nicht ganz aufgegeben und verlassen sein soll. Er stellt sich zwischen die Parteien, um zu vermitteln. Dass dies nicht ohne Gefahr ist zu einer Zeit, wo von Vaterland und Frieden zu reden gehässig ist, weiss er wohl, aber Gott dem Herrn, welcher der Frieden und die Wahrheit ist, wird er nicht missfallen.

Der Gang der Darstellung ist nun ein sehr einfacher. Um die Verderblichkeit des Religionskrieges nachzuweisen, schildert er zunächst die Segnungen des Friedens, die Greuel des Krieges, vor allem des Bürgerkrieges, der auch den Sieger in jedem Falle schwer schädige. Da aber der Sieg auch für die Katholiken unsicher sei, so mahnt er diese, in die von den Protestanten dargebotene Hand einzuschlagen. Deutsche, ruft er aus, sind wir, das heisst Brüder sind wir, durch vielfache Bande des Blutes unter einander verbunden, und was stärker bindet als alle Verwandtschaft, Christen sind wir. Nur das Kriegsvolk und die Spanier haben ja Vorteil von unserem Zwist, jenes trachtet nach unserem Hab' und Gut, diese nach

unserer Freiheit. Warum wollen wir nicht einander nachgeben, lieber etwas retten, um nicht alles zu verlieren, Frieden und Religion bewahren, das einzige Band, welches die Glieder des heiligen römischen Reiches noch zusammenhält.

Zwar die Wiederherstellung des einen katholischen Glaubens, heisst es, ist ein so hoher Preis, dass er alle Gefahren und Schäden aufwiegt. Aber Krieg, zumal Bürgerkrieg, die Ilias alles Unheils, ist doch wohl nicht das rechte Mittel, den Glauben zu verbreiten, dies Feldgeschrei dient nur zum Vorwande, auf unser Land hat es der spanische Philipp abgesehen, der durch seine Doppelpistolen unsere Einfalt und Biederkeit verführt und, dem Macedonier Philipp gleich, Zwietracht unter uns sät, um schliesslich Protestanten zugleich und Katholiken sein hartes Joch aufzulegen. Aber in unserer Verblendung und Einfalt sehen wir den Abgrund nicht, werfen uns frühere Sünden vor und rüsten mit grossen Mühen und Kosten zum Kriege, während wir in behaglicher und ehrenvoller Ruhe aus der Geschichte lernen könnten, was uns not thut und doch so leicht zu gewinnen ist. Dass aber der Spanier nach der Herrschaft über Deutschland trachtet, erhellt aus seinem Streben nach der Weltmonarchie, wie dasselbe aus der Beilegung des Titels „Katholische Majestät“ und aus den Ansprüchen und Massnahmen der Jesuiten hervorgeht. Eine spanische Herrschaft wäre aber nicht nur für die Protestanten sondern auch für die Katholiken verhängnisvoll, und jedes deutsche Herz müsste empört sein, wenn des Reiches Herrlichkeit und erhabene Macht, die von unsern Kaisern, den Karl, den Heinrich, den Otto, Friedrich, Rudolf, Ferdinand, Maximilian ruhmvoll getragen sei, widerstandslos an Fremde überginge. Darunter würde in erster Linie die deutsche katholische Geistlichkeit leiden, denn das spanische Kriegsvolk würde es besonders auf ihren Reichtum absehen, dann aber auch die weltlichen katholischen Fürsten, deren Selbständigkeit durch eine grausame Zwingherrschaft vernichtet würde; die Vorgänge in Amerika und in den Niederlanden müssen zur Warnung dienen, die letzteren zeigen aber auch, wie ein kleines Völkchen, in heiligem Kampfe für Freiheit

und Vaterland, den übergewaltigen Feind zum Frieden gezwungen habe: und wir, die wir ein so mächtiges Glied Europas bilden, wir sollen unsere freien Nacken unter das Joch fremdländischen und mehr als barbarischen Übermuts zwängen, sollten die furchtbare Inquisition, die jeder selbstständigen Meinung einen aus Feuer, Wasser und Strick zusammengefügten Syllogismus entgegenhält, bereitwillig über uns ergehen lassen? Man berufe sich nicht auf den milden Charakter des gegenwärtigen spanischen Königs, auf feierliche Zusicherungen; der Spanier ist von Natur grausam und treulos und wird nicht nur den protestantischen Ketzern gegenüber, nicht nur den katholischen Fürsten gegenüber wortbrüchig werden sondern auch seinen eigenen Bundesgenossen und Helfern mit Undank lohnen. Ist aber erst Deutschland ihm verfallen, so hütet euch, Italiener, hütet euch, Franzosen, auch mit eurer Macht und Unabhängigkeit wird es bald zu Ende sein, Anzeichen dafür sind genug vorhanden. Selbst der Papst in Rom möge bedenken, wie drohend ihm das spanische Übergewicht werden kann, möge sich mit dem gegenwärtigen Besitze zufrieden geben und nicht darnach trachten das Verlorene wieder zu gewinnen.

Soweit der erste Abschnitt, in welchem dargestellt wird, dass ein Religionskrieg auch für die katholischen Stände verhängnisvoll sein würde. Dieses Stück ist nun aber gespickt mit einer unermesslichen Fülle von Citaten und bald kurz erwähnten, bald in behaglicher Breite erzählten geschichtlichen Belegen, sodass es nicht leicht wird, den Faden festzuhalten, zumal der Verfasser nicht selten vom Hundertsten ins Tausendste kommt. Indessen frisch und gewandt geschrieben, liest es sich durchweg flott und angenehm.

Der zweite Abschnitt, der Nachweis, dass der Krieg ein ungerechter und frevelhafter sein würde, gestaltet sich viel umfangreicher. Auf diesem moralischen Gebiete findet sich naturgemäss noch mehr Gelegenheit zu Sentenzen, Betrachtungen und Vergleichungen. Dazu setzt er sich hier eingehender mit Scioppius und den Jesuiten auseinander; endlich kommt er hier auch ausführlich auf all die religiösen und

politischen Streitfragen, auf die wichtigen Ereignisse zu sprechen, welche seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Gemüter beschäftigten. Hier wird die Darstellung stellenweise ermüdend und nähert sich dem öden Wust der Streitschriften jener Zeit, die hinter ihrem dornigen Gehege weiter nichts als Dornen und Sand bieten; doch immerfort leuchtet hervor seine reine Vaterlandsliebe, sein gutes Herz, seine politische Einsicht, seine Unbefangenheit in konfessionellen Dingen.

Anhebend mit der Klage, dass in der Politik die Moral vor der Rücksicht auf den Vorteil zurückstehe, rühmt er seine Deutschen, die seit des Tacitus Zeiten den Ruhm der Treue und Gerechtigkeit gehabt hätten und selbst noch von Macchiavell als die einzigen Hüter reiner Sitte gepriesen wären. Und so pflegen sie zu sein, ruft er aus, weil sie Deutsche sind; so müssen sie sein, weil sie Christen sind; darum hofft er auch mit solchen rein sittlichen Erwägungen bei ihnen Eindruck zu machen.

Erstlich also müssten die katholischen Fürsten, ehe sie den grimmen Krieg beginnen, den alten Spruch bedenken: „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu,“ und zuvörderst alle gütlichen Mittel zur Beilegung des Zwistes versuchen. Zwar weisen die Katholiken auf das Tridentiner Konzil hin; aber dies hat nicht, wie es Rechtens gewesen wäre, der Kaiser, sondern der Papst berufen, und dieser ist nicht nur Partei sondern zugleich auch Richter gewesen, darum waren die dort gefassten Beschlüsse für die Protestanten unannehmbar. Dann widerlegt er die gegen die letzteren erhobenen Beschwerden, hofft auf die bewährte Milde des Habsburgischen Hauses, warnt vor den Folgen einer übertriebenen Betonung des nackten Rechtsstandpunktes, welche zu unheilbarer Zerrissenheit in Deutschland führen müsste, und weist nach, dass die Protestanten nur gleichen Rechtes mit den Katholiken teilhaftig sein wollten. Dann mahnt er Ferdinand II. an den von Ferdinand I. geschlossenen Religionsfrieden, welchen der jetzige Kaiser noch kürzlich auf dem Reichstage zu Nürnberg am 27. November 1619 bestätigt habe. Leider gebe er

zu viel auf die Jesuiten und sei zu fürchten, dass diese ihn bestimmen möchten, die den Protestanten gemachten Zusicherungen zurückzunehmen, indem sie behaupteten, der Religionsfriede sei erzwungen, sei schon von den Protestanten verletzt, überhaupt brauche man Ketzern nicht Wort zu halten. Der letzte Satz beschäftigt ihn am meisten. Der bekannte Bischof Melchior Khlesl, mit welchem er noch später scharf ins Gericht geht, hatte in einem Briefe an den Erzherzog Matthias in Betreff des ungarischen Friedens geäussert: Weil Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge sich nicht vereinigen lassen, darum ist auch ein den Ketzern bewilligter Religionsfriede null und nichtig. Hiergegen wendet sich Bernegger folgendermassen: Wer eigentlich Ketzer zu nennen ist, will ich hier unerörtert lassen; denn ich habe mir vorgenommen, um mit Seneca zu reden, mich keinem zu eigen zu geben, keines Namen zu tragen. Das aber behaupte ich: der Religionsfriede hat nicht den Zweck, Licht und Finsternis, Wahrheit mit Lüge zu vereinen, sondern dass *„ein jeglicher in seiner Meinung gewiss“* für sich lebe, in der Ausübung seiner Religion niemand den andern störe, die Finsterlinge sich ihrer Finsternis erfreuen, die Hellen ihres Lichts, im übrigen aber mit allen Menschen Frieden haben. Wer aber einen solchen Frieden eine ungerechte Fessel nennt, wer die Andersgläubigen mit Feuer und Schwert ausrotten will, der erschüttert das Fundament der menschlichen Gesellschaft in seinen Grundvesten. Gestattet man doch selbst den Juden ungestörte Ausübung ihrer Religion! Solche Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit möge man dem Papste und den Jesuiten überlassen, welche seit dem Kostnitzer Konzil genug Beweise davon gegeben haben, aber von sich selbst diese schlimmen Berater fern halten, die jetzt in der Behandlung der Calvinisten und Lutheraner nur darum einen Unterschied machen, um sie einzeln zu vernichten. Was dann die Verletzungen des Religionsfriedens seitens der Protestanten betrifft, so gesteht er zu, dass hie und da Klostergüter widerrechtlich eingezogen und zu besseren Zwecken verwendet worden seien, aber *Iliacos intra muros peccatur et extra* und darum brauchte man noch nicht das ganze Reich

zu zerrütten, die Gegner hätten es viel ärger getrieben. Aber abgesehen von allen diesen Streitpunkten, fährt er fort, darf man doch nur dann zu den Waffen greifen, wenn die Gründe dazu gerecht sind. Das ist aber nicht der Fall, denn die Religion, der erste Grund, den die Gegner anführen, darf und kann nicht mit Waffengewalt vertreten werden, sie bezieht sich nicht auf das Verhältnis des Menschen zum Menschen, sondern auf das Verhältnis des Menschen zu Gott; die christliche insbesondere ist nicht da zu verfolgen, sondern verfolgt zu werden. Zu welchen Greueln eine entgegengesetzte Anschauung führt, zeigt die Bartholomäusnacht und die Pulververschwörung, zeigen die Unthaten eines Clement, eines Ravaillac. Und vor solchen schrecken auch jetzt nicht die Jesuiten zurück, drohen vielmehr laut und offen damit. Möge sich besonders der neu gewählte Böhmenkönig vor ihnen hüten. Hierbei beklagt er die Losreissung Böhmens von der österreichischen Monarchie und die auf beiden Seiten vorgekommenen Rechtswidrigkeiten, die bei einigem guten Willen leicht hätten vermieden werden können. Doch die Religion, heisst es weiter, dient ja nur zum Vorwande; die wahren Beweggründe, warum zum Kriege gehetzt wird, sind die Herrschsucht des Papstes, der Hochmut der Kardinäle, die Habgier der katholischen Geistlichkeit. Hier verbreitet er sich ausführlich über die mannigfaltigen Erfindungen päpstlicher Geldgier, die Annaten, Palliengelder, Taxen, Indulgenzen, über den Reichtum der Bettelmönche, die sich rühmten, die Mittel zu besitzen, um 12000 Soldaten gegen die Protestanten auf die Beine zu bringen, während sie als Abkömmlinge eines Kriegsmannes richtiger selbst in den Krieg ziehen sollten, über die Exemptionen und Immunitäten der Klöster. Und solchen Missbräuchen, ruft er aus, wollen die katholischen Fürsten Deutschlands ihre Waffen leihen, um ihre eigene Macht und Unabhängigkeit zu vernichten, jetzt, wo die Lügen der päpstlichen Herrschsucht aufgedeckt sind? Am wenigsten dürfen sich dazu die österreichischen und bayrischen Fürsten verstehen, deren Vorfahren so bittere Erfahrungen im Ringen mit päpstlicher Herrschsucht gemacht haben. Zum Beweise dessen zählt Bernegger alle die Handlungen päpst-

lichen Übermuts und päpstlicher Tücke auf, welche die Habsburgischen Kaiser von Rudolf I. an bis zur Gegenwart erfahren haben, und giebt eine ausführliche Darstellung des grossen Kampfes, welchen Ludwig der Bayer mit den Päpsten zu führen hatte. Dieselbe schliesst mit einem schwungvollen Nachrufe an diesen Kaiser und einer hoffnungsfreudigen Ansprache an den Bayernherzog Maximilian, er möge, das Bild seines grossen Ahnen vor Augen, sich nicht von jesuitischen Ränken umgarnen und verhetzen lassen. Dann folgt eine Darstellung, wie die päpstliche Macht nur durch Gewalt und Betrug in die Höhe gekommen ist, eine Wiederholung und Vervollständigung des in der Festrede vom Jahre 1617 und im Idolum Lauretanum gesagten, abgeschlossen durch den patriotischen Wunsch des italienischen Juristen Joh. Petrus von Ferrara: „Erstehen möge ein tüchtiger Kaiser wider jene, welche den ganzen Erdkreis einst um äusserer Ehre, jetzt um ihrer Habsucht und Raubgier willen zerrüttet und den Bestand des Reiches und aller Laien vernichtet haben;“ ja erstehen, fügt Bernegger daran, möge er und lieber den Papst samt allem Klerus zur Ordnung zwingen als gegen die jammervollen Trümmer des Reiches wüten. Die Jesuiten behaupten, sie könnten die den Protestanten zugestandene Religionsfreiheit als erzwungen und erschlichen über den Haufen werfen. Nun die ist freilich mit schwerem Gelde erkauft worden, doch nicht erzwungen und erschlichen. Aber mit demselben Rechte sollten die Fürsten die erlogenen und erlisteten und mit offenbarer Gewalt abgerungenen Immunitäten, Schenkungen, Rechte und Privilegien des Papstes und der katholischen Geistlichkeit wieder mindern oder zurücknehmen und dadurch, wie Kaiser Friedrich II. gesagt hat, die Herrschsucht und Üppigkeit der römischen Priester ausrotten und so, gemäss des von Gott ihnen übertragenen Amtes, der Herde einen Hirten, dem Volke einen Hohenpriester, der Welt einen Vater wiedergeben.“

Nun will er die Habsucht der Geistlichkeit vor Augen führen und zunächst zeigen, durch wie verwerfliche Mittel der ungeheure Reichtum derselben erworben ist. „Im Staatsleben zwar,“ sagt er, „gilt es als erlaubt, ja als rühmlich, die Leicht-

gläubigkeit der Untertanen und ihre Neigung zum Aberglauben zu benutzen, um sie mit Ehrfurcht vor der Obrigkeit zu erfüllen; aber unverantwortlich ist es, wenn die Hüter des christlichen Glaubens die Religion zu einer Afterreligion machen, nur um schnöden Geldes willen, dadurch sind sie in Ketzerei und Götzendienst geraten". Um dies zu beweisen, müsste er auf die konfessionellen Gegensätze eingehen. Jedoch will er seinem Grundsatze getreu als ein Mittler über den Parteien stehen, auch hält er es für zu gewagt, sich in die Tiefen der Theologie zu verlieren. Darum führt er Zeugnisse gutkatholischer Männer an, welche die Sittenlosigkeit und den Unglauben des römischen Klerus beklagen. Allerdings sind es, abgesehen von einem Ausspruche Hadrians VI., besonders Petrarca, Macchiavelli und Erasmus, auf die er sich dabei beziehen kann. Er erwähnt dann, dass in den letzten Jahrhunderten, nach dem Urteile katholischer Schriftsteller, keine Papstwahl, zumal seitdem allein die Kardinäle dieselbe vorzunehmen hatten und unter diesen sich eine französische und eine spanische Partei gegenüberstanden, regelrecht verlaufen sei, er erinnert daran, dass die Päpste Johann XXIII. und Leo X. offen die Unsterblichkeit der Seele geleugnet hätten, er zeigt, wie töricht und unmöglich es sei, zwischen dem Papste *ex cathedra* und dem Papste als Menschen in Bezug auf die Möglichkeit zu irren einen Unterschied zu machen; er beleuchtet, wie im Bewusstsein seiner Verderbnis das Papsttum sich gesträubt habe die Missbräuche auf Konzilien zur Erörterung zu bringen, wie es dann das Verlangen der Christenheit nach einer Reformation an Haupt und Gliedern in empörender Weise getäuscht habe, wie es entgegen den gemessensten Vorschriften der Kirchenväter das Lesen der heiligen Schrift verbiete, und bringt endlich eine ausführliche Widerlegung des Dogmas vom Fegfeuer samt den dazu gehörigen Glaubensartikeln von den guten Werken, den Seelenmessen, dem Ablass u. s. w. Er möchte auch noch die Götzendienerei, welche mit der Reliquien- und Bilderverehrung, mit der Anrufung der Heiligen, mit dem Marienkultus getrieben wird, besprechen, doch der drohende Ausbruch des Krieges drängt

ihn zum Abschluss. Vieles ähnelt dabei seinem *Idolum Lauretanum*, das Haus von Loretto selbst zieht er mit herein und macht dabei die Bemerkung, sei es aus Selbstironie, sei es um die Leserwelt irre zu führen: „Der Kathederheld (*cathedrarius*), welcher kürzlich sich so viele Mühe gegeben hat, diese Geschichte ans Licht zu ziehen und zu widerlegen (*Hypobolimaea Camera Mariana* hat er das Buch genannt, vermutlich in Nachahmung von Scioppius' Schrift *Scaliger Hypobolimaeus*) hätte nach meiner Meinung die Zeit sparen oder unterdessen *Kürbisse malen* können". Es folgen Beispiele für die masslose Verschwendung und Üppigkeit der Kirche, eine Folge ihres unermesslichen Reichtums, welche jetzt mehr als ein Drittel der bewohnten Erde an Grundbesitz und fast die Hälfte sämtlichen Einkommens ihr eigen nenne.

Was er nach so scharfen Angriffen auf die wichtigsten Institutionen des Papsttums schliesslich für Vorschläge zur Besserung macht, das klingt freilich ziemlich schwächlich. Die Geistlichkeit, sagt er, muss frei von Nahrungssorgen sich der Seelsorge und heiliger Meditation widmen können, darum möge sie besitzen, was und wie sie es besitzt. Wenn sie aber, damit nicht zufrieden, mit dem Schwert gegen diejenigen vorgehen will, welche ihre Freigebigkeit reut, wenn sie, was sie von uns und unseren Vorfahren empfangen hat, zu unserem Verderben anwenden will, wenn sie im Sinne hat, die goldene Henne, wo sie zu legen aufhört, selbst zu schlachten und zu verzehren, dann wird *sie bei braven und einsichtigen Männern auf keine Weise der Anklage entgehen können, dass sie ein schändliches Verbrechen, und eher Räuberei als Krieg, geschweige denn einen heiligen Krieg unternimmt.* Dass ein scharfes Eingreifen durch eine Staatsgewalt not that, sah er wohl selbst ein, aber die Scheu vor der politischen Macht, die Besorgnis, einem Fürsten zu nahe zu treten, machte es ihm unmöglich, ein kräftigeres Wort zu sprechen. Dieselbe Zaghaftigkeit der Staatsgewalt und der „hohen Politik" gegenüber offenbart sich im folgenden Abschnitte noch deutlicher, der von rein politischen Gesichtspunkten aus die Kriegsfrage behandelt und den Beweis führen will, dass die andere wirk-

liche Ursache des drohenden Krieges, neben der Herrschsucht und Habgier der katholischen Kirche, das Streben Spaniens sei, sich Deutschland zu unterwerfen. Hier, sagt er, könnte man mir einwerfen: Was weisst du als Privatmann von den Geheimnissen der Fürsten? Indessen, was Spaniens Absichten betrifft, entgegnet er, so liegen diese längst offen zu Tage. Nicht bloss die venetianischen Gesandten haben sie durchschaut, sondern die Spanier selbst haben offen zugestanden, dass sie nach der Weltmonarchie streben. Trägt doch das Denkmal Philipps II. an der Porta Romana in Mailand die Aufschrift: *cunctarum gentium pio parenti ... ad sparsa imperia congreganda* und seine indischen Münzen die Umschrift: *Reliquum datura India.* Und die jüngsten Ereignisse, wie die Besetzung des Veltlins, machen die drohende Gefahr jedem offenkundig. Was der Spanier aber im Schilde führt, ist nicht bloss frevelhaft, sondern auch höchst unklug; denn er zwingt die Protestanten schliesslich sich den Türken in die Arme zu werfen, und die würden mit ihrer jetzt gerade wohlvereinigten und festgefügten Macht den Bestand des spanischen Reiches selbst gefährden.*) Die Berechtigung solcher Verbindung wird ausführlich erörtert: der Papst selbst habe des öfteren türkische Hilfe gegen deutsche Kaiser in Anspruch genommen, er habe zur Unterdrückung der Protestanten um die Freundschaft des Sultans geworben, er habe sogar von ihm für gewisse Dienste regelmässige Jahresgelder bezogen; und dann lasse der Türke einem doch sein Leben und seinen Glauben, während die spanischen Jesuiten alles mit Stumpf und Stiel vernichten wollen. „Der türkische Wolf, der mich doch wenigstens leben

*) Dass der Gedanke daran den protestantischen Ständen nicht so fern lag, ist bekannt, erhellt unter anderem auch aus der geflissentlichen Art, wie z. B. Bernegger noch im Jahre 1627 die Strassburger gegen den Vorwurf, als wünschten sie den Sieg der Türken, verteidigt (in der Leichenrede auf den Altammeister Peter Storck). Wie sehr sie damals schon auswärtige Hilfe in Betracht zogen, erhellt auch aus dem Umstande, dass bereits 1619 in Strassburg für Gustav Adolf öffentliche Gebete angeordnet wurden.

lässt, ist immer noch besser als der Scioppianische Wolf, der mir das Leben nimmt samt allem, was das Leben wert macht.“ Drum lieber türkisch als spanisch!

Doch, besinnt er sich, das ist die Sprache der Verzweiflung. Ehe der Spanier es so weit kommen lässt, möge er bedenken, dass die Mauren noch nicht vernichtet sind, die einst ganz Spanien unterworfen haben, dass Indien noch nicht ganz erobert ist, dass in Sicilien Nachkommen der Männer leben, welche einst unter Strömen von Blut die französische Fremdherrschaft abgeschüttelt haben, dass es endlich einen Gott im Himmel giebt, einen Rächer und strengen Ahnder allzu kühnen Sinnes, wie Aeschylus in den Persern sagt. Aber solche Warnungen, das weiss er, sind fruchtlos spanischer Herrschsucht gegenüber. Darum wendet er sich zum Schluss an seine Deutschen und mahnt sie eindringlichst einig zu sein: die Katholiken sollten sich nicht täuschen lassen durch das Gerede, als handle sich's jetzt um Rettung und Ausbreitung ihres Glaubens, schimpflicher Verrat am Vaterlande sei es, mit dem Erzfeinde zusammen zu gehen, dem leider so mancher Deutsche bezahlte Dienste leiste. Vor allem aber müssten die Protestanten, denn ihre Eintracht sei der einzige Rettungsanker des Vaterlandes, ihre beklagenswerten religiösen Zwistigkeiten aufgeben. „Nichts erbittert so die Gemüter der Protestanten unter einander und macht sie den hinterlistigen Anschlägen der Widersacher so zugänglich, als dieser religiöse Zwiespalt und der daraus entstehende unversöhnliche Hass. Das bezeugt die endlose Reihe der theologischen Schriften und Gegenschriften, nach Lipsius die einzige Ernte der Frankfurter Messe. Und doch stimmt ja die Theologie der Lutheraner und Calvinisten in den wichtigsten Stücken überein; die Punkte aber, in welchen die Ansichten noch auseinandergehen, liegen, um ein Wort Senecas darauf anzuwenden, um die Theologie, nicht in derselben, gehören zu den Dingen, welche dem Unwissenden nichts schaden, dem Wissenden nicht viel nützen und die Grundlage des Glaubens nicht erschüttern. Darum sind solche Erörterungen auf die Akademie und die Beratungen der Geistlichen zu beschränken, wo sie von den wissenschaftlich dazu

vorgebildeten Männern ohne Streitsucht und ohne Spitzfindigkeit geführt werden mögen; nicht aber gehören sie in die Öffentlichkeit und am allerwenigsten darf die Kanzel zur Freistätte für solche Verhetzungen gemacht werden; dort soll nur das Wort der Liebe, *der Burg der Frömmigkeit*, *der Metropolis aller christlichen Tugenden*, erschallen, dort soll nur Milde, Herzensreinheit thronen und jene Tugend, welche die frommen griechischen Väter συγκατάβασις nannten. Also fort mit jener gehässigen Streitsucht, die nur auf Dünkel und Eigennutz beruht; sind ja doch die schärfsten Streitbolde (*disputatores*) von Charakter um nichts besser als andere, häufig aber noch schlechter; was Gott uns nicht hat wissen lassen wollen, das wollen wir gern nicht wissen; was er in seinem Worte offenbart hat, wollen wir uns bemühen so zu erkennen, dass wir gegen die Nichtwissenden oder Irrenden keinen Hass tragen. Denn das hauptsächlichste Hindernis der christlichen Eintracht — wäre es mir doch vergönnt es wegzuräumen — scheint mir der Umstand zu sein, dass wir den Irrtum, d. h. wie ich's auffasse, unser eigentliches Menschtum hassen, von dem ja der Irrtum unzertrennlich ist. Zwar sagt man: die Zeit wird das schon ausgleichen; aber wenn man darauf warten will, wird es mit Deutschland unterdessen zu Ende sein". Darum will er, um des gemeinen Nutzens willen, ohne Bangen Anstoss zu erregen, Wasser in das heilige Feuer giessen und der Vereinigung aller christlichen Konfessionen das Wort reden. Er verlangt, man solle sich an das einfache, schlichte, christliche Glaubensbekenntnis halten, und erklärt sich einverstanden mit den Vorschlägen eines „grossen und einsichtsvollen" Mannes, dessen Namen er nicht nennen will, um nicht bei den konfessionellen Eiferern von vornherein ein Vorurteil zu erwecken. Dieselben lauten in der Hauptsache: 1. Ein jeder unterwerfe sich der heiligen Schrift: wo diese schwierig ist oder sich widerspricht, halte man sich an die Auslegung der alten Kirchenväter, welche von den heutigen Parteiungen noch nichts wussten, und an die Festsetzungen der reineren Konzilien, die sich nicht von Leidenschaft fortreissen liessen. 2. In Betreff der gegenwärtigen Streitpunkte,

welche noch nicht von einem Konzil erledigt sind, soll keiner den andern verdammen; jeder möge sich eine Meinung darüber in aller Bescheidenheit bilden, aber bereitwillig sich einem freien Konzil unterwerfen, das vom Papste unabhängig sein müsste. 3. Alle Parteien soll man mit Liebe umfassen, alle Glaubenssätze nach Möglichkeit im besseren Sinne auffassen, nicht verdächtig und verläumderisch nach einzelnen Worten und Thaten forschen.

Diese Sätze, welche ihm wie die letzte *Visitatio Germaniae* vor dem bevorstehenden Verderben erscheinen, sind ihm die Grundlage einer Einigung aller Konfessionen. Zwar die Katholiken werden schwerlich damit einverstanden sein, aber wenn die protestantischen Theologen sich dagegen ablehnend verhalten sollten, so sei es Pflicht der Fürsten und Staatsmänner, ihr Machtwort zu sprechen, welche dafür zu sorgen hätten, dass nicht die Frömmigkeit und das von der Frömmigkeit abhängende Wohl des Staates durch ehrgeizige Streitsucht Schaden nehme. Sollten aber seine Ansichten, in denen er sich mit Johannes Parastro, Beatus Rhenanus als dritten im Bunde fühlt, keinen Anklang finden, so ist er bereit, was er geschrieben, dem Winde zur Beute zu geben; nur möge man — das ist seine letzte Bitte — für eine Weile wenigstens sich zu einem politischen Frieden vereinigen, jetzt wo das grosse Schrecknis droht, welches alle in gleichem Masse trifft. Hier bricht er ab; denn „so gebietet es die plötzlich eingetretene Lage der Dinge und der unmittelbar bevorstehende Ausbruch des Krieges“. Das ungefähr ist in den Hauptzügen der Inhalt von Berneggers *Tuba pacis*.

Im Folgenden sollte gezeigt werden, dass der Krieg möglicherweise, ja wahrscheinlich, für die Katholiken unglücklich ausfallen würde, dann wollte er den Charakter der Kriegeshetzer, Papst, Klerus, Scioppius, aufdecken, um dadurch ihren Rat zu verdächtigen, und des letzteren Schrift im einzelnen widerlegen; schliesslich wollte er die Mittel angeben, wie ein Friede herzustellen sei.

Beurteilt man das Werk nach dem Zwecke, welchen der Verfasser dabei gehabt hat, als eine politische Schrift, so

ist es verfehlt gewesen. Auf die Fürsten, in deren Hand bereits das Schwert zuckte, konnte dies massenhafte Gericht gelehrter Moral wenig Wirkung ausüben. In unseren Augen aber verdient Anerkennung, dass hier laut und eindringlich der Klang vom grossen, einigen, deutschen Vaterlande erscholl. Indessen ist in den vielen Anerkennungen, welche Bernegger ob seiner Tuba zu Teil wurden, von dieser politischen Bedeutung seiner Schrift fast niemals die Rede. Vielmehr war es sein religiöser Standpunkt, der Aufsehen erregte. Indem er offen die Forderung stellte, die drei grossen Religionsgemeinschaften Deutschlands sollten sich vereinigen, indem er das Trennende für etwas Nebensächliches, Geringfügiges hielt, im Vergleiche zum Vaterlande,*) trat er in offenen Gegensatz

*) Ausführlich spricht er sich darüber und über seine Lage in Strassburg aus in einem recht lehrreichen Briefe an den schlesischen Pastor Paul Haugsdorf vom 28. Juli 1623 (abgedruckt in Heumanns Poicile II, 2, S. 219), der um Übersendung der Tuba gebeten hatte: *Habe tibi tandem infelicem illam Tubam, non ea quidem ratione qua tu putas: quanquam etiam ea parte infelicem quod illius clangor armorum strepitu evanuerit; sed quia mihi labor ille, bono animo (Deus et conscientia testes mihi sunto) susceptus non de faece plebis sed sacri tui ordinis homines nonnullos inconciliavit et Horatiano verbo sic inimicavit, ut aliquandiu pro concione satis acerbe me perstringendum putarint. Causa haec fuit, quod propter imminens a Pontificiis periculum consultum videri scripseram sub finem libri, ut Lutherani et Calviniani se jungant, si non religione (quod tamen in nonnullis dissentientes haud aegre facere posse videantur) saltem politicis consiliis, ut una junctis viribus in communem hostem eant. Id consilium, ab optimo quoque et patriae amantissimo probatum hactenus eventus nunc ipse comprobat. Etenim qui jam nescit omnes Evangelicos eodem Pontificiis esse gradu, non amplius imprudens ac simplex sed prorsus insanus est: si scit et dissimulat duplionibus Hispanicis auctoratus nebulo, proditor patriae est. Et certe de religionis quoque controversiis per* συγκατάβασιν *componendis cur mutem sententiam, causae nihil video, qui sciam, ab initio in duobus tantum articulis nos dissensisse, postea vero disputandi vel potius* cavillandi Academica et epidemia scabie *prurientes homines controversias ad hunc cumulum deduxisse. Tolle sophisticas consequentias, tolle cavillationes atque calumnias, tolle denique superbiam et ambitionem: et facile de caetero conveniemus.* — Die Anfeindungen seitens der Strassburger Geistlichkeit

zu den echten Lutheranern, die es für ihre höchste und heiligste Pflicht hielten, um der religiösen Überzeugung willen auch in lächerlich geringfügigen Streitpunkten alles dranzugeben, und jeden Andersdenkenden oder Friedfertigen in den tiefsten Höllenpfuhl verdammten. Strassburgs Theologen aber waren damals gerade in eine Bahn eingelenkt, welche diese Universität zum „Herde des strengsten lutherischen Feuereifers“ machen sollte. Diese donnerten jetzt von den Kanzeln herab gegen ihn und suchten seine Stellung zu erschüttern. Sein starker Schutz und Schirm, zugleich ein lieber Freund, war ihm dagegen der wackere Ammeister Peter Storck. Er wird wohl den Beschluss des Rates mit veranlasst haben:*) „Magister Mathias Bernegger hat ein Buch ausgehen lassen *Tuba pacis* wider Schioppium den Apostatam so er gleichwol niemandem dedicirt sonder *ad lectorem* sein praefation gericht aber doch durch sein Handt den Herren *Praetoribus consulibus et senatoribus* dedicirt. dabei seine person *et doctrina* seher commendirt, wiewol er ohne das also bekannt, dass weiterer commendation nit vonnöten. Ist erkandt: Man soll Ime zwölff goldgulden lassen zukommen und verehren.“ Nicht geringere Anerkennung fand er auswärts. Der geniale Professor Wilhelm Schickardt, eine der liebenswertesten Erscheinungen dieser Zeit, schreibt ihm nach überschwenglichen Worten des Dankes:**) „Was die Widersacher anlangt, so freue ich mich sehr, dass ihre drohenden Versuche in Rauch aufgegangen sind und die gute Sache triumphiert hat. Heil dir, mein Bernegger, fahre fort unter glücklichen Auspizien oder vielmehr unter Christi Schutz und schreib noch vieles derart, woraus die Nachwelt lernen mag, dass mitten in dieser speichelleckerischen Zeit es Männer gegeben hat, welche die Wunde berührten und die Wahrheit freimütig und beherzt bekannten.“ Andere

bewogen ihn auch, den zweiten Teil der Tuba, nachdem er schon fast vollendet war, ins Feuer zu werfen. Er sollte das bald bedauern, da er den Stoff gut zu einer neuen Entgegnung auf Roest hätte gebrauchen können. (Brief an Frencking 27. Nov. 1625.)

*) Prot. XXI, 1621, Fol. 80b.

**) Epist. W. Schickarti et M. Berneggeri mutuae. 25. Dez. 1621.

priesen die in dem Buche zu Tage tretende Gelehrsamkeit und bewunderten entweder das bunte und kunstvolle Mosaik klassischer Citate oder die Fülle des geschichtlichen Stoffes, der in der That ungefähr alles berührt, was gegen das Pabsttum vorgebracht werden kann, und eine ziemlich genaue Darstellung der Ereignisse seit dem Passauer Vertrage enthält, oder die gediegene und dabei geistvolle, oft witzige Art der Darstellung.

5. ENTGEGNUNGEN UND NACHKLÄNGE.

Natürlich durfte die Schrift katholischerseits nicht unerwidert bleiben, doch dauerte es lange, bis eine Entgegnung veröffentlicht wurde. Scioppius blieb stumm, aber den Molsheimer Jesuiten gebot der Ruf und die Erhaltung ihrer jungen Lehranstalt sich der auf sie niederfallenden Keulenschläge zu erwehren, gebot aber auch die Klugheit der damaligen politischen Lage Rechnung zu tragen und vor der Hand den Zorn der Strassburger nicht weiter zu reizen. Denn 1621 fiel Mansfeld ins Elsass ein und seine Hand lastete schwer auf das Land, besonders aber auf die katholischen Ortschaften.

Erst im Herbst des Jahres 1625 veröffentlichte Roest eine Schrift *pro jure canonico.* Er griff hier Bernegger und die Strassburger überhaupt so grob an, dass, wie wenigstens die Strassburger gehört haben wollten, der bischöfliche Statthalter zu Zabern selbst den Verfasser, „*als er zu Mainz durchgezogen*“ eindringlich „*ermahnt*“ haben soll. „*Zur Erhaltung der Statt und Akademie reputation* hielt es aber die Akademie *hochvonnöten diese vermeintliche refutation zu widerlegen*, und Bernegger erbot sich, trotzdem er von einem andauernden gichtischen Leiden heimgesucht wurde, sofort „*Roest's Schmähschrift mit Gottes Hülf dermass zue refutiren, dass weder Herr Statthalter noch jemand anders vermerkt offendirt werden solle wann mans ihm zulasse.*“ Doch scheint die Widerlegung von Amts wegen dem seit kurzem nach Strassburg berufenen Theologen Thomas Wegelin übertragen worden zu sein, der sich anheischig machte, „*obahngedeute newausgangene Scarteckh allerdings zu genügen zu enerviren*“

und deshalb um Befreiung von drei *ordinariis Lectionibus et disputationibus* bat. „*Dabei er aber erinnert sein soll der personalien halber sich nicht zu weit ein- und auszulassen, auch das Werkh möglichst zu befördern.*“ Indessen spricht auch Bernegger öfter von einem ausdrücklichen Gebot seiner Oberen, das ihn zwinge sich weiter mit der Sache abzugeben.

Wie sehr er sich unterdessen in die staats- und kirchenrechtlichen Fragen vertieft hatte, welche damals leidenschaftlich erörtert wurden, das beweist die Herausgabe des Tractates Leopolds von Bebenburg „*de juribus regni et imperii Romanorum*“, zu dessen Bearbeitung er von den Strassburger Ratsherren Daniel Osinger und Josias Glaser veranlasst wurde. Diese hatten das Werk handschriftlich aus dem Nachlasse Marquard Frehers samt dessen Noten dazu erhalten und Bernegger, freudig erregt über die Thatsache, dass hier ein hochangesehener katholischer Bischof des 14. Jahrhunderts so klar und gründlich, so offen und ehrlich die päpstlichen Ansprüche widerlegt, ging mit Eifer daran, dasselbe druckfertig zu machen. Das Buch erschien Anfang 1624 unter dem Titel:

> Lupoldi de Bebenburg . . . Episcopi Babenbergensis, Tractatus de juribus regni et imperii Romanorum ad fidem antiquorum codicum integritati suae restitutus. Adjectus est ob argumenti similitudinem Hieronymi Balbi, episcopi Gurcensis, de coronatione liber ad Carolum V. quibus nunc demum accessere Marquardi Freheri notae posthumae in Lupoldum. Accurante Mathia Berneggero. Argentorati Typis Rihelianis MDCXXIV.

Nach der Dedication an den pfälzischen Rat Michael Lingelsheim,*) der seit 1621 durch die Kaiserlichen aus Heidelberg vertrieben, bei Bernegger Aufnahme gefunden hatte und

*) Georg Michael Lingelsheim, geb. in Strassburg am 9. Dez. 1556 als Sohn des Lehrers am Gymnasium Theobald Lingelsheim, war seit 1584 Erzieher des pfälzischen Kurprinzen Friedrich IV., dann dessen politischer Beirat. Genaueres über ihn bei Reifferscheid, Quellen z. Gesch. d. geist. Lebens in Deutschl. I. Briefe G. M. Lingelsheims u. s. w. Heilbronn 1889.

ihm bei der Arbeit zur Seite stand, kommt eine *epistola nuncupatoria* von Jacob Wimpheling; welcher im Jahre 1508 dasselbe Werk herausgegeben hatte, und Notizen über den Verfasser. Der Tractatus, begleitet von den Noten Frehers, die zumeist geschichtlichen Inhalts sind, behandelt das Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum und führt den Beweis, dass die Stellung und die Rechte des römischen Königs oder Kaisers über Italien ebenso wie über die anderen Provinzen des Reiches allein beruhen auf der Wahl durch die Kurfürsten, unabhängig sind von der Bestätigung des Papstes. Ganz ähnlich, nur in weniger scharfem und knappem Gedankengang verläuft die Schrift des Hieronymus Balbus „*de coronatione*". Balbus, ein begeisterter Anhänger Karls V. in dessen Streite mit dem Papste, sucht nachzuweisen, dass aus dem Umstande, dass der Kaiser sich gewöhnlich in Rom vom Papste krönen lasse, keineswegs ein Abhängigkeitsverhältnis desselben vom Papste herzuleiten sei, sondern dass das Kaisertum unmittelbar von Gott herkomme und dem Papsttum nebengeordnet sei. Er steht so ganz auf dem Standpunkte der s. g. *Constitutio* Ludwigs des Bayern, die er im neunzehnten Kapitel wörtlich anführt und die auch für Bernegger in seiner *Tuba* ein Gegenstand begeisterter Anerkennung war. An diese Abhandlung hat Bernegger noch angehängt ein *Vaticinium* desselben Balbus über die zukünftigen Nachfolger Kaiser Karls V., welches allerdings weiter nichts ist als ein sehr weitschweifiger Dithyrambus auf Karls V. und Ferdinands I. erhoffte Siege über die Türken und die übrigen Reichsfeinde. Von Bernegger selbst rührt sonst nur die Schlussnote zu Frehers Erläuterungen her, in welcher er mitteilt, dass dieselben nicht ganz abgeschlossen seien, dass Freher ausserdem noch beabsichtigt habe, eine *Chronica Francorum*, umfassend die Jahre 741 bis 1139 sowie *Commentarios Teutonicae linguae* zu veröffentlichen, und etwaige Besitzer des letzteren handschriftlichen Werkes dringend bittet, dasselbe der litterarischen Welt nicht vorzuenthalten, ferner eine übersichtliche Zusammenstellung des Inhaltes der neunzehn Kapitel, in welche das Werk Bebenburgs zerfällt, ein Sachregister und endlich

die Stichworte am Rande. Die Bemerkung über Frehers *Commentarii linguae Teutonicae* bekundet von neuem, dass Berneggers nationaler Sinn sich auch dem Studium der deutschen Sprache zuwandte. Möglich dass sein Aufruf Gehör fand und dass ein von ihm verfasstes *Lexicon Germanicum (cum adagiis nonnullis Latinis)*, das nicht veröffentlicht worden, aber handschriftlich sich auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet, auf Frehers Commentarii zurückgeht. Deutsche Wortkunde, von Deutschen in lateinischer Sprache dargestellt — ein Zeichen jener Zeit!

6. DIE DEKANATSREDE 1624.

Solche Beschäftigung mit gediegenen Schriftwerken der Vergangenheit behagte dem wissenschaftlichen Sinne Berneggers, der zwar leicht zu erregen, aber aller Schärfe abhold und im Grunde eine höchst friedfertige Natur war, weit mehr, als das hässliche, unfruchtbare Gezänk, das jetzt von konfessionellen Eiferern unermüdlich fortgesetzt wurde. Versöhnung, Duldung war sein Streben lebenslang. Von diesem Geiste giebt er gleich im Jahre 1624 in der Rede einen Beweis, die er am 8. April als Dekan bei der Magisterpromotion hielt. Dieselbe, ein rhetorisches Kunststückchen, in dem im Laufe einer geistvollen Plauderei voll heiteren Witzes und ergreifenden Ernstes siebenmal das Thema in allmählich immer deutlicher werdenden Tönen angekündigt, aber immer wieder fallen gelassen wird, bis es endlich in der zweiten Hälfte zu einer mehr aphoristischen Behandlung kommt, erörtert das Wesen der *Amnestie* als eines Heilmittels gegen das jetzige Elend des Vaterlandes. Wenn er im Eingange seine Verlegenheit äussert, noch Stoff für eine Promotionsrede zu finden, nachdem seit über sechzig Jahren bei derselben Gelegenheit bereits über alles Mögliche gesprochen sei, wenn er sich dann entschliessen will, nach Art des Chalcidensers, der dem Flaminius die verschiedensten Gerichte, alle aus Schweinefleisch zubereitet, vorsetzte, auch eine von einem andern früher gehaltene Rede in etwas veränderter Form aufzutischen, schliesslich aber diesen Einfall

wieder aufgiebt*) und bei dem Mangel an eigenem Stoff zu einem fremden greifen will, fremd aber der gewohnten Art, wie sie bei diesen Preisverteilungen gebräuchlich war, so scheint darin eine Verspottung der höchst zopfigen Beredsamkeit enthalten zu sein, die Jahr aus Jahr ein mit derselben langweiligen Feierlichkeit denselben Kohl wieder aufzuwärmen pflegte. Er will jetzt einmal ein Thema behandeln, das für diese Gelegenheit zwar ungebräuchlich, aber für die gegenwärtigen Verhältnisse sehr passend sei und sich beziehe auf das, was „wir tagtäglich mit eigenen Augen und Ohren wahrnehmen“. „Die Kirche ist durch verderbliche Meinungsver-„schiedenheit zerrissen und schmachvoll zerspalten, die Stände „und Staaten haben sich nicht nur selbst durch den Bürger-„krieg jämmerlich zerfleischt sondern von auswärts noch „fremde Völker herbeigerufen, um sich mit barbarischer Ro-„heit ausplündern zu lassen. Dazu kommt ein Unheil, noch „schlimmer als aller Krieg, die unerhörte Münzverschlechterung „und überdies eine nie gekannte Teuerung.**) Wahrlich solche „Zustände zwingen jeden vaterlandsliebenden Deutschen auf „Abhilfe zu sinnen.“ Er hat nun ein Heilmittel gefunden, und nach langem, spannendem Umschweif teilt er es mit: es ist die berühmte Medizin *Nepenthes*, oder „um nicht die Geheimnisthuerei der Ärzte nachzuahmen“, nennt er es endlich „ἀμνηστία, *oblivio*, oder wie die Deutschen sagen, welche mit „barbarischen Lauten den Glanz ihrer Muttersprache verun-„zieren, *Perdon*“. Nachdem er den Wert dieses Heilmittels durch einen *senatus* berühmter Männer hat bezeugen lassen, kommt er endlich zur eigentlichen Besprechung und giebt zunächst eine Definition der Amnestie, dann eine Beweisführung von ihrer segensreichen Wirkung durch Beispiele aus der Geschichte, der *scientia politica*, von Thrasybul bis auf Kaiser Ferdinand I. und den Passauer Vertrag. Dann will

*) Dagegen hat er gerade in diese Rede grosse Stücke wörtlich aus früher gehaltenen eingesetzt.

**) Ausführliches darüber findet sich unter anderm in den Mitteilungen d. Gesellschaft f. Erhalt. d. geschichtl. Denkmäler im Elsass. II. Folge, Bd. 15, 1892, S. 49.

er eine *argumentatio logica* folgen lassen, doch entzieht er sich derselben und schliesst dafür mit einer schwungvollen Mahnung an die Fürsten Deutschlands, sowohl protestantische als katholische, zur Versöhnung, zum Frieden: „Höret nicht „auf jene Carier, deren Weizen blüht im Unglück der Völker, „sondern höret auf uns, die Euch zu mildem Walten rufen, die „inbrünstig: „Frieden, Frieden“ schreien, jenen süssen Klang, „den nur der Wüterich nicht hören mag, und verzeiht den „Irrungen, vergesset das Unrecht.“ Dieses letzte Stück hat Bernegger offenbar aus dem zweiten Teile seiner Tuba entnommen, ebenso wie die darauf folgende Magisterweihe und auch der Eingang der Rede fast wörtliche Wiederholungen aus der Promotionsrede vom 22. Juni 1619 sind. Er hat sich's also hier recht leicht gemacht, aber gerade darum erkennt man aus dieser Rede deutlich, wie gross seine natürliche rednerische Begabung war, wie leicht es ihm wurde, durch geistreiche Plaudereien die Zuhörer zu fesseln. Und ferner ergiebt sich aus dem Grundgedanken der Rede, wie sehr er erfüllt war von dem Wunsche nach Frieden im Reiche, nach Versöhnlichkeit auch in konfessionellen Dingen, wie wenig er also Verlangen trug, selbst thätig an der Fortsetzung des alten Streites sich zu beteiligen.

7. DER ANTIROESTIUS.

Zudem hatte er damals die Absicht, endlich einmal in seine Heimat zu reisen, wo die Geschwister der Erbteilung wegen nach seiner Gegenwart verlangten. Unterdessen waren nämlich seine Eltern gestorben, die Mutter im Februar dieses Jahres, der Vater schon fünf Jahre vorher. Kepler hatte ihm schon früher, als er das Idolum Lauretanum schrieb, davon abgeraten, zumal unter den obwaltenden politischen Verhältnissen den Zorn der Jesuiten auf sich zu ziehen, jetzt wiederholte er seine Warnungen und Bernegger erkannte wohl, dass die Sache gefährlich werden könnte. Darum hoffte er auch, dass die Molsheimer Gegenschrift gar nicht veröffentlicht würde und dass die Ankündigung derselben, die ihm Anfangs

1624 zugegangen war, nur ein Schreckschuss sein sollte. Aber als dem nicht so war, als er sich genötigt sah, den einmal begonnenen Kampf fortzusetzen, da machte er sich zunächst frisch ans Werk. Roest hatte in seiner Apologia sich gegen Vergerius und seine Beweisführung bezüglich der Maria von Loretto gewendet und sich dabei hauptsächlich auf die dort geschehenen Wunder gestützt. Jetzt wollte Bernegger den Nachweis liefern, dass diese Wundergeschichten grösstenteils nur Nachahmungen der im heidnischen Altertume über die Diana von Ephesus und andere Götzen verbreiteten Sagen seien, wie er es im letzten Kapitel seines Idolum Lauretanum schon angedeutet hatte. Dabei hätte ihm der zweite Teil seiner Tuba gute Dienste leisten können (vergl. S. 191). Bald aber erlahmte der Eifer, die Unlust nahm zu. Eine lange Krankheit machte bis Januar 1626 alles Arbeiten unmöglich und im Sommer machte während eines fünfwöchentlichen Aufenthaltes in Wildbad der Verkehr mit Valentin Andreae, Gruter und anderen gleichgestimmten Seelen, die, seufzend unter dem Elend des Krieges, sich nach Frieden sehnten, ihm das Unternehmen erst recht zuwider. Im Juli fesselt ihn nur das Gebot der Vorgesetzten und die Mahnung der Freunde daran. Keplers Warnung beherzigend, sucht er alle Schmähungen und scharfen Ausdrücke zu vermeiden. Bald aber liess er die Arbeit wieder liegen. Eine böse Augenentzündung, mancherlei Krankheit, Not und Sorge, die bei dem jammervollen Zustande der von Epidemieen und Kriegsnot heimgesuchten Stadt auch sein Haus nicht verschonten, vor allem wohl seine Berufung auf den durch Florus' Tod erledigten Lehrstuhl der Beredsamkeit, die im Herbste dieses Jahres erfolgte, waren Schuld daran. Erst in den Osterferien kann er sich ihr wieder widmen, und Anfangs Juni ist das Werk so ziemlich vollendet und auch zum grossen Teil schon gedruckt. Es enthielt, wahrscheinlich unter dem Titel „*Antiroestius*“, erstens das „*Idolum Hallense*“ des Denaisius, zweitens Thomsons „*Idolum Aspricolle seu Sichemiense*“;*) daran schloss sich die Neubearbeitung seines

*) Vergl. darüber Bibliographie Lipsienne, Gand 1886. Première Serie II, S. 167 ff., besonders S. 169.

Idolum Lauretanum, in welcher das Abhängigkeitsverhältnis dieses Mariadienstes von der Verehrung der Diana von Ephesus wohl eingehender dargetan wurde. In besonderen Anmerkungen verteidigte er die einzelnen von Roest angegriffenen Stellen. Was den Ton anbetrifft, so enthielt die Schrift, wie sehr sich auch Bernegger bemühte Keplers Rat zu befolgen, doch manches scharfe Wort gegen Papst und Jesuiten. Es ging eben nicht anders. So war die Veröffentlichung nahe bevorstehend, da erhielt er noch eine letzte Warnung seines treuen Kepler mit dem Hinweis auf das Schicksal des Tübinger Theologen Thummius, welcher in einer Streitschrift, „ob ein evangelischer Christ auf begehren und nötigen weltlicher Obrigkeit mit gutem gewissen zur päbstlichen Religion sich begeben könne“, den Päpsten vorgeworfen hatte, dass sie nicht selten blutschänderische Ehen befördert, und unter den Beispielen die Ehe Philipps von Spanien sowie die des Erzherzogs Karl mit Schwestertöchtern angeführt hatte. Infolge dessen ward er auf Verlangen des Kaisers gefangen gesetzt.*) Bernegger wurde ängstlich, glaubte aber nicht mehr zurück zu können, denn der Drucker hätte sonst auf Schadenersatz geklagt. Zum Glück schuf ihm einen guten Vorwand, die Vollendung des Druckes hinzuzögern, der griechische Bischof Metrophanes Kritopulos, der, wie später besprochen werden wird, sich zwei Monate bei ihm aufhielt, sowie die Rede, die er zu Ehren des am 22. Mai verstorbenen Ammeisters Peter Storck zu halten hatte und die ihn bis Ende August in Anspruch nahm. Jedoch im Oktober war er wieder mit der „Lumperei“ **) beschäftigt, hatte aber den Drucker überzeugt, dass es in seinem eigenen Interesse läge, mit der Veröffentlichung noch zu warten, „bis dieses Unwetter vorübergerast wäre, das selbst dem beherztesten Manne die Notwendigkeit zu schweigen auferlege“.***)

*) Vergl. Reifferscheid zu 279, 13 ff.

**) Vergl. Brief an Zincgref 31. Okt. 1627 (abgedruckt bei Reifferscheid No. 257) *Omnium amicorum litterae super unam, quod dicitur,* myconum *a me silentio transmissae sunt . . . propter illum reste dignum Roestium, qui uno alteroque loco Thuanum atrocissime perstringit.*

***) Ebenda.

So schob er die Sache auf die lange Bank, ohne sie ganz aufzugeben. „Wenn dem Himmel Deutschlands seine Heiterkeit und der Wahrheit die Freiheit zurückkehrt, soll es erscheinen, ob sie aber," fährt er fort, „jemals zurückkehren wird, das müsse Kepler, der ja durch die Voraussage des gegenwärtigen Unheils sich als Sternkundiger bewährt habe, am besten wissen; er bitte ihn sehr, seine Ansicht darüber ihm mitzuteilen." Kepler erfüllt ihm diese Bitte in geheimnisvoll-scherzhafter Weise.*) Der *Antiroestius* aber erschien nicht.

8. ORTHODOXIE UND SYNKRETISMUS.

Damit ist es zu Ende mit Berneggers Streitschriften gegen Papsttum und Jesuiten. Wenig Freude hat er an denselben gehabt; vielmehr hat die hauptsächlichste, die *Tuba*, wenn sie auch seinen Namen weithin bekannt machte, ihm bittere persönliche Feindschaften zugezogen, weniger von den thatsächlich Angegriffenen, den Jesuiten, als unter seinen eigenen Mitbürgern und Amtsgenossen. Jene waren viel zu vernünftig, um aus dem Zwiste mit einem machtlosen Professor viel Wesens zu machen; mit hochgestellten und einflussreichen Männern hatten sie es zu thun, einen Ludwig Camerarius, einen Michael Lingelsheim, die Berater des Pfälzer Kurfürsten, verfolgten sie unermüdlich durch Schrift und Wort, gegen die Hofprediger der protestantischen Fürsten und die massgebenden Pfarrer der Städte boten sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf, aber den philosophischen Professor und Büchergelehrten konnten sie eher in Ruhe lassen. Auch mochten sie wissen, dass er schon von seinen eigenen Glaubensgenossen genug geplagt würde, oder hoffen, den im gegnerischen Lager ausgebrochenen Zwist für ihre Zwecke benutzen zu können, indem sie sich mit Bernegger auf guten Fuss zu stellen suchten. Wie dem auch sein mag, es dauerte nicht lange, so sehen wir Bernegger, der viel zu gutmütig, vertrauensvoll und

*) Vergl. Epistolae J. Kepleri et M. Berneggeri. Argentor. 1672, S. 120 f., 126 f.

zu jeder Versöhnung bereit war, um nicht in die dargebotene Hand mit Freuden einzuschlagen, und den Molsheimer Jesuitenpater Georg Herber in freundschaftlichem Briefwechsel mit einander und sich gegenseitig wichtige Gefälligkeiten erweisen; während hingegen die Strassburger Theologen, die immer mehr in das Fahrwasser des engherzigsten Luthertums hineingerieten, zum grossen Teil ihn sein Leben lang mit steigender Erbitterung verfolgten, und dem stillen und bescheidenen Manne, der nur in leisen Klagen, hie und da auch in verstohlenem Spott seiner Stimmung Luft machte, alles mögliche Herzeleid anthaten, weil sie in ihm einen Vertreter des sog. Synkretismus erkannten.*) Machten es ihm diese Leute doch schon zum schweren Vorwurf, dass er den gefeierten Rechtslehrer Dionysius Gothofredus, einst selbst eine Zierde der Strassburger Universität, der durch die Kriegsereignisse aus Heidelberg vertrieben wurde, als dankbarer Schüler in seinem Hause aufnahm, ihn bis zu seinem Lebensende pflegte und auch der greisen Wittwe trotz aller Anfechtungen und Sorgen noch zehn Jahre lang bei sich eine gastliche Heimstätte für ihren Lebensabend sicherte.**) Aus denselben Kreisen erhoben sich, als ihm die Professur der Beredsamkeit übertragen werden sollte, Bedenken dagegen wegen seiner „Religion“,***)

*) Am deutlichsten drückt sich Bernegger darüber in einem Briefe an Joh. Buxtorf aus (16. Januar 1630, abgedruckt bei Reifferscheid zu 321, 29): *Pridem enim callum obduxi ad calumnias illas, quae me ob solam illam causam, quod repositis liticulis in Christo unice nobis conspirandum statuo, tanquam Calvinistam aut certe cryptocalvinistam apud nostrates traducit* (sic!). *Ea nimirum sica est, qua bonorum et pacis amantium innocentia solet ab hypocritis illis confodi.* Hier macht er sich auch lustig über die Angst des Theologen Dorsche vor dem Verdachte calvinistischer Neigungen, weil er eine deutsche Übersetzung der *Confessio* des Cyrillus veröffentlicht hatte.

**) Brief Berneggers an Val. Andreae: *Vidua Gothofredi domi meae est obtrectantibus mihi iis qui religionis odio ne quidem exulum misereri solent.*

***) Auch Gruter wurde von den Strassburgern deswegen zurückgewiesen, *quod non purus Lutheranus ... audiret.* (Brief Berneggers an Kepler, 23. Febr. 1627.)

und als im folgenden Jahre ein Schüler von ihm eine Disputation halten wollte, die vielleicht etwas religiöse Toleranz durchblicken liess, aber jedenfalls vom Dekan genehmigt war, auch von einsichtsvollen Theologen, wie dem Strassburger Johannes Schmid, dem Augsburger Peter Meuderlin, in nichts beanstandet worden, so legten die Strassburger Pfarrer dagegen Verwahrung ein und Bernegger fügte sich ihnen und unterdrückte die Abhandlung. Doch weit entfernt, sich durch diese Nachgiebigkeit besänftigen zu lassen, fielen sie in Privatgesprächen und auf den Kanzeln über die Schrift und deren Verfasser als Epicuräer, Gottlose, Verworfene her.*) Schliesslich wurde selbst Johannes Schmid, von dem Tholuck**) ein Idealbild entwirft, gegen ihn aufgehetzt und war im Jahre 1631 im Stande, dem langjährigen Freunde eine bittere Kränkung zuzufügen. Er beschuldigte ihn, als gestatte er seinen Convictores alle möglichen Schändlichkeiten, und setzte es durch, dass Bernegger von den Scholarchen in Gegenwart der Dekane eine scharfe Rüge erhielt.***) Es mag daher nicht

*) Briefe Berneggers an Schickardt, 17. Nov. 1627, und an Meuderlin, 10. Apr. 1628.

**) Tholuck, A., Lebenszeugen der lutherischen Kirche. Berlin 1859, S. 217 ff.

***) Auch im folgenden Jahre klagt Bernegger: *imprimis ordinis demagogici principes, ferocissimos duos iuvenculos, inimicos experior . . . qui per emissitios etiam latebras domus meae rimantur ac semper inveniunt, quod apud plebeculam suam, ubi maxime potentes sunt, apud magistratum etiam in me culpent.* (Brief an Robertin 17/27. Juli 1632.) Wie ängstlich selbst die Regierung in diesen Dingen war, zeigt ein Brief Berneggers an Kepler vom 23. Febr. 1627. Es wurde damals eine etwaige Berufung des Astronomen erwogen und Bernegger war dessen Vertreter in dieser Sache. Darüber schreibt er: *non omisi secreto cum primario Scholarcharum nostrorum* (wohl Franz Rudolf Ingoldt) *agere: at illico responsum hoc tuli sparsam de* ἑτεροδοξία *tua famam. Cumque postea tradito tuae confessionis quod adhuc mihi supererat exemplo conarer aliud ei persuadere, vidi ipsum terribilem illam tuam generis neutri belluam gravius metuere quam ut offensam eius vel levi suspicuncula contrahere ausit.* Die Stelle ist in der gedruckten Ausgabe (*Epistolae J. Keppleri et M. Berneggeri mutuae.* Argent. 1672) vorsichtiger Weise ausgelassen.

allein die finanzielle Notlage der Stadt sondern auch die Abneigung massgebender Personen die Ursache gewesen sein, dass er Jahre lang keinen Pfennig Gehalt erhielt. Man wollte ihn als einen *homo nescio cujus religionis* und *peregrinus* aus der Stadt haben, und nur seine bescheidenen Lebensverhältnisse und sein schweigendes Dulden schützten ihn vor demselben Schicksale, das seinen Kollegen und Freund, den Juristen Joachim Cluten, traf. Derselbe hatte sich durch sein stolzes, die Strassburger offenbar wenig anmutendes Wesen, durch die derbe Offenheit und Geradheit, mit der er seine Meinung zu äussern pflegte — er war ein geborner Mecklenburger — manche Feinde geschaffen und schliesslich gingen unter dem Drange der Kriegsnot die Leidenschaften so hoch, dass er hochverräterischer Verbindungen mit den vor Breisach lagernden Kaiserlichen bezichtigt und im Januar 1634, trotz der Fürbitte der Professoren, welche auf seine grossen Verdienste als Lehrer hinwiesen, mit Frau und Kind vertrieben wurde.*) Die Kriegsnot, die aufgeregte Zeit, die Verhetzung verschärfte die konfessionellen Gegensätze: Gruter wurde eine akademische Gedächtnissfeier versagt, und in einem Bedenken der philosophischen Fakultät vom 7. November 1634 betr. die *Adjuncti philosophiae*, heisst es: *Es kann sich auch schicken in tanta licentia disputandi, dass ein Lulianer, Ramist, Paracelsist, Keplerianer, Copernicaner, oder auch aus den Alten ein Platonicus, Stoicus, Epicureus . . . ein jeglicher seinen eigenen Schwarm würdt wollen ausbreiten und in die Jugend stecken. Was würde das für eine Confusion in die Jugend bringen!* Zwar als im Frühjahr 1635 der einflussreiche Rats- und Schulherr Prechter, sein verbissener Widersacher, eine Kreatur der beiden theologischen Heissporne Dorsche und Dannhauer, das Zeitliche segnete, glaubte er aufatmen zu können, doch er hatte sich getäuscht; bald wusste man ihm wieder Neues anzuhängen, dass er als Ordner des Cluten'schen Nachlasses nicht sorgfältig genug verfahren

*) Ausführliches über diesen Process enthalten die Acta academica im St. Thomasarchiv.

sei, dass er tief in Schulden stecke und ähnliches, und es erforderte die ganze stolze Energie Berneggers, wie sie nur ein gutes Gewissen und die Not erzeugen kann, diese Erbärmlichkeiten zu entkräften. So wurde er bis zu seinem letzten Augenblicke, kann man sagen, — denn kurze Zeit nach diesen letzten Kränkungen überfiel ihn das Siechtum, von welchem ihn erst der Tod erlösen sollte — mit bissigem Hasse verfolgt und gepeinigt nur deshalb, weil er den engherzigen, kurzsichtigen und selbstsüchtigen Verfolgungswahn der orthodoxen Lutheraner nicht teilte, sondern unentwegt seinen toleranten und synkretistischen Standpunkt festhielt.

Denn wenn man frägt, wie sich Bernegger diesen Angriffen gegenüber verhielt, so findet man zwar oft bittere Klagen, zuweilen vermischt mit harten Urteilen über seine Widersacher, oft auch zieht er es vor, still und schweigend zu leiden, um jene nicht noch mehr zu reizen,*) dann wieder bedauert er, dass er durch Veröffentlichung seiner religiösen Ansichten sich den Hass zugezogen, niemals aber findet man eine Spur davon, dass er dieselben aufgegeben habe. So stellt er Keplers Not ein Unterkommen zu finden, die glänzende Aufnahme gegenüber, welche Hugo Grotius in Frankreich zu Teil geworden trotz der Verschiedenheit der Religion, „deren Einigung hier so viele, aber heuchlerisch und allzu schroff verlangen, dabei aber oft die besten Männer auf unwürdige Weise quälen“.**) Er nennt zwar seine Tuba öfter ein *infelix scriptum*, das ihn reue, aber wie er im Jahre 1623 keinen Grund einsieht, seine Ansicht zu ändern, so erklärt er auch im Jahre 1634, weil es einmal ausgesprochen sei und nicht widerrufen werden könne, so müsse er sich in seine selbst-

*) *silendo quidem et latendo me vindicare conor. Frustra.* Brief an Virdung, 7/17. Juli 1632.

**) Brief an Kepler, 23. Febr. 1627: *Hugonem Grotium, cum Belgio suo excessisset, in Gallia scio per summum otium studiis jam vacare, luculento Regis stipendio conductum non obstante diversitate religionis,* cuius συμφωνίαν dum multi iique fere hypocritae rigide nimis exigunt, optimos saepe magnosque viros indigne premunt. (Der letzte Satz ist im Druck fortgelassen.)

geschaffene Lage schicken und baue auf den Schutz einiger einflussreichen Freunde. Zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten, in Briefen, in Reden, in Disputationen, spricht er, sich immer gleich bleibend, seine Überzeugung dahin aus, zunächst die entzweiten protestantischen Konfessionen, dann aber auch die Katholiken und Protestanten Deutschlands müssten sich mit einander vereinen und Schulter an Schulter kämpfen gegen die *belua Capitolina*, gegen Jesuiten und spanische Herrschsucht. Ja selbst die griechische Kirche will er zur Mitstreiterin in diesem Kampfe gewinnen.*)

Darum nimmt er es dem Herzoge von Württemberg nicht übel, dass er, um sein armes Land von den Drangsalen des Krieges zu erlösen, mit den Katholiken Frieden geschlossen.**) Das sei überhaupt der einzig mögliche Weg zum Frieden, wenn einsichtsvolle Fürsten mit scharfer Hand niederdrücken die Streitsucht der Theologen und im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt sich die Hand zum Bunde reichen; denn

*) Brief an den Professor Ludw. Lucius in Basel: *Animum tuum adeoque bonorum omnium ex meo metior, nihil quicquam exoptans magis, quam videre diem illum, qui nos lamentabili ac prope dixerim exsecrabili, certe non necessario et quod nunc eventus docuit, in publicum exitioso dissidio divulsit hactenus, amabili et fraterna pace, vel per ecclesiam orientalem ceu tertium intervenientem (quando ea* φιλονεικία *nostra est et odiorum acerbitas, ut neuter velit alteri cedere) componat iterum animis viribusque junctis dehinc in beluam illam Capitolinam novas heu vires resumentem, ituros.* — Abgedruckt bei Reifferscheid S. 848.

**) Brief an Schickardt, 26. Juli 1631; ähnlich schreibt er an Buxtorf, 28. Sept. 1628: *Id tamen videre mihi videor, hanc esse si non unicam, certe praecipuam rationem exoptatissimae inter Evangelicos quos vocant instaurandae pacis, si partes, omissa utrinque Polemicorum scriptorum acerbitate, quae risui nos et ludibrio* τῶν ἐκ τοῦ ἑπταλόφου *communium hostium exposuit, hoc tandem scribendi genus amplectamur quod ad docendum aedificandumque sine ira et studio sit unice comparatum;* (Joh. Buxtorfi Catalecta. Basel 1707.) und an Chr. Forstner, 16. Dec. 1633: *Semper habui persuasum nec muto sententiam hunc sacerrimum rixandi morbum nunquam a theologicis, hoc est, morbosis ipsis, iri sanatum: cordati principes interveniant oportet, qui maxime quidem rationibus et autoritate sed nonnihil etiam imperio rem componant.*

diese Streitsucht sei der Grund alles Übels. Eifrig sammelte und verbreitete er unter den Freunden alle Schriften, welche zum Frieden, zur Versöhnung mahnten, gern erfüllte er, obwohl er die Gefahr nicht verkannte, im Jahre 1628 die Bitte Hugo Grotius', den von Johannes Hotomannus verfassten *Syllabus autorum irenicorum* herauszugeben und schrieb eine Vorrede dazu, in welcher er, wie er seinem Freunde, dem Molsheimer Jesuitenpater Georg Herber, bei der Übersendung des Werkes*) versichert, seine innerste Überzeugung zum Ausdruck gebracht hat.**) Das Buch hatte solchen Erfolg, dass Bernegger es schon nach wenigen Jahren neu auflegen musste und dass er im Jahre 1634 von Hotoman gebeten wurde, von des Andreas Fricius (Modrevius)***) Büchern *de emendanda ecclesia*, welche den gleichen Zweck verfolgten, einen Neudruck zu besorgen und ebenfalls mit einer entsprechenden Vorrede zu versehen, in welcher er alle christlichen Fürsten mahnen wollte, ihrer Pflicht zu gedenken und durch gegenseitiges Nachgeben in Glaubenssachen der Welt den Frieden zu geben. Auch dieser Aufgabe unterzog er sich mit gewohntem Eifer, ja er entschloss sich, einen eigenen Auszug aus dem Werke zu geben, um durch eine solche kurze Flugschrift noch mehr für die Verbreitung der heilsamen Anschauungen zu thun; indessen in Folge der Kriegsnot unterblieben schliesslich diese Veröffentlichungen. Die Gehässigkeiten der Strassburger Theologen aber haben ihn nicht daran gehindert, das bewies er durch Herausgabe des *Systema* Galileis und des daran angehängten Briefes des Antonio Foscarini (vergl. oben S. 82 u. 85), von denen er wohl wusste, dass sie ebenfalls bei jenen die schärfste Missbilligung finden würden.****)

An ihn als einen Hauptvertreter des Synkretismus wandte sich auch der Schotte Dury (Duraeus), der sein Leben der

*) Brief vom 22. Oct. 1631; abgedruckt bei Reifferscheid S. 855.

**) Das Buch ist leider nicht zu erlangen gewesen.

***) Vergl. Jöcher, Allg. Gelehrten-Lexikon III. S. 566.

****) Brief an Schickardt, 30. Mai 1634.

Einigung unter den Protestanten widmete*) und glaubte, dass „wenn er die Theologen der *ersten Stadt des Reiches* für seine Ansicht gewänne, die übrigen sich um so leichter seinem Vorschlage geneigt zeigen würden.“ Doch als Bernegger merkte, dass Dury zu gleicher Zeit auch mit Dannhauer in Verbindung trat (den er nachher *für ein Gottesgericht citirte*), schien ihm die Sache von vornherein aussichtslos. „Wie kann man,“ schreibt er am 26. Februar 1628 an Hugo Grotius, „auf glücklichen Erfolg hoffen, wenn man von den Kranken die Heilmittel der Krankheit begehrt? Kaum werden andere jenen edlen Versuchen mit mehr Bosheit ein Bein stellen als die Strassburger Theologen. Zwei von ihnen (Dorsche und Dannhauer) sind echte Streithengste und der dritte (Johannes Schmid) ist auch nicht viel besser, hat er doch erst kürzlich eine scharfe Schrift gegen die Calvinisten losgelassen.“ Höchstens hofft er mit Melanchthon, dass vielleicht die Fürsten die Sache in die Hand nehmen würden, „oder die alles heilende Zeit wird's bringen, oder die Not wird's zwingen.“

So hat er bis an sein Ende, den Blick auf das aus tiefen Wunden sich verblutende deutsche Vaterland gerichtet, für Duldsamkeit und Geistesfreiheit gewirkt, gekämpft und gelitten.

*) Vergl. Real-Encyklop. f. protestant. Theol. III., S. 774.

VII.

GYMNASIUM UND UNIVERSITÄT.

1. DIE SCHULE IM JAHRE 1619.

Wie unangenehm Bernegger die eben dargestellten konfessionellen Streitigkeiten waren, so bildeten sie doch nur kurze Unterbrechungen einer Thätigkeit, die sich mit immer grösserer Kraft und immer wachsenden Erfolgen der Wissenschaft und dem Unterrichte widmete. Er begann (1619) die Bearbeitung und lateinische Übersetzung der Historia Byzantina des Georgios Pachymeres (oder Pachymerius wie er ihn nennt) und behandelte darum diese neu entdeckte Geschichtsquelle, deren Manuscript ihm eben vom Genfer Buchdrucker Petrus Ruverius zur Veröffentlichung zugesandt war, in seinen Vorlesungen, ein Kolleg, das allerdings mehr seinen persönlichen Interessen entsprach als den Wünschen seiner Hörer. Bedeutender sollte er aber zunächst auf dem Gebiete des Unterrichts hervortreten. Drei Jahre lang hatte er als *visitator scholae* den Zustand des Gymnasiums gründlich kennen gelernt und manches gefunden, was der Besserung bedurfte. Denn die Revision vom Jahre 1604 hatte sich mit der Abänderung einiger Paragraphen der Leges begnügt, damit waren aber die Leistungen der Schüler nicht besser geworden, und oft werden Klagen der Lehrer über Zuchtlosigkeit der Schüler und unzureichende Besoldung, der Visitatoren über Unfähigkeit, der Schulherren über Unbotmässigkeit einzelner Lehrer laut. Äusserlich war dabei die Schule im alten Flore „und zehlete man“, wie es in einer Denkschrift vom Jahre 1614

heisst: „uf die 500 frembde Studenten“, die durchschnittlich jeder 200 Gulden, „gar manche aber uf die 500, 800, auch wohl über 100 fl. anwenden“. So konnte man schon seit 1610 an eine Erweiterung der Schule und Ausgestaltung zur Voll-Universität denken.

Ehe aber diese Angelegenheit selbst in die Hand genommen wurde, schien es notwendig, das bestehende Schulwesen in besseren Stand zu setzen. Und als Bernegger für das Jahr 1618—19 einstimmig zum Dekan erwählt worden war,*) hielt er es für seine Pflicht, darauf hinzuwirken, und es wurde zu einer umfassenden Neuordnung wenigstens der Anlauf genommen. „Nachdem unsere Herren Rhat und Einundzwantziger“, so heisst es im Erlass vom 17. Mai 1619, „von den Herren Schöffen gantz instendig ersucht, uf eine gedeyliche Verbesserung vieler bei hiesiger Schul eingeschlichenen und überhandt genommenen defectus undt mengel bedacht zu sein, undt aber diese defectus von Tag zu Tag je länger je sterker fortwachsen . . . das also die umb anderer geschäfft willen bis dato verschobene reformation desto nötiger und unentbehrlicher ins werk gesetzt werden muss . . . also ist ein Ausschus verordnet, für welchen alle Schulverwandten, so *professores publici* als *classici praeceptores* ihre bedenkhen in den bevorstehenden *feriis* abfassen und bis Quasimodo dem Cancellario einhendigen sollen. Dieselben sollen nicht anders als in anwesenheit undt gegenwart der hiezu verordneten vornehmen Regimentspersonen eröffnet werden, keinem zu verdruss misgunst oder nachteil entdeckt sonder vielmehr in müglicher enge und stille, in jeder verschonung gehalten werden.“ Die demzufolge aufgesetzten Bedenken sind noch sämtlich erhalten und geben ein höchst anziehendes Bild von dem Werktagsleben der Strassburger Schule und der Eigenart ihrer Lehrer.

Die Theologen, wie es ihres Amtes ist, klagen besonders über die Zuchtlosigkeit der Studenten, über das „Reyten,

*) Am 9. Januar 1619 erhielt er auch das durch den Tod des Juristen Joh. Mich. Beuther erledigte Canonicat im Thomascapitel, und rückte dadurch, jetzt erst, in die ordentlichen Professorstellen ein.

Fechten, Tantz, Ballenschlagen, Zechen und panketieren". Sonst ist Bechtold, der von zarter Gesundheit gewesen zu sein scheint, denn er starb bald darauf im 42. Lebensjahre, mit den Leges und der Schule zufrieden und „da er für seine person nichts weiss zu verbessern, begert er auch dieselbigen nicht mit unzeitigem rhat zu verderben." Hingegen die Pfarrer Faber und Schaller, welche als geistliche Inspektoren mit zu den „Schulverwandten" gehörten, klagen über die Saumseligkeit der Professoren: „sie sollen vleissig lesen und nit umb einer jeden schlechten und geringen ursach wöllen die lection verseumen;" Schaller auch über die mangelhafte Besetzung der theologischen Fakultät und über die ungebührliche Ausdehnung der Ferien, und die 10 classes müssen seines Bedünkens „durch und durch reformirt werden." Doch wie das geschehen soll, sagt er nicht. Darüber spricht sich aber Faber schon etwas genauer aus. Der Krebsschaden der Schule, den auch die meisten andern hervorheben, ist das „zu frühzeitig Progrediren der discipuli auss den understen Classibus in die obersten, ehe denn sie gelehrnet nur grammatice zu schreiben". Um die geringen Leistungen im Lateinischen, über welche ebenfalls die meisten übrigen Bedenken Klage führen, zu heben, macht er dann den Vorschlag, man sollte „neben den wochentlichen Exercitiis alle Tag, wo nit zwey doch einmal ein leichte Epistel ex Cicerone geben, jetz in das Tütsche zu vertiren, bald wieder auss dem Tütschen in das Latein zu transferiren, *non inspecto exemplari* und nachmals auss der fürgelegten Epistel Ciceronis Ihre Composition zu emendiren;" und fährt dann, wie es seine Art ist, deutsch und lateinisch durcheinander zu schreiben, fort: „*Et latine loquendi exercitatio neglegi non debet. Quod quo rectius fieri possit custodes constituendi erunt, qui et juniores germanice loquentes et grandiores ut germanismis, ut soloecismis vel denique barbarismis utentes annotent et ad magistros deferant*", ein aus Sturms Epist. class. entnommener Vorschlag. Der Theologe Tobias Speccer hingegen hält es für eine Förderung des lateinischen Unterrichts, wenn „die überaus schöne *paraphrasis poetica Davidis* anstat Horatii oder

Vergilii" eingeführt würde, ferner „*paraphrasis psalmarum Buchanani*", sodass von Sexta bis Prima jährlich je 25 Psalmen gelernt würden, und statt „*fabulas Aesopi, Dialogos Luciani, Orationes et epistolas Isocratis et Demosthenis*, welche soviel die *moralia* und *res ipsas* anbelangt, der Studirenden Jugend wenig nutz und erbawung gebracht haben, etwas *ex veteribus graecis patritiis Chrysostomo, Basilio, Athanasio, Nansiazeno, Theodoreto, Damasceno* oder *ex recentioribus, Augustana confessio Graece* oder τὸ πολίτευμα *Ecclesiae D. Martini Crusii* oder *ejudem corona anni* . . . daraus der jugend nit allein *phrases et idiotismi linguae graecae*, sondern auch *vera pietas* und *sincera religio* eingescherpft und bekandter möchte gemacht werden."

Speccer huldigt hier denselben paedagogischen Anschauungen, deren sich schon Sturm mit Mühe zu erwehren hatte, und lässt gleich seinen Kollegen von einer planmässigen und sich auf die ganze Schule erstreckenden Reform des Unterrichts nichts verlauten, nur für den Gesangunterricht zeigt er ein fachmännisches Interesse und macht zu dessen Hebung eingehende und zweckmässige Vorschläge.

Von den Medizinern weiss Saltzmann ebenfalls nur allgemeine Klagen über die schlechte Disciplin vorzubringen, die „ganz erloschen" sei, weil die Eltern ihre Kinder in der Schule nicht strafen liessen und nach Belieben von diesem oder jenem Fache Dispensation wünschten. Im weiteren giebt er ein recht anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der Studenten. „Die Publicos anlangend", klagt er, „weiss man bald nit mehr, ob es Studenten oder Soldaten seind und will der nahm Studiosus nichts mehr gelten sondern müssen lauter Cavallier sein, schwörmen durch als wenn sie weiss nit was verricht und den Goliath erschlagen hetten. Und ist gleichsam mit grosser beschwerdt zu erbarmen, das man muss sehen, wann die professores in das Colleg gehen, das Ihne die Cavallier in ihren stiflen und sporen begegnen ohne mäntel mit spiessgerten in der Handt, die sie sich dann nit schewen den professoribus vor der Nasen herumb zu fechten und mit der gerten zu gaukeln, das einer biss-

weilen nit weiss ob er sicher vor ihnen ist. Viele kommen gar nicht studirens halber her, verstehen das Jurament nicht aus Unerfahrenheitt lateinischer Sprach.“ Deshalb müssten die Leges vielfach verbessert und die Eidesformel verändert werden, als wenn darüber in den Leges nicht schon längst die schönsten Verordnungen gestanden hätten.

Mehr mit den Schulangelegenheiten beschäftigen sich die beiden Sebitz, Vater und Sohn, von denen der ältere trotz seiner achtzig Jahre eine bemerkenswerte Frische zeigt. Inhaltlich miteinander so ziemlich übereinstimmend, verlangen beide, wie die meisten der Professoren, dass Akademie und Gymnasium, Professores und Praeceptores von einander getrennt, ebenso dass die medizinische Fakultät von der philosophischen, mit der sie seit 1613 zusammengezogen war, wieder geschieden werde. Sodann wünscht der ältere, das die Ethik nicht allein aus Aristoteles, sondern auch aus Plato, Xenophon und anderen alten und neuen Scriptores genommen werde, und dass nicht die Disputationes alle auf einmal (Fastnacht bis Ostern) abgehalten, sondern auf das ganze Jahr verteilt würden; der jüngere verlangt, „man solte kheinem discipulo zugeben, dz er sich seines gefallens in das Examen, es seye *vernale* oder *autumnale* stellen dürffte, sondern die *praeceptores classium* dorüber erkhennen lassen“ und in den Classes sollte man „die *disciplos* mit übrigem Dictiren nicht beladen, sondern die *analyses authorum* kurz und summarischer Weis fürgeben verteutschen undt mit der repetition mehr Zeit als mit dem nachschreiben und excipiren zubringen“. Die Exercitia müssten verständiger angefertigt und sorgsamer corrigiert werden, die *orationes Ciceronis* und *Demosthenis* seien zu schwer, dafür sollten *Officia* und *dialogi Ciceronis de amicitia et senectute* gelesen werden, wie sie „M. Bentzius*) sel. Gedächtnis gar artig resolvirt und in kurze Erotemata gebracht“, und die *orationes Sallustii.* Auch die strassburger Grammatik, Syntax

*) Johannes Bentzius, ein Verwandter Melanchthons und Kaspar Peucer's, war Lehrer an der Strassburger Schule von 1572—1599. Seine *Epitome* ist schon S. 13 erwähnt.

und Prosodie, soll, wie er sich habe sagen lassen, unvollkommen sein, ebenso stände es mit der Unterweisung in Mathematik nicht gut. Speciell für sein Fach verlangt er mehr Gelegenheit zu *exercitiis anatomicis et botanicis,* insbesondere einen *hortum medicum,* um auch exotische Pflanzen den Studenten zu zeigen, während er jetzt nur Sommers mit ihnen botanisiren könne.

Sehr eingehend sind die Bedenken der Juristen, besonders Justus Meier erscheint auch auf diesem Gebiete als hervorragende Autorität. Nicht wie die Vorgenannten giebt er vereinzelte Beobachtungen und Wünsche, sondern in systematischer Darlegung erörtert er zuerst die Verhältnisse der Akademie im allgemeinen, dann die Lage der Lehrer, darauf die Schulzucht, endlich das Unterrichtsverfahren, und überall weist er auf üble Schäden hin. Von den Lehrern sollen manche untauglich sein, „da bei der Wahl derselben mehr auf Gunst, der Eltern *merita,* auch anderen *affecten* als auf eine selbstgegenwärtige erudition und geschicklichkeit gesehen werde“. Hingegen da das Leben teurer geworden, „müsse billich dahin gesehen werden, dass taugliche, geschickte Personen also einer Bestallung versehen werden, damit sie ihr ampt nicht mit seufzen verrichten müssen oder nach anderem sich umbsehen.“ Denselben Punkt hat auch Sebitz berührt und verlangt, dass das Gehalt wenigstens regelmässig ausgezahlt würde. Um aber auch jederzeit Ersatz an tauglichen Lehrkräften zur Hand zu haben und nicht immer auf diejenigen angewiesen zu sein, die sich im Bedarfsfalle anbieten, empfiehlt Meier die Einrichtung eines Seminars in Verbindung mit dem Collegium der Wilhelmiten, „auss welchem man jederzeit taugliche leute nehmen könnte“. Hier sollten besonders befähigte Jünglinge vor allem in den *artes logicae* und *humaniora* unterwiesen werden, auf deren sorgsame Pflege er grossen Wert legt. Er beantragt ferner die Anstellung eines besonderen *ephori classium,* da die Visitationes von Rektor, Dekan und den Visitatores häufig unterlassen oder doch nicht mit dem nötigen Ernste betrieben würden. In Bezug auf die Unterrichtsweise soll seiner Ansicht nach von dem *modus dicendi* Sturms, wie er

in dessen „Epistolis Classicis und Academicis enthalten, nicht leichtlich gewichen werden". Jedoch in Betreff des juristischen Lehrgangs macht er neue und eingehende Vorschläge, wie solche auf den italienischen Universitäten neuerdings verwirklicht worden seien, und ebenso eingehend erörtert er, wie der lateinische Klassenunterricht zu verbessern sei. Statt der zwiefachen Grammatik, „da die Jugendt manchmal was in den underen Klassen gelernt, in den obern mit andern und mehren Worten lehrnen müssen", empfiehlt er die Grammatiken, welche in Kurpfalz und in Württemberg gebraucht werden, „da die *praecepta*, ob sie schon in einem Büchlein begriffen, danach also underschieden sindt, dz man in 3 *classibus* sie gar auslernen kann". Auch Sturms *Neanisci*, „ob sie schon wol *styli elegantia et acumine* blandiren, sollten doch nicht der zarten Jugendt vorgesetzt werden", da sie zuviel *Zechlateins* enthielten, lieber *Civilitas morum Erasmi* oder „wan dzselbe *nominis* solte *exosi* sein ein ander desgleichen mit kurzen und leichten sprüchen, so zur Gottesfurcht undt tugendt anweiseten". Auch das Vokabellernen soll zweckmässiger betrieben, vor allem soll mit den *primitivis* angefangen und die gelernten Worte sogleich *ad usum* gezogen werden. Vormittags sollten die Kinder ettliche Substantiva lernen, nachmittags aber die Adjectiva und Verba, „welche man zu den vorgelernten *substantivis* in täglichen reden gebrauchen könndte; dazu müssten kurze lateinische Sprüche kommen, sodass auch zu Haus und bei Tisch sich die Kinder im Lateinsprechen mit Lust üben könnten". Der wackere Mann hatte selbst Kinder in der Schule sitzen und kannte die Sache aus persönlicher Erfahrung; leider starb er schon drei Jahre später, im sechsundfünfzigsten Lebensjahre. Sebitz rühmt ihn als *Jureconsultus clarissimus, poeta eximius, philologus minime trivialis*.*)

Mit Meiers Vorschlägen stimmt im Allgemeinen auch Kaspar Bitsch überein, nur ist er noch etwas vorsichtiger, „dass nicht die remedien üblere Folgen haben als die vitia".

*) Vergl. über ihn Allg. deutsche Biogr. Bd. 21, S. 207 ff.

Dazu empfiehlt er die Zusammenziehung der zehn Klassen in sieben oder acht, zumal die Zahl der Schüler bei weitem nicht mehr so gross sei wie früher, und in den oberen Klassen sollte mehr Wert auf die *exercitia styli* gelegt und statt der *dilatationes* regelrechte Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische vorgenommen werden.

Der dritte Jurist, der Meklenburger Cluten, verleugnet in seinem Bedenken sein lebhaftes, aber selbstbewusstes und etwas nörgelndes Wesen nicht, das ihm später soviel Feindschaften und Ungelegenheiten zuziehen sollte. „Von *decima classe* an bis auf *Tertiam exclusive*“, so sagt er gleich zu Anfang, „den Herrn M. Gnilium ausgenommen, ist kein guter Grammaticus unter den Lehrern*). Daher kommt's, dass der *praeceptor primae classis* seinen *discipulis* in einem *exercitio* woll zwantzig und mehr grobe *vitia Grammaticalia* zeigen kann, da doch dieselben solches an den Schuhen sollten zerrissen haben.“ Aber man dürfe auch nicht soviel diktiren, sondern solle die gewöhnlichen *praecepta* kurz erklären, durch nützliche *exempla* illustriren „und könnte man fueglich in 1 Jahr die *praecepta grammatica, logica* und *rhetorica* in den *Classibus* zu End bringen. Und in *latinis auctoribus* also *Cicerone* sollte man das *artificium rhetoricum* nur kürzlich angeben und die *Figuras* examiniren, und *in graecis* die *lectiones* erstlich disponiren, dann den Text expliciren und die *analysin grammaticam* die Scholaren selbst zu Hause machen lassen und folgenden Tags sie examiniren.“ In Bezug auf die schriftlichen Arbeiten sei es ungehörig, wenn nur die Arbeit *eines* Schülers corrigirt würde, und danach die andern abläsen, sondern dieselben müssten vom Lehrer nach Hause genommen werden. Die Secundaner müssten *congrue* und *pure Latine* schreiben können und „Chrien *secundum progymnasmata Aphthonii* tractiren, griechisch und lateinisch; doch wollen sich die wolgeborenen Herren und die von Adel nicht zu der griechischen Sprach allerdings zwingen lassen.“

*) Gnilius, Lehrer der Decima, scheint, wie sein reizend geschriebenes, Freudigkeit und Liebe zur Jugend atmendes Bedenken erkennen lässt, ein echter Kinderlehrer gewesen zu sein.

In dieser Weise macht er für jedes Fach und jede Stufe genaue Vorschläge. Auch seine akademischen Kollegen nimmt er zum Teil scharf mit: „Wenn der Mathematicus“, sagt er, „nicht bloss die *praecepta* lese, sondern auch *ad praxin* und *ocularem demonstrationem* schreite, würde auch vieler Widerwille, welcher für diese Zeitt deswegen entstanden verhütet, dann wann der *ordinarius professor* diese Studia fleissig treibet und übet, wird der andere, der nur zur Lust dieselben tractiret, ihm in seine Profession, frembden Herren zu gefallen, einzugreifen sich nicht gelüsten lassen.“ Dieser andre ist nun Bernegger, der einzige übrigens, der bei Cluten Anerkennung findet. „Wenn eine Professio,“ heisst es, „in dieser Academie hochnötig, sonderlich wegen der ziemlichen Zahl wolgeborner Herrn und vom Adel*), auch anderer fürnehmer Leute Kinder, so ist es die *professio historiarum*, welche mit einem sehr fleissigen arbeitsamen Mann versehen.“ Doch sogleich bekommt auch er seinen Hieb. „Wer rathsam“, fährt er fort, „weil er ohne das *studium Historicum et Politicum* conjungirt (vergl. S. 131), wie sie dann nicht können von einander getrennt werden, er absolvirte für diesesmal den *Pachymerium* und finge danach an *Historiam imperatorum Romanorum* und tractirte dieselben erstlich *historice*, danach *ethice*, *politice*, *oeconomice*, entweder anfangend von Julio Caesare oder von Carolo Magno (nach Christ. Sturtzius). Wenn nun die *vitae impp.* weren zum ende gebracht, könnte man folgents *vitas electorum* in die Handt nehmen.“ Wenn der letzte Vorschlag seltsam klingt, so giebt er dagegen recht zweckmässige Anweisung wegen des *studii oratorii*, wegen dessen „diese Academia für alle anderen in Deutschland hoch ansehnlich und berühmt gewesen sonderlich bei Lebzeiten H. Junii“, vor allem wie ein solches *collegium oratorium* zu halten, wofür es ihm zweckmässig dünkt, wenn der Professor „einen *praeceptorem classis* als Adjuncten die *orationes* zu *emendiren* zuziehen und für jede *oratio* vom *studioso* 1

*) Von den *Generosis in classibus* und *publicis* wurden immer besondere Kataloge geführt.

Reichsthaler erheben dürfte". Er scheint dabei seine Heimatsuniversität Rostock zum Muster genommen zu haben.

Gegen die Bedenken der Juristen treten die Gutachten der philosophischen Fakultät, mit Ausnahme Berneggers, weit zurück. Der *Orator* Florus klagt griesgrämlich, dass „die Academie bey vieler geringeren Bürgerschaft das Ansehen habe, alss ob man derselben ohn einigen schaden undt abgang gänzlich undt gar entrathen könnte", dass „die professores und praeceptores für müssig gehende unnütze Leütt traduciert würden," er jammert über die Faulheit und Lüderlichkeit der vornehmen s. g. Studenten, dieser *plumati et dispalliati lurcones*, von denen kein *generosus* sich mehr in *classibus* sehen sondern allein vom Hofmeister daheim unterrichten lasse; die Lehrer sollten „die *petulantiam* so *in classibus, funeribus, exercitiis theatralibus* undt sonderlich in der Kirchen fürgehet, weit ernstlicher als die *ignorantiam in litteris* und *lectionibus* straffen," und sollte man nicht gestatten, dass „wenn das söhnlein mit nassen Augen heim kompt und die straff so ihme begegnet klagt, hingegen dass *delictum* . . . *externirt*, der Vatter alssbald *a matercula indulgente irritatus*, den *praeceptorem* mitt Verwiss, betrawung undt anderer Ungestümm überfährt und belästigt." Kein Wunder, wenn die Leistungen im Latein so mangelhaft seien, „dass *prof. eloq.* mehr *in soloecismis et barbarismis emendandis* alss *tradenda sermonis elegantia* muss occupiret sein, zumal die Knaben zu früh progrediren, mit weitläufigen *dictatis* obruirt, die *memoria* allein getrieben, der *usus praeceptorum* neglegirt würde, und in einer Class der *autorum* undt *lectionum* zu viel sei," dagegen auf die Abfassung und Korrektur schriftlicher Arbeiten zu wenig Sorgfalt verwendet werde. Auch neue Schulbücher seien vonnöten, würden aber deshalb nicht angeschafft, weil die „Buchdrucker und andere so schulbüchlein verkaufen sich zum höchsten beklagen, wie sie von diesem oder jenem buch noch so viel dausent und hundert Exemplare hätten, könnten dieselben nicht lassen zu *coess* werden, also bishero der privatnutz dass *bonum publicum* hindertreibe." Auf seinen Privatnutzen scheint er aber doch

bedacht zu sein, denn die einzigen positiven Vorschläge, die er macht, beziehen sich auf die finanziellen Verhältnisse, insbesondere schlägt er vor, für den Gradus Baccalaurei 1 Pfund Pfennig Gebühr zu erheben.

In höherem Grade zieht der Graecist Ferber die Besserung der wissenschaftlichen Leistungen in Betracht. Er wünscht aus den Stipendiaten die besten Köpfe zu einem Seminar zu vereinigen, damit mehr Bürgerssöhne zu den Lehrstellen herangezogen werden könnten, eine sorgsamere Überwachung des Unterrichts und Besserung der lateinischen Grammatik; auch für den Unterricht in der Musik zeigt er Interesse. Doch sind seine Ausführungen trocken und ohne Eigenart, seine Vorschläge decken sich mit einem Teil des schon Mitgeteilten.

Malleolus, der Mathematiker, ist im Grunde einer Reform abhold: „wir solten billich bey den alten *Leges* verbleiben, jedoch auss befolch dieweil ein andere reformation soll vorgenommen werden," hält er vor allem ein neues „*Compendium mathematicum* hochvonnöten, denn anstatt desselbigen ein *confusum chaos* den *classicis discipulis* auff- und angetragen worden; damit aber ferner auch *in Mathematicis usus instrumentorum astronomicorum* den *auditoribus* erklärt und gewisen werden möchte, würdt sehr gutt und nützlich sein, das ein *specula* oder hohes Gebew . . . zugericht werde." Dieselbe Forderung stellte auch Bernegger, der es aber verstand, auch ohne ein solches Gebäude, mit Benutzung der Münsterplattform, astronomische Beobachtungen anzustellen. Von dem *usus* der *praecepta mathematica*, der, wie Cluten gebührend hervorhob, noch viel nötiger war, sagt Malleolus aber nichts. Sonst bietet sein Bedenken, wie das der übrigen Mitglieder dieser Fakultät nichts neues. Über den Ethicus Laurentius Thomas Walliser, von dessen eifrigem Blumenhandel schon früher (S. 131) erzählt worden, fügt aber der Bearbeiter der eingelieferten Gutachten, Dr. S., selbst hinzu, „er treybt mit seinen *disputationibus privatis* gleichsamb eyn gewerb und khummerschaft, übernimpt die *studiosos*, und khan nicht baldt eyner in sein *collegium* khommen, er lasse sich dann mit schenkhen reychlich sehen, dahero die armen

abermahlen dahinden bleyben . . . wann eyn cand. philos. ihm sich nicht undergibt, wird er *in promotione* zum eussersten gehindert und ihm Walliser zu einem ewigen Feynde, ob er gleich sonsten seyne studia *feliciter* tractiert."

In den Bedenken der Klassenlehrer kommt mehr die Misère des Schulmeistertums zum Vorschein. Nur Gnilius offenbart eine gewisse Freudigkeit, einige zeigen sich mit den obwaltenden Zuständen zufrieden, weil sie nichts Besseres vorzuschlagen wissen, andere bringen die gewöhnlichen Klagen über mangelnde Zucht und schwache Leistungen vor, mancher sucht den Klagen über seine eigenen Mängel, die er zu erwarten scheint, vorzubauen, am deutlichsten und seltsamsten Stoll, *Praeceptor tertiae classis*, der von den Eltern angefeindet worden, weil er in der Klasse nur lateinisch habe sprechen wollen, und dem „die *correctio et emendatio exercitiorum* bisher ganz unmöglich gewesen, weil der freitag allein zu diesem Geschäft verordnet, in Betrachtung die *compositiones extemporaneae* mehrenteils also beschaffen, das er oftermahls eine halbe stundt mit einer einzigen zubringen muss, die *hebdomadaria* aber, weil der wenigste Teil derselbigen von den *privatis* und *domesticis praeceptoribus* den *discipulis* corrigirt werden, auch eine gute und geraume Zeit erfordern". Bosch, Praeceptor der Quarta, hat nur das eine zu bemerken, dass „die sechs *superiores classes* am Zinstag *in classe* bleyben könnten und die Zeit auch wohl ahnlegen, dieweil doch schier niemand in der Procession will mitgehen". Ganz anders erscheint der Lehrer der Secunda und zugleich Professor der Poetik, Kaspar Brülow, der auch als Verfasser von Schuldramen sich einen Namen gemacht hat. Als geborener Pommer steht er in seiner frischen, derben Ausdrucksweise Cluten am nächsten; er scheint aber ein pedantischer und gestrenger *Orbilius plagosus* gewesen zu sein, dem die Rücksichtnahme auf die Eltern und die übertriebene Milde beim Versetzen der Grundquell alles Übels ist. Alsdann tadelt er eine ziemliche Anzahl der eingeführten Lehrbücher: „aus den *Dialogis Sturmii* lernten die Knaben in den understen Classen nicht viel anderes als *vomitus, ructus,* mancherlei wein und essen, für Quarta

seien die *eclogae Vergilii* zu schwer, gehörten nach Secunda und Prima, dafür *Ovidii Tristia et ex Ponto*; desgleichen seien die *orationes Ciceronis* für Prima gar zu schwer, und wer sie expliziren soll, der muss ein guter Jurist sein“ — eine Äusserung, die ihn hoch über seine Kollegen stellt, denn sie offenbart, dass es ihm weniger auf gedächtnismässige Aneignung des Wortlautes als auf Verständnis der Thatsachen ankam. Auch die eingeführte lateinische Grammatik gefällt ihm nicht, ebensowenig das mathematische Lehrbuch und das für den Religionsunterricht, der Chytraeus, dessen Abschaffung übrigens fast alle verlangen, nur die Theologen nicht: denn er sage zu wenig „von der heiligen Schrift, von der Gnadenwal, vom Antichrist, vom Fegfeuer, vom Abendmahl, die Jesuitenschüler können darüber viel besser schwetzen“. Er enthielt ihnen also zu wenig von den Unterscheidungslehren, über welche ja damals gewaltig disputiert wurde, sie verlangten dafür den Katechismus von Hutter, Hafenreffer oder die *confessio Augustana* selbst. — Was Brülow sonst vorschlägt, deckt sich mit dem von anderen Mitgeteilten, zeigt aber, dass er ein tüchtiger Lehrer ist und besonders auf strenge Pflichterfüllung, Knappheit und Klarheit hält. Mit Fug und Recht wurde er daher später zum Gymnasiarchen ausersehen, obwohl Crusius der Ordinarius der Prima war. Denn wie dessen Bericht erkennen lässt, konnte sich dieser keinen anderen Unterricht denken als Diktieren und Abfragen von Auswendiggelerntem und „mündlich expliciren, wie vorgeschrieben“ ist ihm „nur in die Luft geredet“. Deswegen sind ihm die Sturmschen Lehrbücher für die Schüler zu schwer und zu weitläufig, er verlangt für Logik, Rhetorik, Grammatik kurze Compendia und die neuen Vokabularien von Bentz und Ferber zum Auswendiglernen. Wie schlecht es mit dem Lateinischen bestellt sei, zeige der in ganz Deutschland bekannte Spottvers: *Argentoratenses mali grammatici*, der übrigens, entsprechend abgeändert, noch auf viele andere Anstalten angewendet wurde. Wie hoch er Bernegger schätzt, zeigt der Schluss seines Bedenkens, wo es heisst: „*In Astronomicis primae classis* würde viel gebessert werden, wenn derjenige so ein *überaus gelehrter*

Mathematicus ist, und neben seinen *Historiis* ihm so viel Zeytt gern nemmen würd (*nullum enim detrectat laborem*) ernannt würde uns behülfflich zu sein auf diese Art als mir bewusst er an einem Ort *singulari cum judicio* geschrieben:*) *Nec dubito posse compendium scribi isto quoad voluminis magnitudinem triplo minus idemque rebus et argumento triplo majus*".

2. DAS BEDENKEN BERNEGGERS.

Was nun endlich Berneggers Gutachten betrifft, so lautet dasselbe folgendermassen:

In Verfassung meines einfeltigen Bedenkhens, von Verbesserung derjenigen mängel, die bei unserer Academi vorfallen, und zu verbessern sein möchten, will ich die *leges Academiae* vor mich nemmen, und nach anleitung derselben, was in einem und anderm mir wirdt einfallen, auf meiner Gnedigen Herren und Oberen befelch, kürzlich verzeichnen, der unterthenigen Hoffnung, es werde alles im besten Verstanden werden.

1. Anfangs in legibus generalibus steth under anderem, das dz ganze *corpus Academiae* sein und genannt werden sollen alle *publici professores* und *classici praeceptores* von dem obersten bis auf den untersten; auch von denselben allen, keiner dauon ausgeschlossen, der Convent besetzt werden soll. Nun kan ich mich erinnern, das ich Herren Hawenreüttern Seeligen vilmahlen gehört solches bereden, in dem er vorgeben, es seien nit allein bei allen anderen *Academiis* die *classici praeceptores* von dem *corpore Academiae* separirt: sondern auch etlicher massen ein *absurdum*, das solche von Bstellung *Rectoratus* und anderer ämpter, zu denen sie selbsten *inhabiles* sind, in *conventibus judicirn*, auch so gar der *alphabetarius praeceptor* von einem vornehmen *theologo* oder andere facultisten, ob er anzunemmen seie

*) Vielleicht in der ersten Auflage des Manuale Mathematicum.

oder nit, votire und schliessen solle. Er erzehlte mir auch etliche exempel, dz bisweilen durch die *vota praeceptorum classicorum*, in dem sie zusammenhalten, und andere überstimmen, solche sachen durchgetrungen worden, die den *professoribus* zuwider, und der Academi nit vorträglich gewesen. Wann auch die völlige *privilegia Academiae* ins künftig solten erlangt werden (wie zu hoffen und zu wünschen, damit nicht unsere unruhige nachbarn*) sich dissorts uns vorzuziehen hetten) so wurde ein solchs desto weniger sich thun lassen. Es were dann, das man die zwen obern *praeceptores*, als deren *discipuli Studiosi* seind, auch zu den *disputationibus* und *orationibus publicis* geführt werden, in *Conventu* behalten wolte. Zwar M. Brulovius *secundanus* ohne das, *quatenus Professor poëseos*, dauon nit kan ausgeschlossen werden.

2. Es wird ferners beuolhen, das man järlich zweimal, nemblich bei den *progressionibus* und *praesentation* eines newen *Rectoris*, die *leges studiosorum publice* verlesen soll: in massen auch geschicht. Allein weil under denselbigen von wegen Veränderung der Zeit und welt, etliche nit mehr gehalten, und also von den *Studiosis*, so sie dieselben anhören, gleichsam in einen spott gezogen werden wollen, könte man vileicht, wo nit andere, die auf gegenwertigen *statum* mehreres accommodirt, verfassen, jedoch die *antiquatas leges* in ablesung aussenlassen.

3. Nichts von demjenigen, so im *convent* gehandlt wirdt, ohngebürlich zu eröffnen, wirdt zwar beuolhen: ist aber bei allen nit wol zuerhalten. Dannenhero kombt, dz mancher im *Convent* sein gemüeth recht zueröffnen scheühens tregt, und ehe er ihm ungunst auf den Hals laden will, es gehn lasset wie es geth. Möchten vileicht, disem vorzukommen, in etlichen *casibus* und sonderlich in Bstellung newer *professorum* und *praeceptorum*

*) Nämlich die Molsheimer Jesuitenschule.

(welches gewisslich das ainige, oder doch vornembste fundament dess ganzen *reformation* werkhs ist, weil alle gute ordnungen vergebens, so man es an leüten nit gehaben mag, die solche ins werkh richten) verschlossene *vota*, da ein jeder die *rationes voti sui* darzue setzte, gebraucht werden. Und weil auch solcher gstald practikhen und erbettene *vota* möchten mit underlauffen, solten dieselben nit eben allezeit *numerirt* sondern nach gstald der beigesetzten *rationum ponderirt* werden.

4. Obiter auch dises anzumelden, wirdt georndt, wann einer von newem in den *conventum* angenummen wirdt, das derselbig, so er ein frembder, zwen gulden, so er aber ein Strasburger, oder alhie studirt hat, ein goldkron *pro ingressu* in den *fiscum* erlegen soll. Weil dann dazumal, als die *leges* geschrieben, ein goldkron viel ein wenigers golten, und sich aber in der zeit das blatt umbgewandt, möchte auch dise *lex* umbgekhert, und hinfort einem Strasburger Zwen gulden, einem frembden aber, ein kron zuerlegen beuolhen werden, weil der *scopus legislatoris* anfangs gewesen, jenen vor disem etwas leidlicher zuhalten.

5. In dem pass, da die zum Schulconvent gehörige Personen erzelt werden, stehn under anderm diese wort: *Classici praeceptores*, souil deren hienach beschrieben,

O d e r k ü n f t i g v o n n ö t h e n s e i n w e r d e n

Daraus ich dann abnimm, das albereit dazumal, als dise *leges* geschriben worden, es nit für ein *absolutum decretum*, oder der zehen gebott eines gehalten worden, das eben müssten zehen *classes* sein. wie dann in warheit dise menge der *classium* nit die geringste ursach ist, das die knaben in vilen andern Partikularschulen, da sie mit solcher *varietate et mutatione praeceptorum* nit also confundirt und aufgehalten, umb vil besser erzogen und underwisen werden. Anderer daraus entspringenden Ungelegenheiten zugeschweigen, ist sonderlich dises eine, das, weil der *classium* also vil, die knaben desto mehr mit dem *progrediren* forteilen, und

nit bald über das Jahr in einer sich aufhalten lassen, wie untauglich sie auch in ein höherer *Classis* seint. Aus welchem unzeitigen aufsteigen kombt, das *in prima classe* (wie ich selbst in meinem fünfjärigem *praeceptorat* erfahrn, und seither in examinibus vilfeltig gespürt) under fünfen und mehrern kaum einer gefunden wirdt, der, will nit sagen *ornatè et latinè* sondern nur *grammatice* schreiben künte. wan man aber etliche classes conjungiren solte (wie dann meines einfeltigen erachtens, *prima* und *secunda, tertia* und *quarta, quinta* und *sexta, septima* und *octava* füglich künten zusammengeschlagen werden, *nona* aber und *decima* abgesondert bleiben, damit also in allem sechs *classes* weren) so künte man die *discipulos* in einer jeden *classe* desto lenger aufhalten, und recht erwarmen, auch ehe nit *progedirn* lassen, sie hetten dann alles das jenige, so für ihr *class* georndt, genugsam ergriffen. Im fall auch solche abschaffung der überflüssigen *classium*, wie zu befürchten, wegen *privat respect*, und weil niemand gern einem andern das brot abspricht, nit zuerhalten, so wirdt doch einmal den sachen ander gestald nit künnen geholfen werden, es sei dann, das obgemelt unzeitig *progredirn* eingestelt und nit den knaben selbst (wie bisher ein hochschädlicher brauch gewesen) freigelassen wurde, ihres gefallens aufzusteigen, sonder allein bei dem *praeceptor* und *examinatoribus* stunde, aus ihnen die taugliche zu erwelen, die unwürdigen aber auszuschliessen. In etlichen *particular*schulen ist der brauch, dz die *discipuli* alle zugleich*) ins *examen* sich stellen, und als dann durch die *examinatores* oder *praeceptorem* die bessern erwelt, und in ein höhern class befürdert werden. Ein solche ordnung aber müsste *publica autoritate* gemacht und handgehabt werden. Dann das es durch die *Academicos* nit zuwegen zu

*) Danach scheint auch innerhalb des Schuljahres nach Belieben ein Übergang von einer Klasse in die höhere stattgefunden zu haben.

bringen, ist daraus zu sehen. Als ich vor Jahren mich schriftlich beschwerdt, das mir *in primam classem* also ungeschikhte *discipuli ex inferioribus* zuekhommen, haben dazumal die Herren *Visitatores* angefangen in einem *examine* durch alle *classes* etliche unwürdige zuruckzusezzen. weil aber gleich drauf ein grosses geleuff und klagens von den Eltern ervolgt, dz man ihre Kinder über die Zeit authalten wölle, hat solche ordnung, unangesehen derselbigen nuz gleich im anderen *examine* hernach augenscheinlich sich erzeigt, nit künnen *continuirt* werden.

6. *In legibus Dn. Rectoris* steth, er soll allen *disputationibus* und *declamationibus* in eigener Person beiwohnen. Nun kan aber solches derhalben nit wol sein, dieweil nun etlich jahr hero gemeinigklich die *exercitia* auf einen Hauffen, und eben in die Zeit verspart worden, da die *examina classica* und *candidatorum* (denen ein Rector eben so wol beiwohnen mus) gehalten werden. Were gut, das dessfals ein anders, und sonderlich auch dieses verordnet würde, das bei den *exercitiis* mehr von *professoribus* (inmassen ohne das die *leges* einen jeden darzue ermahnen) beuorab von den ienigen, in deren *facultet* disputirt wirdt, sich einstelleten, so wurden etwan auch die *Studiosi* fleissiger, als leider beschiecht, sich erzeigen. In andern Academiis haben die *Professores* ein genandt geld *pro praesentiâ.* Ist dises nit aufzubringen, so möchte vileicht ein straf für die *absentes* (sonderlich die dess *praesidis facultet* seind) gesezt werden.

8. *In legibus Decani* steht . . ., er soll mit und neben dem *Rectore* einem der *Facultet* verwandten, ein monat zuvor, wan ihn die ordnung (deren sich alle halbe Jahr die *Professores* vergleichen sollen) zur *disputation* erfordert, anzeigen, auch daran sein, das alle wochen, souil müglich, ein *disputation* oder *declamation alternatim* gehalten werde.

Dise nunmehr verfallene ordnung were billich zu *restauriren*, und was die *declamationes* anlangt, H. *Pro-*

fessor Eloquentiae dahin zu bewegen, das, nachdem je die genannte stuzer und vornehmer leut kind, sich dergleichen *exercitien* beschämen, er doch andere schlechten stands *studiosos* darzue anhalten wolte.

In anderen *Academiis* pflegen die *professores* bisweilen auch *collegia eloquentiae* anzurichten. Halt, es würden sich bei uns allezeit finden, die sich in solch *collegium* brauchen liessen.

9. Die *Visitatores Collegiorum* sollen, vermüg ihrer *legum*, zum wenigsten alle 14 Tag, der *collegiaten* bücher besichtigen, auch jedes Jahrs umb Ostern und Michaelis die *privata examina* mit denselbigen halten . . . Solch nüzliche Verordnung ist nun etlich jahr in abgang kommen; wie auch sonsten im *collegio praedicatorum* Unordnung gespürt werden soll, so billich zu verbessern . . . wie dann meines erachtens sehr rathsam were, das man dieselbigen *stipendiarios* nit eben alle zum kirchendienst, sondern theils auch zum schulwesen, je nach dem einer taüglich, hette angezogen. Man findet, Gott lob, noch under den Strasburgern vil herrlich feine *ingenia*, wan man nur dieselben wolt in acht nemen, anziehen und befürdern, künte leicht dahin gebracht werden, das man der frembden bei der *Academi* allerdings nit bedürfte.

10. Die Wilhelmiten werden mit vilen leichbegengnussen dermassen wie ich höre beschwert, das sie nit wol künnen in ihrem studiren auf ein grün Zweig kommen, und auf solche weis keine *Gesneri* mehr draus zu erwarten sein.

11. *In legibus professorum generalibus* wirdt der *lustrationum* gedacht, die nun vil jahr lang verbliben, auch der Ursach halb nit wol *in usum* zu *revocirn*, weil wir dardurch mehr nit wurden ausrichten, als unser unvermüglichkeit in bezeümung der unbendigen jugend mehreres an Tag geben und zu spot bringen. Dann es leider dahin kommen, das, seither die reitschul in solchem *flore* ist, von gutem theil die *Academia* nit allein *negligirt*, sondern auch verhasst und verspottet werden will. Disem Unheil

zu begegnen, wüsste ich dismal kein ander mittl, als das ein *separation* deren so genannten Stuzer von den anderen Studenten gemacht, und hinfort nur die jenigen in die *matriculam Academiae* eingeschrieben würden, die der Academi beizuwohnen willens: andere aber, die wider ihrer Eltern *intention* sich derselben eüssern, oder sich selbst erkleren, das sie nur wegen dess reüten, fechten und danzens sich alhie aufhalten, die künte man abweisen, und anderswo an gebürende orte sich einschreiben lassen. Obwol dardurch anfangs ein merkhlichs dem *fisco Academiae* abgieng, wurde es doch damit wider eingebracht, dass man bessere *disciplinam* erhalten, die *Studiosos* durch obgedachte *lustrationes* und andere mittl mehr herbeibringen, und also der Academi einen bessern Namen bei frembden machen wurde, damit die Eltern die ihrigen alhie zu verschickhen desto weniger bedenkhens trugen.

12. *Ibidem* wirdt gedacht, es soll ein jeder *professor publicus* seine *auditores* in eim besondern *catalogo* verzeichnet haben. Eines solchen *catalogi* ist bei den mehristen under uns nit vonnöten. Dann die *auditores* gemeinigklich in so geringer anzal, das man sie gar leicht zelen kann. were auf mittl zu gedenkhen, wie dissem zu helfen. Zwar ein mittl in *eâdem lege* angezeigt, aber nit mehr gehalten wirdt: das nemblich einem jeden *professori post progrèssiones, lustrationes* und *inscriptiones Studiosorum*, durch den *Notarium* ein verzeichnus der jenigen, die ihne zu hören sich angeben, solle zugestelt werden. Bei einer grössern frequenz wurde auch *in professoribus* ein mehrer fleis erwekht, der bei so geringer anzal der zuehörer sehr geschwecht wirdt. Zwar bisweilen die *Professores* selbst ihre *auditores* durch verabsaumung und oft aussenbleiben, künnen vertreiben. Möchten die jenigen, so neben der *profession* auch ihre Practikhen haben, vermahnt werden, das sie durch dieselb sich nit alzusehr abhalten liessen.

13. *In legibus professoris logici* stehn under andern dise wort: Er der *logicus* soll überflüssige unnotwendige fragen abschneiden, und dahin arbeiten, das der *usus praeceptorum* der jugend wol eingebildet werde. dise sehr nützliche ordnung solte billich *generaliter* auf alle andern *Professiones accommodirt* sein: weil es in *Academiis* dahin kommen, das bisweilen *spinosae et difficiles nugae*, die im ganzen menschlichen leben kein einigen nutz haben, der jugent vorgetragen, aber der beste *nucleus scientiarum* wenig angerührt wirdt: das mancher, so er zu verständigern jahren kombt, die zeit, so er mit solchen *frivolis tricis* zuegebracht, heftig bejahmert.

14. Von dem *professore Ethico* erfordern die *leges*, er soll neben der *Ethic* auch die *politicam Aristotelis* lesen. Nun will es aber einem zuvil sein, bedes zugleich zu thun. wie dann hieuor der alte H. *Golius*, Seeliger, allein die *politicam*, und sein Sohn die *Ethicam* gelesen. Damit aber dise sehr nuzliche *scientia* nit gar dahinden blib, were H. *Professor Ethicus* zu vermahnen, das im fall er je dieselbe dissmal nit lesen wolte, doch aufs wenigst in einem *collegio* solche *disputando* durchgieng. Dafern er wegen seines jezthabenden *Ethici collegii*, deme er, wie auch seinen *lectionibus*, sehr fleissig abwartet, diser Zeit nit wurde künnen abkommen, will ich mich underthenig anerbotten haben, wochentlich am Sambstag *horis pomeridianis*, da ohne das keine *exercitia*, und niemand gehindert wirdt, so man mirs anbefilcht, *publicè im collegio ex politicis* zu *disputirn*, so lang bis der H. *Professor ordinarius* selbst dem jenigen auswarten kann. Zwar ich, unglimpf zu vermeiden, nit gern wolt den namen haben, dz ich eins solchen mich selbst erbotten, wiewol mirs *propter summam cognationem historicae* und *politicae professionis* billich nit vorübl zu haben.*)

*) Diesem Gesuch wurde entsprochen. Reibereien zwischen Bernegger und Walliser waren dadurch unvermeidlich.

15. *In legibus mathematici* steth, er solle den *usum* seiner *lectionum, in instrumentis et in ipso caelo* seinen Zuehörern weisen. Kan mich erinnern, das *Josephus Langius* willens gewesen, umb einen wolgelegenen thurn in der statt anzuhalten, und daselbst ein *speculam Astronomicam* anzurichten, wie er dann auch bisweilen seine *auditores* für die Statt geführt, und im Feldmessen underrichtet. were bedes ein nuzlich Ding, so mans konte ins werkh richten.*)

16. *Leges historici* wollen, er solle ein *compendium histocum universale* seinen *auditoribus* vortragen. dises halt ich nit für rathsam, weil dergleichen vil stattliche *compendia* allbereit vorhanden, deren eines man *privatim* in wenig wochen oder monaten durchgehen kann: da man hergegen auf die zwei oder mehr jahr lang daran *publicè* zu lesen hette: beuorab weil dem *historico* beuolhen wirdt, er soll neben dem *autore*, den er sonsten explicirt, solches *compendium dictiren*. H. Rihelius, Seeliger, hats gethan, aber mit der Zeit die auditores fast alle verlohren.

Möchte wünschen, das es erlaubt were, nit *ad calamum dictando* (welches bei der mutwilligen Jugend albereit anfangt, für Penälisch, wie sie es nennen, gehalten zu werden) sondern *liberè disserendo* zu profitirn**): getraute mir mit mehrerm nuz und grösserer frequenz, in wenig jahren vil der besten *historicorum* zu *absolviren*: da man sonst mit einem allein mehr jahr zubringen mus: und könnte doch das jenig, was man sonst dictirn wolt, in die *publicas disputationes ex historicis illis desumendas* eingebracht werden.

17. Das der *Hebraeus*, vermüg seiner *legum*, von neuvem ein *Grammatic* solte dictirn, oder, wie etwa zu geschehen

*) Vergl. die Worte Clutens S. 216 und über Berneggers Privat-Unterricht in Mathematik S. 90.

**) Diese Lehrweise hatte er, wie S. 111 dargestellt, schon eingeführt, später wurde er deshalb von seinen Kollegen angegriffen, weil es ohne behördliche Genehmigung geschehen war.

pflegt, über eines andern *Grammatic* weitläuffige *Commentarios* machen, bedunkht mich ein *perditio temporis* sein. Man hat dess dings vorhin gnug. Wie mir dann auch dises niemalen in sinn gewolt, dz der linguist nur allein in *auditorio* reden soll. Kein sprach lesst sich solcher gstald lehren: sondern der *professor linguae* soll seine *auditores* behören, ob sie ihre *declinationes* und *conjugationes* künnen, den *usum praeceptorum Grammatice* ihnen erweisen, die themata mit ihnen examiniren.

18. Welches dann auch zu wünschen wer, dz es von dem *professore Graecae linguae* beschehe. Dann wann man schon lang die *themata Graeca* dictirt, ist doch gar selten einer, ders ihm zu nuz macht, weil mans nit examinirt. Derwegen mich dann schier bedunkhen will, wann *in primâ* und *secundâ classe*, *Graeca lingua* recht getriben wirdt, alda der *praeceptor* mit dem *discipulo* reden und ihn examiniren darff (welches *in publico auditorio* sich nit so wol thun lasst) man solte diser *profession* ins künftig, wan gegenwertiger zu einer andern *promovirt* wurde, schier entrathen künnen, beuorab weil die *autores*, so in *legibus* darzue verorndt, nemblich Plutarchus, Diogenes Laërtius, Xenophon, Homerus, Hesiodus etc. theils dem *professori historico*, theils *poetae* zuegehören.*)

19. Eines jeden *professoris leges* insunderheit vermögen, er soll in müglicher kürz seine *autores* expliciren. Darob solt billich gehalten werden, weil es nit die wenigste ursach, dz mancher *neglectis professoribus* allein privatim studirt.

20. Zweckmässig wäre die Anstellung eines *perpetuus Visitator* (statt ds *annuus*), der die *discipulos* von der understen Class an, bis zur öbersten recht kennen lernete, sie selbst examinirte, den *praeceptoribus* ernstlich zusprechen und sie informirte wo sie es nit recht machen.

*) Derselbe Vorschlag war schon 1608 gemacht worden.

Denn die erfahrung gibts, das die abgehende *Visitatores in classibus* nit allzugrossen Nuz schaffen künnen.*)

21. Die Zeit, so an überflüssiges dictiren, sonderlich in *superioribus classibus* gewendet wirdt, solt billicher mit den *repetitionibus lectionum* und *exercitiis styli* zugebracht werden.

22. Die *exercitia* sollen nit auf einem absonderlichen Papier exhibirt, sondern in einem buch beisammen gebunden, auch nit nur etlich weniger, sondern aller zugleich *praeceptoris manu* corrigirt werden. Kan ers nit alles in der class verrichten, so geschehe dz übrige zu Haus. Hab auch gesehen, das die *discipuli,* auf anstellung dess *praeceptoris,* mit einander certirt, welcher mehr *vitia* in dess andern *composition* finden künnen, welche *mutua correctio* mich in vil weg bedunkht sehr nuzlich sein.

23. Bei den *examinibus classicis* sollen die *discipuli* sonderlich *superiorum classium in praesentiâ examinatorum* ein *exercitium ex tempore componiren,* und die so in *primâ* und *secundâ* noch nit *grammatice,* auch in den übrigen *classibus* ihrer class noch nit gemäss schreiben, ohn einigen *respect* zuruckgesetzt werden.

24. Die *collocatio* in *examinibus classicis* soll nit also nach gunst geschehen, noch manch gut *ingenium* der armut entgelten.

25. Auf den *usum praeceptorum* soll man mehr als auf die *memoriam* tringen. Dise wirdt sich aus ynen für sich selbst finden.

26. Man soll durchaus nichts auswendig lernen, das man nit zuvor wol versteth.

27. Wie diser Zeit *prima* und *secunda classis* beschaffen, ist's ganz nit rathsam, den *discipulis materias dilatandi* zu *proponiren;* sie lernen vor *grammatice* schreiben. Ins künftig, so man diser *reformation* frucht spürt, und tauglichere *discipuli* daselbsthin kommen, hat es seinen weg.

*) Diese Forderung wird auch von den meisten andern gestellt.

28. *In tertiâ* und *quartâ classe* hat man von alters her bis yzund in den *Ciceronem* ein *paraphrasin Latinam* auswendig zu lernen vorgeben, welches nichts taugt, weil nit allein *absurdum*, es bösser machen wollen als Cicero selbst: sondern auch bisweilen solche *paraphrases à mente Ciceronis prorsus alienae, ineptae, ridiculae* seind. Ist gnug, dz ein knab recht teütsch exponiren künn. Auch solche teütsche *interpretationes* (erg.: zu diktiren) ist nit rathsam: man verlässt sich drauf, meditirt den *autorem* nit so wol, begibt sich mehr aufs auswendig lernen, als den Verstand.
29. (Die Ausgaben der Autoren sollen einer Textrevision unterzogen werden.)
30. In der *Mathematica Dasypodii* sollen bei der notwendigen neuen Auflage „die langen *definitiones* abgekürzt, die vilfeltigen *tautologiae* ausgelassen und Andres drin verbessert werden, welches dem *Professore Mathematico* ambtshalben obliegt . . .
31. Desgleichen bedürffen die *praecepta Grammatica* eines scharffen strigls. Were eine solche arbeit *M. Brulovio* anzubeuelhen, doch also das *D. Meier* oder *D. Bitsch* das werkh dirigirten.
32. Über die *praecepta dialectica* ist lange zeit geklagt worden. Solte man deren *correction professori Logico* anbeuelhen, zweifel ich, ob er mit seiner sehr scharfsinnigen *subtilitet ad captum discipulorum* sich wurde *accommodirn*. Man wirdt in warheit keinen finden, der dises besser praestirn, auch in *effectuirung* des übrigen reformationswerkhs mehr thun kann, als *D. Bitschius*, deme vileicht ein Zeitlang *vacanz* von seinen *lectionibus* möcht geben werden.
33. *Rhetorica* ist zu weitläufig, wirdt vil guter Zeit mit der auswendiglernung und *recitation* verderbt, die man *exercitiis styli* und *usu praeceptorum in resolutione autorum ostendendo* zuebringen solt, zweifel nit *professor eloquentia* werde diss orts guten rath thun.

34. Das anstatt *Chytraei* das *compendium Hutteri* oder ein anderes, so auf unsere Zeiten mehr accommodirt, zunemmen, werden zweifelsohne die Herren *Theologi* in ihren bedenkhen Ursach anzeigen.

35. Die Aritmetikh auswendig zu lernen, ist ohn not. Man geb den *discipulis* die kreid in die Hand, zeig ihnen den Verstand und *usum praeceptorum*: die *memori* wirdt sich wol finden. Man soll sie auch billich nit allererst in *secunda*, sondern *inferioribus classibus* anfangen. Und meines bedunkhens möchte man in *octava* das einmaleins, in *septima additionem* und *subtractionem*, in *sexta multiplicationem*, in *quinta divisionem*, in *quarta regulam Detri, in reliquis classibus* etlich andere *regulas*, benebens den *principiis geometriae* und *geographiae*, die etlich jahr hir gar dahinden bliben, weisen. und möchte M. Welper gegen einer addition zu seiner Vicariatsbesoldung, solches in *superioribus* mit nuz verrichten, in massen auch hiruor David Wolkenstein gethan. So wurde dem *professori mathematico* teüglichere *auditores ex classibus* zuegeschickt werden.

36. *Pubica autoritate* müsste den Eltern geboten, auch durch die Prediger eingescherft werden, den *Praeceptoribus in disciplina scholastica* keinen eintrag zu thun.

38. Das *judicium professorum jenensium et Giessensium* von der *didactica Ratichii, item Sophoniae Hasenmülleri didactica* zusambt den *libris didacticis Helvici*, in diser mess ausgangen, werden zu dem löblichen werkh allerhand gute nachricht und anleitung geben.

M. Bernegger.

4. Apr. 1619.

Berneggers Darstellung zeichnet sich schon in der Ausdrucksweise vor den anderen aus, und beweist, dass sein angeborenes Sprachtalent auch seiner Muttersprache zu Gute kam. Nicht mehr so schwerfällig und holprig wie es bei ihm noch in der Vorrede zum Manuale Mathematicum wahrzunehmen

war (vgl. S. 73) und wie besonders der Gebildete sprach in dem Bemühen den lateinischen Satzbau nachzuahmen, sondern glatt und übersichtlich schliessen sich die Sätze aneinander und entbehren bei aller Knappheit und Beschränkung auf das sachlich Notwendige doch eines gewissen Schwunges und Schmuckes nicht. Alsdann ist zu beachten, wie gründlich er seine Aufgabe erfasst, wie planvoll er sie durchführt. Er begnügt sich nicht mit persönlichen Erfahrungen, die ja gewöhnlich für die Beurteilung von Schulfragen massgebend sind, sondern was er schreibt, beruht auf regelrechten Studien über die Entwicklung des Schulwesens im allgemeinen und des Strassburger Gymnasiums im besonderen. So gewinnt er den freien Blick, der es ihm ermöglicht, einerseits sich eng an die Leges anzuschliessen, was für ihn und für die Behörden das bequemste und zweckmässigste war, andrerseits dabei überall den *scopus* derselben zu erkennen und so einschneidende Veränderungen in der Organisation der Schule vorzuschlagen. Und die pädagogischen Grundgedanken, von denen er sich dabei leiten lässt (wie sie z. B. in Punkt 3, 13, 17, 26, 28 zum Ausdruck kommen), weisen ihm einen Platz unter den ersten Pädagogen seiner Zeit, ohne dass eine Entlehnung z. B. aus Ratichius, dessen Didactica er am Schlusse ja empfiehlt, nachgewiesen werden könnte. Mit seinen Vorschlägen, wie die akademischen Vorlesungen in Geschichte zu halten (No. 16) und wie der mathematische Unterricht einzurichten (No. 35), geht er aber den Zeitgenossen weit voraus und steht fast auf dem modernen Standpunkt. Was er über die Arithmetik sagt, klingt uns freilich teils selbstverständlich teils in der äusserlichen, schematischen Anordnung unpädagogisch und verkehrt. Aber ein Blick in die Lehrbücher des Dasypodius, deren Frag- und Antwortspiel Satz für Satz auswendig gelernt wurde, lässt die Tragweite des Schrittes erkennen, den Bernegger mit der Forderung macht, man solle schon in den unteren Klassen mit praktischen Übungen im Rechnen anfangen. Und ebenso will er in den anderen Fächern überall einen vernünftigen, anregenden, den jugendlichen Geist berücksichtigenden Unterricht an Stelle des ewigen Auswendig-

lernens und mechanischer Schreibübungen einführen. Dabei sieht er über alle Kleinigkeiten hinweg, ist in der Beurteilung seiner Kollegen durchaus rücksichtsvoll; nur über die Lehrweise des Philosophen Rixinger lässt er seine Missbilligung durchblicken, während er der pädagogischen Befähigung Bitsch's besondere Anerkennung zollt.

Auffällig ist auf den ersten Blick, dass Bernegger sich dem Wunsche Brülows und anderer Kollegen anschliesst, es möge statt der Chytraeischen *Catechesis* Hutters *Compendium locorum Theologicorum* eingeführt werden. Eine Vergleichung der beiden Bücher lehrt, dass das alte seinen religiösen Anschauungen viel mehr entsprach, als das zur Einführung vorgeschlagene. Chytraeus steht ganz auf dem Standpunkte Melanchthons; er behandelt die Glaubenslehren noch in einer mehr wissenschaftlichen, man möchte sagen vornehmeren Art, und trägt noch stark das Gepräge philosophisch-humanistischen Geistes. Entstanden zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens, ist es selbst durchweht vom Hauche der Friedfertigkeit, wendet sich nur einmal gegen die Papisten und da ohne alle Herbheit, sieht aber weit hinweg über die kleinen und kleinlichen Differenzpunkte, die nachmals im eigenen Lager der Protestanten so grosse Wichtigkeit und so verhängnisvolle Bedeutung erlangen sollten. Dagegen verfolgt er in erster Linie den Zweck zu einem frommen, christlichen Lebenswandel zu vermahnen und macht deshalb die Erklärung des Dekalogs und der christlichen Tugenden zum Kern und Mittelpunkt seiner Darstellung. Das Ganze ist trotz seiner etwas übertriebenen schematisch-dialektischen Behandlung, in welche die Definitionen die Hauptrolle spielen, ein für Gymnasien wohl geeignetes Handbuch zum Religionsunterricht gewesen. Ganz anders nimmt sich das Huttersche Compendium aus. Zwar hat es die Anlage des Chytraeus der Hauptsache nach beibehalten und häufig dessen Text wörtlich übernommen. Doch schon die Abweichungen und Zusätze, welche bei einer Vergleichung der beiden Schriften zu Tage treten, lassen das Bestreben Hutters erkennen, überall möglichst scharf und eng die Glaubenssätze zu umgrenzen. Und nach welchem Ge-

sichtspunkt das geschieht, deutet schon die Bemerkung der Vorrede an, dass neben Luther, Chemnitz, Hunnius Melanchthon, doch nur *insoweit er den rechten Glauben bewahrt habe**), sei benutzt worden. Es kommt das strenge Lutheranertum, die Concordienformel, die Schmalkaldischen Artikel zum Ausdruck, es werden die Streitpunkte über die schwierigsten und unmöglichsten Fragen, über welche man sich damals ereiferte (z. B. Haben die heiligen Kinder Gottes auch Sünde in und bey sich?), aufs eingehendste behandelt. So kommt es, dass die 10 Loci des Chytraeus hier zu 34 Artikeln angeschwollen sind, und dass diese Vermehrung besonders solche Stücke betrifft, die dort weislich übergegangen waren, wie die Lehre vom Teufel, von der ewigen Gnadenwahl, vom Kirchenregiment, vom Ehestand, dass endlich überall der Gegensatz nicht bloss zu den Katholiken und Calvinisten, sondern auch zu den besonderen Schattierungen unter den Protestanten scharf ausgeprägt ist. Da für diese Unterscheidungen alles Beweismaterial sorgsam beigefügt wird, so war das Buch allerdings viel besser geeignet für spitzfindige konfessionelle Disputationen als Grundlage und Vorschule zu dienen. Dass es aber als Schulbuch empfohlen und demgemäss eingeführt wurde, ist doch eines der bezeichnendsten Merkmale für den Charakter des religiösen Lebens jener Zeit. — Bernegger, damals noch von diesen Dingen wenig berührt, wird sich veranlasst gesehen haben, die Angelegenheit, die vielfach besprochen wurde, ebenfalls zu erwähnen, überlässt aber die Beurteilung den Theologen.

3. DIE DEKANATSREDE: DE PARANDAE DOCTRINAE MODIS ILLEGITIMIS (1619).

Wie eingehend er sich damals mit dem Schul- und Unterrichtswesen beschäftigte, davon sind ein weiterer Beleg die beiden Reden, welche er als Dekan bei der feierlichen Promotion von 25 Magistern am 29. April und von 22 Bacca-

*) Ubiquidem orthodoxian ille tenuit.

lauren am 22. Juni 1619 hielt. Sie legen aber auch ein Zeugnis ab von seinem Rednertalent, von der anziehenden Grazie und der heiteren Laune, mit der er selbst die trockensten Dinge zu würzen verstand. In beiden bespricht er die Mittel und Wege, welche zur Bildung *(eruditio)* führen, und zwar warnt er in der ersten vor den falschen Kunstmitteln, welche damals in geradezu quacksalberischer Weise angepriesen wurden und öfter sogar ein polizeiliches Einschreiten notwendig machten. Als den Vater aller derjenigen, welche durch solche Erfindungen die studierende Jugend zu beglücken gedachten, führt er Thomas Murner an, der in seinem Kartenspiel (1519) jedermann innerhalb ein bis zwei Monaten zum Meister in der Logik machen wollte und in gleicher Weise die vier Bücher Institutionen zurechtzuschneiden verhiess. Ein ähnlicher Schnelllehrer, erzählt er weiter, habe vor einigen Jahren in Strassburg, um seinen Hunger zu stillen, sich erboten, in ein bis zwei Wochen das zum Studium nötige Griechisch beizubringen, und in der That junge Leute gefunden, die darauf hereinfielen.*) Dann führt er fünf Arten dieses Schwindels an, die Mnemonik, die Lullische Kunst, die Kabala, die Geheimlehre der Rosenkreuzer und endlich die Kunst, mit Hilfe eines *spiritus familiaris* in jedem einzelnen Falle das nötige Wissen bereit zu haben, und plaudert höchst anziehend über Entstehung, Inhalt und Wert jeder einzelnen Kunst. Wenn er die Mnemonik als eitles Blendwerk verurteilt, so weiss er, dass er bei vielen seiner Zuhörer Widerspruch finden wird, welche dieser Erfindung des Simonides,

*) Sehr hübsch wird einige Jahre später ein solcher Jugendfreund von den Herren XXI abgefertigt. Als ein „Matthias Bohemius Poeta bericht, dz Er ein besondern Khunstreichen und geschwinden *methodum informandi juventutem in lingua latina* habe, und sich erbietet innerhalb 2 Jahren die jugend in lateinisch sprechen satt und genugsam zu underweisen“, bekommt er zunächst keine Antwort, da er sein Begehren wiederholt, wird ihm mitgeteilt, „die Academici hätten das Latein in seinem Büchlein sehr schlecht befunden“... „Demnach wird ihm sein begehren pure abgeschlagen, er werde nicht eher und mehr in die Jugend bringen, als die Natur leiden mag.“

die ein Hippias, Metrodorus, Theodectes gelehrt, die Cicero in seiner Schrift an Herennius (si modo Ciceronis est, fügt er hinzu) und im zweiten Buche über den Redner eingehender bespricht, über die er ein besonders jetzt noch in Florenz erhaltenes Werk (de memoria artificiali) geschrieben haben soll (ut nonnulli fabulantur), ihren Wert nicht absprechen mögen. Nichtsdestoweniger behauptet er, dass durch diese Kunst das Gedächtnis nicht nur nicht gefördert, sondern meistens geschwächt und verwirrt werde, und stützt sich dafür auf die Erfahrung und auf das Urteil Quintilians (XI, 2, 4 sq.). Welches die rechten Mittel zur Übung des Gedächtnisses seien, habe unter anderen der berühmte Strassburger Theologe Joh. Pappus gezeigt, der jede Seite eines Buches nach dreimaligem Vorlesen wörtlich auswendig wiederholen konnte und erklärte, das habe er sich durch folgende drei Kunstmittel angeeignet, durch Grammatik, Dialektik und Rhetorik; beim ersten Lesen habe er sich den Sinn der einzelnen Worte klar gemacht, beim zweiten den logischen Zusammenhang, beim dritten auf die Besonderheiten des Ausdrucks geachtet.

Was dann die Lullische Kunst anbetrifft, die Vorgängerin des philosophischen Lehrgebäudes von Giordano Bruno, über welche damals viel hin- und hergestritten wurde, so teilt er zunächst darüber aus Agrippas*) Buch „De occulta philosophia sive de magia“ das wichtigste mit. Dieselbe widerspreche aber Gottes Ordnung, der nach dem Sündenfall gesagt habe: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“. Das bedeute, das man nur durch grosse Mühe und in langer Zeit ein hohes Ziel erreichen solle. Ferner müsse sie mit ihrer Verquickung von Terminologien aus verschiedenen Wissenschaften nur Verwirrung hervorrufen, da nach Aristoteles jede Wissenschaft ihr gesondertes Gebiet, eigene Grundlage, Ziele und besondere Terminologie habe. Auch von der alten jüdischen Kabala, der zu seinem Erstaunen Männer wie Reuchlin und Pico von Mirandula eifrig zugetan waren, weiss

*) Vergl. über Heinrich Cornelius Agrippa Allg. deutsche Biogr. und Jöcher.

er Genaues zu berichten. Danach teilt sich diese Geheimlehre in die Breschith, welche das Wesen der Geschöpfe des Himmels und der Erde darstellt und die Geheimnisse von Gesetz und Büchern philosophisch entwickelt — in diesem Wissen war Salomon Meister, als „er lehrete von der Ceder an zu Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst“ — und in die Mercaba, die Lehre von dem Wesen Gottes und der Engel, eine Art symbolisierender Theologie, die durch Buchstaben-, Zahlen- und Figurenspielerei die tiefsten Fragen darstellen und den Gläubigen die grösste Tugend, unbeschränktes Wissen und Macht über alle Geister und alle Kräfte der Natur verleihen will. Bernegger ist überzeugt, dass all dies weiter nichts als sinnlose Spielerei, verderblicher Aberglaube und reine Gotteslästerung ist. Es sei übrigens auch nichts Neues; denn wie man jetzt aus Zusammenstellungen hebräischer Schriftzeichen Geheimnisse erraten wolle, so habe schon früher Rabanus Maurus aus lateinischen Buchstaben und Verschen Mysterien, habe schon Valeria Proba aus Vergilcentonen das Leben Christi dargestellt. Derartiges sollte man dem starren und abergläubischen Volke der Juden überlassen. Noch schärfer verurteilt er die Brüderschaft der Rosenkreuzer, die er witzig *stelliones* nennt. Eitel Betrügerei und unglaubliche Prahlerei sei alles, was sie von einer allgemeinen Weltverbesserung, von der Zurückführung der Menschheit zum ersten Zustande paradiesischer Unschuld und vollkommener Glückseligkeit, von dem geheimen Wissen der Inder und Peruaner fabelten; und ihre Erziehungsgrundsätze ständen in schroffem Widerspruch mit den ewigen und unveränderlichen Gesetzen der Natur. Vor kurzem habe ein gelehrter Mann den unverschämten Schwindel jener Brüder witzig und gründlich dargestellt.*) Belustigend ist endlich, was er über den Glauben an hilfreiche Geister erzählt, die in Ringen oder Kästchen

*) Er meint Valentin Andreaes „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz“, vergl. Hossbach: Joh. Val. Andreae und sein Zeitalter, ein Buch, welches über alle hier in Betracht kommenden Fragen vortrefflich Belehrung giebt, sowie Planck, Geschichte der protestantischen Theologie, S. 87.

eingeschlossen, in Spiegeln oder Gläsern verborgen ihren Schützling sofort zum Doctor machen können, die jetzt noch als Nothelfer in gelehrten Nöten in Italien käuflich seien, die pfiffigsten seien die Sicilischen. Aus der ernsten Art, wie er davor warnt und sie als Teufelswerk verdammt, erhellt übrigens, dass der Redner selbst an diese Geisterkräfte glaubt.

4. DIE DEKANATSREDE: DE DOCTRINAE PARANDAE RATIONE 1619.

Den wahren Weg zur Bildung zeigt er in der Promotionsrede der Baccalauren: nur durch treue Arbeit (*labor constans*) und zweckmässige Ordnung derselben (*justus ordo studiorum*) wird das hohe Ziel erreicht. „Zwar hat Joseph Scaliger den Homer in einundzwanzig Tagen, die übrigen hervorragenden unter den klassischen Dichtern in vier Monaten, die gesammten Klassiker in zwei Jahren studiert, Galenus hat bis zum fünfzehnten Jahre sich die gesammten schulmässigen Kenntnisse angeeignet, und die Niederländer haben ein solches Sprachtalent, dass von ihnen das Sprichwort geht: Wenn ein Niederländer nur in einem Sack durch ein Land hindurchgetragen wird, so kann er die Sprache desselben. Aber von einem solchen Niederländer erzählt auch Erasmus, dass er, von seinen Eltern nach Frankreich geschickt, um Französisch zu lernen, nach vier Tagen sich gewundert habe, dass er's noch nicht könne, in dem Glauben, das müsse von selbst, aus dem Boden oder der Luft, ihm zufliessen. Und Scaliger ist eben eine Ausnahme des Genies und hat dabei doch, um so Grosses zu leisten, eine unglaublich angespannte Arbeitsamkeit entfaltet, so dass er in dem Getümmel der Bluthochzeit, gleich einem Archimedes, nichts von dem Lärm der Waffen, dem Jammern der Verfolgten, dem Wehklagen der Sterbenden vernahm, und er hat sich bis ins hohe Alter hinein zuweilen kaum zum Essen, Trinken, Schlafen Zeit gegönnt. Und nicht minder haben Galen, Demosthenes, Lycurg, Caesar das Joch derselben bösen Arbeit (*improbus labor*) auf sich genommen. Zeit und Fleiss sind die einzigen Mittel zum Ziele zu gelangen, sie

führen aber auch minder begabte, wie wir von Thomas von Aquino, von Budaeus wissen, auf die Höhe.

Jedoch um nicht selbst bei der strengsten Arbeit Schiffbruch zu leiden, um nicht später über die unnütz verlorenen, mühevollen Jahre klagen zu müssen, ist Regelung, Einteilung, Stufenfolge der Studien vonnöten. Wie übel auch der begabteste und strebsamste daran ist, wenn ihm nicht solche systematische Anleitung zu Teil wird, hat niemand besser als der berühmte Arzt Theodor Zwinger von sich selbst berichtet, der um die Mittel zum Studieren zu finden, von seinem fünfzehnten Jahre an, drei Jahre als Drucker arbeiten musste und so, was er vordem gelernt hatte, wieder verlernte, darauf zwei Jahre in Paris ohne Anleitung alles mögliche Wissen ordnungslos verschlang, mit encyclopaedischem Scheinwissen vollgeladen, in Italien sich darauf der praktischen Medizin befliss, um endlich auf die Mahnung des Bassianus Landus hin in Piacenza seine Studien, aber nun in methodischer Weise, von vorn anzufangen. Ähnlich ist es einem grossen Juristen ergangen,*) der nach oberflächlicher Bekanntschaft mit den Gesetzen der Grammatik, Rhetorik, Dialektik, ohne Kenntnis der philosophischen Disciplinen und des Griechischen, gleich das Studium der Jurisprudenz begann und bald in spitzfindigen Beweisführungen, in gewandten Antworten Grosses leistete, dazu die Anfangsworte vieler Gesetze, was vielen die Höhe der Rechtswissenschaft zu sein scheint, übrigens ohne sie zu verstehen, in einem Athemzuge aufsagen konnte und mit *versus*, *pagina*, *columnae* (vielleicht auch *porticus* und *peristylium*) nur so um sich warf, bis ihm endlich zu seinem Glück die Schriften eines Budaeus und Alciatus in die Hände kamen, aus denen er endlich erkannte, was die wahre Rechtsgelehrsamkeit sei. Ebenso würde es natürlich auch einem Theologen gehen, wenn er, wie ein Schwein in den Rosengarten, ohne Vorstudien in das Allerheiligste dieser Wissenschaft eindringen wollte. Solche Halbgelehrten, welche mit ihrem unreifen Wissen sich in Kirche

*) Vielleicht Dionysius Gothofredus.

und Gerichtssaal breit machen, schaden aber nicht nur sich, sondern sie sind schuld an dem Tode ihrer Kranken, an dem Ruin ihrer Klienten, an dem Verderben der Seelen. Niemand hat mehr Irrlehren in die Kirche, Verwirrung in das bürgerliche Leben gebracht, mehr die Friedhöfe gefüllt als die Halbbildung. Das aber ist der schlimme Fehler heutzutage, dass man den ruhigen und gemessenen Stufengang des Unterrichts verachtet und ohne gehörige Vorbildung, mit ungewaschenen Händen und Füssen sogleich in die Fachstudien hineindrängt. Das ist darum besonders zu beklagen, weil wir in Folge dessen ausser Stande sind, unseren Gegnern im religiösen Kampfe berufene Streiter entgegenzustellen."

Am Schlusse der Rede nimmt er die Gelegenheit wahr, sich über die *Nova Didactica* des Wolfgang Ratichius auszusprechen, von welcher jetzt viel Wesens gemacht würde, besonders seitdem der anerkennende Bericht der Giessener Professoren Jung und Helwig (1614) darüber erschienen sei. Bernegger missfällt zunächst die prahlerische und wahrer Wissenschaft unwürdige Geheimnisthuerei, mit welcher man dabei Wunderdinge verspricht, aber von der Sache selbst blutwenig mitteilt, höchstens durch ein Guckfensterchen einige Punkte zeigt, die in der gewöhnlichen Unterrichtsweise verändert werden könnten. Dann findet er, dass das meiste, zumal das Gute davon, nicht neu sei; denn erstens der Satz des Ratichius, man müsse immer nur eins zu einer Zeit treiben und das durch vielfache Behandlung zu gründlichem Verständnis bringen, ehe man weiter gehe, deckt sich mit der Lehre des alten Plinius: *non multa sed multum legendum esse.* Dieselbe Ansicht ist auch von Epiktet und Seneca ausgesprochen worden. Wenn ferner Ratichius eine Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung verlangt und einen ununterbrochenen Unterricht von mehreren Stunden für unzweckmässig hält, so haben ungefähr dasselbe bereits Cicero und Quintilian gesagt. Der letztere hat auch die dritte Vorschrift schon gegeben und genau begründet, dass man, ausgenommen die Fälle schlechten Betragens, beim Unterricht Schläge und Rute

nicht anwenden und überhaupt nichts mit Härte und Barschheit lehren dürfe. Jetzt freilich soll, wie es scheint, die Nachlässigkeit der Lehrer in der Weise verbessert werden, dass die Kinder nicht gezwungen werden sollen das Rechte zu thun, sondern weil sie es nicht gethan haben, darum bestraft werden sollen. Wenn Ratichius endlich viertens sich beklagt, dass die Schüler so viel unnötige grammatische Regeln und sonstige Dinge auswendig lernen müssen, und mahnt, die Sprachen lieber durch praktische Übung aneignen zu lassen, so schreibt schon Jakob Wimpheling im Jahre 1503 aus unserem Wilhelmitanum heraus an Thomas Wolf den Jüngeren: „Ich lobe die Einsicht der Italiener, die, von zarter Jugend an gut unterrichtet, nur das Nötige und Nützliche lernen. O wenn wir doch auch in Deutschland, wenigstens bei uns in Strassburg, endlich im ersten Unterricht die Italiener uns zum Muster nehmen möchten, und wenn doch verschwände die Dummheit, mit Casus und Tempora den Geist der Kinder abzustumpfen oder bis ins Greisenalter sich abzuplagen in der Grammatik mit Vocativen, unpersönlichen Verben, Appositionen, in der Dialektik, mit dem *universale, reale* und ähnlichem! Ich hoffe, Gott wird uns endlich die Gnade erweisen, dass der Irrtum der verrückten Heiligen, welche noch von dem alten Gespenst, das ihnen selbst die Köpfe verdreht hat, nicht lassen können, aus der Welt geschafft werde.“

Ebenso wie diese vier Sätze, welche seine Billigung finden, glaubt Bernegger auch die übrigen Gedanken des Buches aus den alten Schriftstellern nachweisen zu können. Seine persönliche Ansicht über dasselbe auszusprechen, hält er jetzt für nicht am Platze. Dass er aber, wie wenig ihm manche Äusserlichkeiten und Nebendinge zusagen, in den Grundsätzen mit ihm einverstanden ist, beweist die Schlussbemerkung in dem oben (S. 233) mitgeteilten Bedenken, sowie der Umstand, dass er in dieser und nicht in der vorigen Rede von ihm spricht.

Übrigens scheint er, abgesehen von den erwähnten Amtspflichten als Dekan, noch eine besondere, persönliche Veranlassung gehabt zu haben, sich über des Ratichius Didaktik

öffentlich auszusprechen. Schon zu Ende des Jahres 1610, unmittelbar nach seinem ersten Auftreten in Frankfurt am Main, hatte sich der angehende Schulreformator*) nach Strassburg begeben. Hier wo ein Wimpheling gewirkt, wo ein Johannes Sturm so grossartige Erfolge erzielt hatte, die Verwirklichung seiner Ideen zu versuchen, das musste ihm besonders lockend und ruhmvoll erscheinen, und um so eher möglich, weil er hoffen konnte, in dem streng lutherischen Strassburg auf weniger Hindernisse zu stossen, als in reformirten Städten. Und in der That war es ihm gelungen etwas Boden zu finden, wenigstens in dem kurz zuvor nach Strassburg berufenen Hebraisten Friedrich Blanckenburg einen Anhänger zu gewinnen. Ende Juni 1617 war er dann wieder in Strassburg, um den berühmten Basler Orientalisten Johannes Buxtorf, den er ganz für sich eingenommen hatte und der geneigt war, ihm seinen Sohn zur Unterweisung anzuvertrauen, in die Geheimnisse seiner „Lehrartlehr" einzuweihen. Buxtorf wollte ihn zu dem Zwecke eigentlich in Frankfurt aufsuchen, Ratichius aber erbot sich ihm bis Strassburg entgegenzureisen**), wo er „in der Herberge zum Ochsen oder bey dem Professorn Ebraeae linguae M. Friderico Blanckenburgio im geheim wol werde zu erforschen sein." Da Bernegger mit Buxtorf eng befreundet war, so wird er damals den Reformator entweder persönlich kennen gelernt oder wenigstens Genaueres von ihm erfahren haben. Jedenfalls wird in den Gelehrten- und Schulkreisen Strassburgs eine gewisse Aufregung entstanden sein, zumal da Blankenburg sich auch noch fernerhin bemühte, für Ratichius Propaganda zu machen, freilich ohne Erfolg.***) Unter diesen Umständen also schien es Bernegger geboten, zu dem geheimnisvollen neuen Wesen Stellung zu

*) Vergl. besonders Störl, Wolfgang Ratke, Leipzig 1876, und Gideon Vogt, im Casseler Gymnasial-Progr. 1876.

**) Der Briefwechsel darüber, zum Teil abgedruckt bei Krause, Wolfgang Ratichius oder Ratke im Lichte seiner und der Zeitgenossen Briefe S. 36 ff., zeigt so recht das Selbstvertrauen und die geschäftsmässige Pfiffigkeit des Schul- und Weltverbesserers.

***) Krause S. 40.

nehmen und die altbewährten Schöpfungen und Grundsätze Sturm's gegen unberechtigte Angriffe zu verteidigen.

Beide Reden sind umrahmt von den feierlichen Gebeten und Weihungen der Kandidaten, welche in ihrer ehrwürdigen und zweckmässigen Form seit Sturm fast wörtlich unverändert geblieben sind, und beschlossen durch die Examenfragen, welche noch bei der Promotion an dieselben gestellt zu werden pflegten und von den Zielen des Unterrichts ein anschauliches Bild geben.

5. DIE UMWANDLUNG DER AKADEMIE ZUR VOLLEN UNIVERSITÄT 1621.

Auch im folgenden Jahre hatte Bernegger amtlich Veranlassung sich mit dem Schulunterrichte zu beschäftigen, da der abgehende Dekan satzungsmässig Mitglied der Prüfungskommission war. Jedoch die Schulbesserung kam nicht so schnell zu Stande, wie er gewünscht haben mochte. Zwar wurden die Gutachten zu einem ausgeführten Lehrplane verarbeitet, aber der blieb zunächst auf dem Papier; nur der *hortus medicus* wurde 1620 eingerichtet. Die politischen Ereignisse des Jahres drängten diese Dinge in den Hintergrund, sie führten aber auch die wichtigste Änderung im Schulwesen herbei, die Erhöhung der Akademie zur vollen Universität und im weiteren Verlaufe ihre Trennung vom Gymnasium.

Schon längst waren die Strassburger von der Union wenig erbaut und zahlten mit Widerstreben die grossen Summen, welche man gerade von ihnen mit Schärfe einforderte, weil sie im Gegensatz zu den säumigen Fürsten ihre Verpflichtungen pünktlich und getreulich erfüllten. Nach der Schlacht am weissen Berge aber begannen sie, trotz der zuversichtlichen Berichte und Verheissungen des Böhmenkönigs mit den kaiserlichen Kommissarien geheime Unterhandlungen, welche am 14. März 1621 zu dem Aschaffenburger Vertrage führten. Doch zeigten sie sich dabei den alten Bundesgenossen gegenüber ehrlich und gewissenhaft. „Für die kurze Spanne

Zeit der Dauer des Bundes — bis zum 4. Mai — müssen wir“, so heisst es in der Instruktion für die Abgesandten vom 3. Febr. 1621, „in Glück und Unglück als Biederleute halten, was wir versprochen“. Auch die kaiserlichen Kommissarien rühmen ihr „treuherzig Gemüt“, das sie z. B. hinderte, den Verschleppungen und Schwierigkeiten, welche Mainz den Strassburgern machte, durch das beliebte Mittel der Bestechung abzuhelfen, sodass, als andere Mitglieder der Union sich um die Wette beeiferten, mit dem Kaiser ihren Frieden zu schliessen, „da der Erste die besten Conditiones bekäme“, zuletzt Gefahr drohte, dass man unter viel härteren Bedingungen zum Abschluss gezwungen würde. — Unter diesen Bedingungen war nun als letzter Hauptpunkt die Verleihung der Privilegien einer vollberechtigten Universität, welche am 5. Februar, nach dem Muster der 1607 für Giessen gegebenen, vom Kaiser anstandslos bewilligt wurden. Die Organisation, wie sie durch das Privileg Maximilians II. geschaffen war, blieb dadurch im allgemeinen unverändert: „der Kayser bestätigt, bekrefftigt und confirmirt die hiesige bisz dato in esse gewesene hohe Schul vnd läst also dieselbe bey ihren zuvor gehabten und besitzlich hergebrachten Ehren, Würden, privilegiis, Freyheiten, immuniteten, Satzungen und Ordnungen bleiben“, die nur erweitert werden durch die hinzutretende Berechtigung, den Doctorgrad in allen Fakultäten und den Dichterlorbeer zu verleihen.

Im August 1621 fand die feierliche Eröffnung der Universität statt. Der Verlauf des Festes, das in der üblichen Weise aus Festpredigten, akademischen Reden, Promotionen und der Aufführung einer „Schulkomödie*) bestand, ist ausführlich beschrieben in der 1623 erschienenen „Promulgatio academicorum privilegiorum ulteriorum“ und neuerdings wieder kurz dargestellt worden.**) Da hierbei ausser den Magistratspersonen und dem Pfarrer Schaller nur Rektor und Dekane

*) Moses, verfasst von Kaspar Brülow, vergl. Jundt, a. a. O. S. 47.

**) Alfr. Erichson: Das Strassburger Universitätsfest vom Jahre 1621. Strassburg 1887.

zu reden hatten, so ist es nicht zu verwundern, wenn Bernegger nirgends hervortritt. Er war übrigens, wie er wenigstens später seinem Freunde mitteilt, mit dem Wortlaute der Privilegien nicht ganz einverstanden, da eine böswillige Deutung derselben die ganze Existenz der evangelischen Akademie gefährden könnte, und hatte sich deshalb gegen die Annahme derselben ausgesprochen, obwohl er sich dadurch die üble Nachrede zuzog, als wenn er die Weiterentwicklung der Akademie missgönne und zu hintertreiben suche. In Folge seiner eingehenden Beschäftigung mit der Politik der letzten Jahrzehnte war er wohl den Regierungshandlungen Ferdinands II. gegenüber misstrauisch geworden, nahm vielleicht Anstoss an den Worten des Privilegs: „doch vns vnd dem Heyl. Reich an unsere Obrigkeit vnd *sunst andern* An jhren Rechten vnd Gerechtigkeiten vnvorgreiflich und vnschädlich“, und mag vielleicht daraus gefolgert haben, dass die katholischen Körperschaften als die ursprünglichen Besitzer des Schulvermögens*) ihre Rechtsansprüche, die sie niemals förmlich aufgegeben hatten, wieder geltend machen könnten, wie es auch in der Folgezeit wirklich geschah.

So war genau hundert Jahre, nachdem durch Matthias Zell zum ersten Male in Strassburgs Mauern das Evangelium verkündet worden, die Schule Sturms äusserlich auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung angekommen. Doch trat damit keine Steigerung der Verhältnisse Strassburgs ein. An politischer Bedeutung hat es seitdem jedenfalls verloren. Losgelöst von der Union, die, wenn auch ein ungeschicktes und unsicheres, so doch jedenfalls das einzige Bollwerk des Protestantismus im Reiche war, wurde es fortan genötigt, so gut es eben ging, es mit allen Parteien zu halten, mit niemandem es ganz zu verderben, und in Folge dessen von allen misstrauisch angesehen und nach Kräften ausgesogen. Zwar mochte es sich so oder so stellen, unter den Kriegsdrangsalen, die nun über ganz Deutschland hereinbrachen, wäre es auf jeden Fall

*) Vergl. Engel: Das Gründungsjahr des Gymnasiums in d. Festschrift d. prot. Gymn. 1888, S. 131f.

hart mitgenommen worden, aber wenn der Geist der grossen Vergangenheit noch gelebt hätte, so wäre der Stadt doch wohl eine rühmlichere Rolle zugefallen. Auch in den Schulverhältnissen fand zunächt keine erhebliche Änderung statt, abgesehen von einigen Äusserlichkeiten: eine neue Gebührenordnung wurde eingeführt und die Dauer des Rektorats, das bis dahin jährlich wechselte, auf das übliche Halbjahr festgesetzt, aber weder wurde ein neuer Lehrstuhl geschaffen, noch hob sich die Zahl der Studierenden. Das Bestehende genügte ja auch vollkommen und zu einer Steigerung der Ausgaben waren schon damals, wo die Union schwere Opfer verlangt hatte, wo Spinola drohte, wo Mansfeld die Umgegend brandschatzte, wo die kaiserliche Armee unter Erzherzog Leopold hohe Anforderungen stellte und die Stadt sich kaum einer kaiserlichen Garnison erwehren konnte, die Zeiten wahrlich nicht angethan, ja dass man überhaupt für die Angelegenheiten der Schule unter den obwaltenden Verhältnissen so viel Eifer zeigte, ist überraschend und nur erklärlich aus der Hoffnung, die damals gerade berechtigt schien, dass die Kriegsfurie bald wieder verschwinden werde.

6. BERNEGGERS ERSTE REKTORATSREDE.

Erst am Ende des folgenden Jahres (1622) wurde das Werk der Schulreformation wieder in die Hand genommen. Da dies unter dem Rektorat Berneggers geschah, so ist es einleuchtend, dass ihm die Hauptthätigkeit dabei wird zugefallen sein. Er trat sein Rektorat am 6. August mit einer Rede an, welche zu den schönsten und charakteristischsten Blüten seiner Beredsamkeit gehört, so gefällig ist die Form, so reich und anziehend der Inhalt.*) Nach den üblichen Verbeugungen gegen Behörden und Amtsgenossen plaudert er zunächst eine Weile über die Betrachtungen, zu denen er durch die eben gehörte Rede seines Amtsvorgängers, des Mediziners Melchior Sebitz veranlasst worden, so in geschick-

*) Oratt. academ. V.

tester Weise den Eindruck hervorrufend, als spreche er vollständig aus dem Stegreife. Sebitz hatte seinen Vortrag nach dem alten bewährten Recepte seines Lehrers Junius gebaut, dessen Schulreden meistens weiter nichts als eine durchgeführte Vergleichung des Gymnasiums bald mit einem Garten, bald mit einem Ackerfelde, bald mit einem Schiffe enthielten, wobei der Inhalt, hauptsächlich aus wohlgemeinten Ermahnungen bestehend, immer ungefähr derselbe blieb und nur in eine andere Beleuchtung gerückt wurde. Wie Sebitz beim Reformationsfeste 1617 die bekannte Erörterung über die Tugenden eines wahren Christen mit Bezug auf den Mediziner wiedergegeben, so hatte er jetzt das Leben der Universität im Bilde des menschlichen Leibes dargestellt und die üblichen Mahnungen in ein etwas medizinisches Gewand gekleidet. Das giebt nun Bernegger Anlass zu einem Feuerwerk von heiteren Anekdoten, Vergleichen und Citaten, in denen von Medizin und Medizinern die Rede ist. Das bietet ihm auch den Übergang zu seinem Thema: einem Arzte ähnlich will er einmal dem heutigen Universitätswesen den Puls fühlen und zusehen, ob es mit denselben wirklich so schlimm bestellt ist, wie von mancher Seite behauptet wird. Nach einer etwas weitschweifigen Betrachtung über den Wechsel alles Irdischen giebt er dann einen sehr schönen, natürlich wieder mit vielerlei gelehrtem und geistvollem Schnitzwerk verzierten Überblick über die Entwicklung der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland. Nach einer kulturlosen Urzeit beginnt die erste Periode mit der Gründung der Universitäten von Paris und Pavia durch Karl den Grossen. Besonders unter dem Einflusse von Paris verbreitet sich gelehrte Bildung in den nun überall entstehenden Schulen und Klöstern Deutschlands. Ihr folgt ein „bleiernes oder ehernes“ Zeitalter, in welchem eine Reihe von Universitäten in Deutschland selbst entstanden und von sich aus Bildung und Wissenschaft verbreiteten. Nach der Trierer Hochschule, deren Anfänge ihm in Dunkel gehüllt sind, erstand zunächst die Wiener im Jahre 1237, dieser folgte die Heidelberger, alsdann Prag und Köln; von Prag aus erstand Erfurt und

Leipzig, weiter Mainz, Rostock, Ingolstadt, Leiden, Basel, Greifswald und Tübingen. Von den Zeiten Maximilians I. ab, der die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg veranlasste, die Universitäten Wittenberg und Frankfurt a. O. zu errichten, entwickelte sich das „silberne“ Zeitalter, in welchem eine weitere Anzahl gelehrter Schulen, darunter auch das Strassburger Gymnasium, gegründet wurden. Die Blütezeit aber wurde genau vor 100 Jahren dadurch herbeigeführt, dass griechische Sprache und Litteratur bei uns Eingang und Pflege fand. So gewann Deutschland die erste Stelle in wissenschaftlicher Beziehung, wie aus den gewiss unanfechtbaren Urteilen ausländischer Gelehrten, des Bodinus, des Paulus Jovius und des Antonius Riccobanus, erhellt.*)

*) Die interessante und charakteristische Stelle lautet: *Sed cum abhinc saeculo et quod excurrit fere Latina tantummodo lingua doceretur, ad virile robur eruditioni Germanorum indendum imponendumque colophonem una videbatur adhuc deesse litteratura Graeca, mater et quasi fons omnium scientiarum. Divina ergo providentia sic disponente factum, ut et haec immanitate Turcica suis ejecta sedibus exilio felici primum in Italiam commigraret, Themistoclis illud experta:* ἀπωλόμεθα ἂν εἰ μὴ ἀπωλόμεθα, *inde transvolaret etiam Alpes Germaniamque cum Gallia quasi diluvio quodam inundaret. Ab eo tempore tantum Germani profecimus, ut Joannis Bodini judicio humanitate Asiaticis, militari disciplina Romanis, religione Hebraeis, philosophia Graecis, geometria Aegyptiis, arithmetica Phoenicibus, astrologia Chaldaeis, opificiorum varietate populis omnibus superiores esse viderentur. Quod Bodini judicium tanto dignius est fide, quanto inimiciorem eum fuisse nationi nostrae constat. Quomodo et Paulo Jovio, ipsi quoque non bene alias erga Germanos affecto, haec verba vis veritatis expressit: „Literae, cum ait, non Latinae modo sed Graecae et Hebraicae in Germanorum terras fatali commigratione transierunt. Neque enim contenti illi sua vetere militiae laude, qua Martium decus, Romanis gentium victoribus ereptum, stabili disciplinae severitate feliciter tuentur, ipsa etiam pacis ornamenta, litteras optimasque artes, decoquenti Graeciae ac Italiae dormitanti (quod pudeat) abstulerunt“. Addo superpondium ab autoritate non incelebris quondam Academiae Patavinae doctoris, Antonii Riccoboni, cujus haec verba quadraginta abhinc annis in philotheca nobilissimi Icti Philippi Meureri ostendente filio clarissimo non ita pridem observavi: Ego qui eloquentiam in clarissimo gymnasio Patavino Jurisconsultus*

Von dieser Höhe ist aber, so fährt Bernegger fort, wenigtens nach der Ansicht mehrerer angesehener Männer, unser wissenschaftliches Leben jetzt herabgesunken und befindet sich gewissermassen in dem Zustande greisenhaften Verfalles, wie es nach der natürlichen Entwicklung aller Dinge nicht anders zu erwarten ist. Das zeigt sich besonders auf den Universitäten. Johannes Reuchlin las seine hebräischen und griechischen Kollegien vor mehr als dreihundert Schülern, Eobanus Hessus hatte in seinen Erklärungen griechischer Dichter 1500 Zuhörer; heutzutage hat selbst der berühmteste Professor in ganz Europa kaum den zehnten Teil davon. Woran liegt das? Zunächst an dem Unfleisse der Jugend. Und nun kommt eine sehr gute, freilich wohl nicht sehr ernst gemeinte Strafpredigt zunächst gegen die grosse Mehrzahl der wohlhabenden Akademiker Strassburgs, welche es für unfein und „pennal“ halten, die Bänke der Hörsäle zu drücken und gleich einem Kleophantos nur für Reiten, Fechten, Tanzen und die Wirtshäuser Sinn haben, höchstens dass sie sich etwas *latino-barbarische* (französische) Sprachkenntnis anzueignen suchen. Die armen hingegen fassen ihr Studium nur als Broterwerb und notwendiges Übel auf. Dieser beklagenswerte Mangel an wissenschaftlichem Sinne erklärt sich aus dem Umstande, dass heutzutage die Wissenschaften zu sehr Gemeingut aller Klassen sind, dass auch die Söhne aus den niedrigsten Ständen zu den Studien zugelassen werden. Bei den drei- bis vierundzwanzig Akademien, die wir jetzt haben, geht es mit der Wissenschaft wie mit dem Tausendfuss, der mit seinen vielen Gliedmassen nicht von der Stelle kommt; die akademischen Grade verlieren an Wert, da man sie Unwürdigen erteilt, ja sogar um Geld verkauft; die Professoren als Träger der Wissenschaft entbehren der gebührenden Ehre und Besoldung, daher mit Recht Johannes Owen, „der *Martialis* unseres Jahrhunderts“ schreibt, die Gelehrten seien deshalb in Schwarz gekleidet, weil sie trauern, dass nirgends mehr

profiteor, nobilissimam Germanorum nationem plurimi facio, in cujus sinum et complexum germana eloquentia, vere his temporibus Germana, ex Italiae finibus quodammodo eiecta se recepisse videtur.

Gönner und Mäcene zu finden sind. Endlich aber ist es der Krieg mit seinem Gefolge von Hass, Erbitterung, Zerstörungssucht und Jammer, die Not der Zeit, die Teuerung (selbst die Bücher sind im Preise gestiegen), die allgemeine Verwirrung und Drangsal, welche alles wissenschaftliche Leben überwältigt. Das sind die äusseren Ursachen für den Verfall des wissenschaftlichen Lebens, dazu kommt aber noch, dass die Studien, wie sie heutzutage getrieben werden, in sich selbst ihr Verderben erzeugen. Statt erst gründlich sich den alten Klassikern zu widmen und sich mit sorgsamem Fleisse eine gehörige allgemeine Bildung anzueignen, eilt die Jugend aus der „Werkstätte“ der Grammatik und Dialektik sofort zu den sogenannten höheren Fakultäten, und hier beschäftigt man sich statt mit dem wahren Golde gediegener Gelehrsamkeit mit wertlosen und verzwickten Spitzfindigkeiten. Die Folge davon ist Unfähigkeit der studierten Leute in Staat, Kirche und privatem Leben. Wir werden, um mit Janus Gruter zu reden, bald nur noch *theologastri, leguleji, medicastri* haben und schliesslich in die schlimmste Barbarei versinken.

Nachdem Bernegger solcher Gestalt den Klagen der Schwarzseher Ausdruck verliehen und zwar so lebhaft, dass er persönlich mit in dieselben einzustimmen scheint, zeigt er auch die hellere Seite des Bildes und giebt damit erst seine wirkliche Auffassung von der Sache: „Zwar die Zeiten sind schlimm, aber darum darf ein rechter Mann nicht verzweifeln, sondern muss ringen mit der Macht des feindlichen Geschickes, und wo im Schulwesen sich etwas Krankes findet, da muss die heilende Hand angelegt werden. Und dann sieht es mit dem Stande unseres wissenschaftlichen Lebens doch noch nicht so bös aus, sondern es lässt eher auf eine lange und sichere Zukunft hoffen. Die oben dargelegten Klagen kommen zwar von hervorragenden Köpfen, aber diese sind bekanntermassen gewöhnlich auch Melancholiker und neigen zur Schwarzseherei, daher sind von solchen Männern zu allen Zeiten, selbst in der Blütezeit des klassischen Altertums, dieselben Wehrufe laut geworden. Niemals stand es so gut in der Welt, dass nicht von manchen Seiten noch Besseres gewünscht worden

wäre. Der wahrhaft Gebildete und Weise aber achtet es nicht, wenn ihm von der Masse nicht die gebührende Ehre und Schätzung zu teil wird, er strebt unentwegt seinem hohen Ziele zu, sieht nicht auf äussere Erfolge, sondern findet den Lohn in seinen Studien selbst. Übrigens fehlt auch der Wissenschaft noch gar nicht Ehre und Lohn in deutschen Landen; selbst die Kriegesstürme und schwarzen Wolken, die eine Zeit lang den Himmel des Elsass verfinstert haben und jetzt über ganz Deutschland lagern, können auf die Dauer doch nicht unsere Studien stören oder vernichten, vielmehr entwickeln sich diese gedeihlich weiter. Das zeigt am besten Strassburgs jüngste Vergangenheit; wie in den Niederlanden mitten in der Not des Krieges und der Belagerung Leiden seine Universität errichtet hat und eine glänzende Pflegstätte aller edlen Künste geworden ist, so hat auch unsere gesegnete Argentina diese ihre Akademie, den Sitz der Musen und wahrer Frömmigkeit, welcher durch der Väter Sorge und freigebiges Wohlwollen bis dahin erhalten worden ist, durch die neuen kaiserlichen Privilegien erhöht und denkt jetzt daran, neue hervorragende Kräfte heranzuziehen und der jungen Universität noch grösseren Glanz zu verleihen. Möge diesen hochherzigen Bestrebungen Gott im Himmel seinen Segen geben."

Dies der Hauptinhalt der ersten Rektoratsrede Berneggers. Wie zeitgemäss sie war, wird aus dem Auszuge erkannt sein, ebenso wie eingehend sich Bernegger in dieser Zeit mit allen Fragen des Unterrichtswesens, auch mit der Geschichte desselben beschäftigt hat; die bunte Fülle des Inhalts, die Frische und Glätte der Sprache, die heitere Laune, die wohlthuende Wärme, zumal wenn von den Zuständen Deutschlands oder von strassburger Verhältnissen die Rede ist, kann leider nur angedeutet werden.

7. BERNEGGERS ERSTES REKTORAT.

Kaum war Berneggers Rede verklungen, so lag ihm die Rektoratspflicht ob, durch ein *programma funebre* den Tod des theologischen Professors Tobias Speccer anzuzeigen, der

Tags zuvor in Griessbach gestorben war, und schon nach zwei Tagen (7. August) legte ihm das Ableben des ausgezeichneten Juristen Justus Meier dieselbe Pflicht auf. Einen Monat darauf verschied in seinem Hause, wo der müde Greis, durch die Kriegsstürme aus Heidelberg vertrieben, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, der berühmte Jurist Dionysius Gothofredus. Auch dies Ereignis machte des Rektors *programma* in tief empfundenen Worten bekannt.*) Von besonderer Bedeutung für die junge Universität war die im gleichen Monate erfolgende Berufung des hervorragenden Theologen Joh. Schmidt, welcher der sehr geschwächten Fakultät — da Bechtold schon im März desselben Jahres gestorben war, so wurde sie nur durch die beiden unbedeutenden Professoren Faber und Fröreisen vertreten — wieder neue Kraft und Stärke verlieh und von manchen, z. B. von Tholuck als Vorbild und Lehrer Speners überschwenglich gefeiert wird.**) Da Bernegger schon seit zehn Jahren mit ihm befreundet war, so wird er auch persön-

*) Nach Reifferscheid (a. a. O. Anm. zu 114, 9) hielt Bernegger auch die Leichenrede, d. h. doch gewiss die *oratio funebris*, die Festrede bei einer akademischen Trauerfeier, wie solche nach dem Tode von Professoren oder sonstigen Berühmtheiten abgehalten zu werden pflegte. Das wäre an und für sich nicht unwahrscheinlich, obwohl das gewöhnlich Fakultätsgenossen übernahmen. Es wird auch bezeugt durch die „Biographie universelle Michaud Bd. 17, S. 16 (unter Godefroy, Denis), wonach diese Rede Berneggers in den „Divers opuscules tirés des mémoires d'Antoine Loisel" abgedruckt sein soll. Ob das aber wirklich der Fall ist? Sonst hat über sie, bis jetzt wenigstens, nichts ermittelt werden können, während doch diese Parentatio gewiss von Bernegger selbst veröffentlicht worden wäre. Jedenfalls beziehen sich die Worte Robertins (Brief 114, 15 bei Reifferscheid) nur auf die oben besprochenen kurzen *programmata*, und da Bernegger selbst sechs Jahre später an Salmasius (Epist. commerc. Bern. II, S. 6) auch nur dies *programma funebre D. Godofredo exaratum* sendet, so ist wahrscheinlich, dass er weiter nichts zum Nachruhme seines Lehrers und Freundes geschrieben hat.

**) Vergl. Tholuck: Das akadem. Leben des 17. Jahrh. I 255, II, 131 ff. und besonders: Lebenszeugen d. luther. Kirche S. 217 ff. Hier findet man (S. 221) ein sprechendes Zeugnis von dem naiven Hochmut des jungen Theologen und Gleissners dem damals schon berühmten, um zwölf Jahre älteren Bernegger gegenüber.

lich zu seiner Berufung beigetragen haben. Das sollte ihm freilich nicht zur Freude gereichen. Denn „gleich vom ersten Jahre meines Amtes an“, so schreibt Schmidt an Valentin Andreä, „wurde Bernegger, weil er den Calvinisten gewogen, mein Feind“ und demgemäss scharf angefeindet.

Das wichtigste Ereignis aber seines Rektorats war, dass mit der Schulreformation jetzt Ernst gemacht wurde. Vor allem wurde die förmliche Trennung des Gymnasiums von der Universität ins Werk gesetzt durch die Ernennung Kaspar Brülows zum Gymnasiarchen, die am 1. Dezember beschlossen und am 4. Januar 1623 durch Bernegger vollzogen wurde. In dem darauf bezüglichen Schreiben des Rektors an den neuen Leiter des Gymnasiums heisst es: „Das Gymnasium ist nicht nur für die Akademie, sondern auch für Kirche und Staat insgesamt die eigentliche Grundlage. In Deiner Hand wird es daher liegen, was für Charaktere hinfort unsere Hörsäle als Studiosen, Magister, Doctoren, unsere Kirchen als Prediger, unser Rathaus als Väter, überhaupt unsere ganze Stadt als Bürger haben wird. Vernachlässigst Du Dein Amt, so werden alle diese Klassen in Kurzem die verderblichen Folgen deiner Nachlässigkeit spüren, wartest Du desselben getreu, so muss sicherlich die Frucht Deiner Sorgsamkeit ihnen allen im reichsten Masse zu gute kommen.“ Das Schreiben wurde als Mahnwort und Richtschnur für alle Zeiten jedesmal vorn in die Schülermatrikel, die von jetzt an der Gymnasiarch zu führen hatte, eingetragen.

Zugleich wurde nun auch eine neue Schulordnung und ein ausgeführter Lehrplan gegeben, der in dem *Protocollum conventus praeceptorum ab anno 1647 usque ad annum 1730* erhalten ist und weiter unten besprochen werden wird.

Vorher soll noch der Bemühungen Berneggers gedacht werden, der neuen Universität auch die akademische Gerichtsbarkeit zu verschaffen, welche schon 1619 als ein Bedürfnis empfunden wurde.*) Kunde davon giebt die Rede,

*) „Es seye bei den Studiosis ärgerlich, dass der Rector so gar kein *jurisdiction* habe,“ bemerkt der Stadtschreiber Dr. Fr. Schmidt in der Bearbeitung der Bedenken über die Schulbesserung.

welche er am 9. Mai 1625 bei der Übergabe des Rektorats an den Juristen Joachim Cluten hielt. Eigentlich war ein Theologe für die Würde an der Reihe. Da aber Schmidt erst im Februar eintraf, auch noch zu jung war, und Wegelin, der Nachfolger Speccers, erst zum Beginne des Sommersemesters berufen wurde, Faber und Fröreisen aber diesmal nicht in Betracht kamen, so wurde Berneggers Amt um ein Vierteljahr verlängert, und seitdem fand der Rektoratswechsel immer am 1. Mai und 1. November statt, was auch in Rücksicht auf die Jahreszeit zweckmässiger schien.

Bernegger beginnt seine Rede*) mit einer ziemlich ernsten Mahnung an die studierende Jugend zum Gehorsam und zur Ehrerbietung gegen Professoren und Behörden, und giebt darauf seiner Freude darüber Ausdruck, dass es ihm endlich vergönnt sei, die Bürde eines Amtes abzugeben, für das er so wenig geeignet sei, wie „einem Ochsen der Reitsattel", und sich „den Musen", seinen Studien, zu widmen. Mit einem Hinweise auf die Scepter vor ihm in den Händen der Pedelle kommt er dann sofort auf sein Thema. Vom Scepter will er reden, und nun giebt er zunächst eine rednerisch weniger bedeutende, historisch-philologische Abhandlung über diesen Gegenstand, eine echt-bernegger'sche Disputation, ein Beispiel von jenen s. g. historisch-politischen Disputationen oder Disquisitionen, die er seit dieser Zeit in Menge für seine Schüler ausarbeitete oder von ihnen ausarbeiten liess. „Was er bei guten Autoren über Bezeichnung, Form und Bedeutung des Scepters gefunden", das stellt er einfach zusammen, kommt dabei gelegentlich auf eine von Luthers Übersetzung abweichende Auffassung einer Bibelstelle (Psalm 2, 9) zu sprechen, deren Beurteilung er aber weislich den Theologen überlässt, und vergisst nicht, hie und da ein kleines Geschichtchen behaglich auszuspinnen, um seine Zuhörer zu fesseln.

Alsdann fährt er fort: „Diese Scepter sind aber Symbole und Abzeichen königlicher Gewalt, und wenn die fürstlichen

*) Oratt. acad. VI.

Gründer den Universitäten diese verliehen haben, so haben sie ihnen damit königliche Gewalt verliehen, d. h. da von territorialer Gewalt nicht die Rede sein kann, die Gerichtsbarkeit. Was schreien, zagen, höhnen oder lachen jene „Pistocleri“ *) voll groben Hochmuts, die da sagen, die Schulmeister sollten sich in die Dunkelheit ihrer Bücher verkriechen und zu dem Lichte solcher königlichen Höhe nicht die Augen aufschlagen? Wie hoch die Universitäten stehen, das hat Ferdinand der Katholische in glänzender Weise dargethan, der vor den Universitätssceptern seinen königlichen Stabträgern die Reverenz zu machen befahl und den Rektor zwischen sich und den Kardinal Ximenez in der Mitte gehen liess. Solches Beispiel sollten alle Gründer und Schützer von Akademien sich vor Augen stellen und sollten erkennen, dass wenn sie ihre Hochschulen von andern geehrt wünschen, sie selbst zuerst diesen Ehre erweisen müssten, nicht statt Belohnungen Verluste und Schaden, statt Ehren Lasten statt Bezüge (*emolumenta*) Hunger und Furcht vor Schande bringen dürften.“ (Diese scharfen Ausfälle beziehen sich wahrscheinlich auf die stockende und unvollständige Auszahlung der Gehälter, zu welchen vielleicht damals schon die Kriegsnot den Magistrat mochte gezwungen haben.) Sie würden nichts von ihrer Hoheit und Würde verlieren, wenn sie auch einen Teil davon ihren Akademien überliessen, vielmehr würde die Frucht solcher Ehrung grösstenteils wieder ihnen zu Gute kommen. Die Akademien wollen ja nicht, wie die katholische Geistlichkeit, die da meint, durch Gehorsam den Fürsten gegenüber würde die Majestät der Religion beeinträchtigt, selbständig und unabhängig sein, sie verabscheuen solche Ausnahmestellung. In schuldiger Verehrung neigt sich der Rektor vor der Staatsgewalt und freut sich wie Haupt der Akademie so Glied des Staates zu sein. Darum führen wir auch nicht goldene Scepter, die Zeichen unumschränkter Macht, sondern solche mindern Metalls, darum führen wir in ihnen die Wappen unserer Gründer als Abzeichen, darum verpflichten wir die Studenten nicht bloss zum Gehorsam

*) Figur aus den Bacchiden des Plautus.

gegen den Rektor, sondern vor allem auch zur Treue für Meister und Rat der Stadt.

Aber diese Scepter ohne irgendwelche Machtbefugnis, ohne Gerichtsbarkeit, sind eine Glocke ohne Klöppel, eine Flasche ohne Wein, eine Larve, ein Traum, ein Nichts. Darum üben auch alle Universitäten dieselbe aus, sei es die höhere oder die niedere, je nach der Neigung der Gründer für die Wissenschaften, je nach den Verhältnissen und dem Charakter des Staatswesens. Darum ist, wie zu hoffen steht, auch unseres wohlweisen Magistrats Geneigtheit für die Studien zu gross, als dass er uns Schatten statt Körper gäbe." So versteht es der Redner alle Saiten erklingen zu lassen, welche nur irgend auf die gestrengen Herren Eindruck machen konnten. Doch scheint die Universität ihren Wunsch nicht durchgesetzt zu haben.

Immerhin hat derselbe Mann, welcher sich in aufrichtiger aber übertriebener Bescheidenheit für ungeeignet hielt zu solchem Amte, in seinem Rektorate Bedeutsames und Erspriessliches geleistet, so dass dies Jahr als eins der wichtigsten für die Universität anzusehen ist. Und doch ist es keine leere Phrase, wenn er diese Thätigkeit als eine unbequeme und lästige Unterbrechung seiner Studien auffasst, wenn er voll Ungeduld den Augenblick ersehnt, wo er sich wieder ausschliesslich „den Musen" widmen darf. Denn gerade in dieser Zeit hatte er durch eine neue Art die Schriftsteller zu behandeln seinem Unterrichte und seinen Studien die lebendige Kraft gegeben, die von nun an seine Hauptthätigkeit in Anspruch nahm und ihn zum Stifter einer besonderen Philologenschule gemacht hat. Doch davon später. Jetzt soll der Schulordnung gedacht werden, die unter seinem Rektorat erlassen wurde.

8. DIE SCHULBESSERUNG 1623.

Zugleich mit seiner Bestallung empfing der neue Gymnasiarch eine Anweisung, wie er seines Amtes zu walten habe, die in überraschender Weise an die jetzt üblichen Ver-

ordnungen darüber anklingt. „Der *Inspector curiarum sive gymnasiarcha sive paedagogiarcha* soll vnder des *Rectoris Academici obedientia* sein, bey dem selbigen und dem *consilio privato Academico* der Herren *Decanorum* zu erscheinen, auch jeder Zeit . . . bericht und rechenschafft zu geben schuldig sein.“ Jede Veränderung der vorgeschriebenen Ordnungen unterliegt der Genehmigung des Rektors oder des akademischen Konvents, aus dem jetzt die Lehrer ausscheiden und für die inneren Schulfragen einen eigenen Konvent bilden. Der Gymnasiarch soll dagegen „ob allen und jeden Verordnungen in allen und jeden *Classibus*, sie betreffen gleich die *Praeceptores* oder *Discipulos*, *studia* oder *mores*, *conciones* oder *lectiones* mit allem fleiss, eyfer und ernst gehalten: embsig darob und daran seyn (besonders zu anfang, biss die vorhabende, durchgehende Reformation und verbesserung in einen rechten gang gebracht werde), dass die vorgeschriebene *ratio* und *methodus docendi*, auch die geordnete *disciplina* unverbrüchlich und getreulich getrieben und observirt werde: desswegen er dann nicht nur schlecht durch die *classes* gehen, und die *Praeceptores*, ob sie was anzuzeygen, befragen: sondern die *Praeceptores* und *Discipulos* in seiner Gegenwart ihr Amt verrichten lassen, demselben mit allem fleiss auffhorchen, alles in gute achtung nemmen; auch etwan selbs etwas fragen, examiniren, erinneren, und seine *autoritatem* interponiren soll: und solches nicht nur in der wochen einmahl, sondern täglich.“ Er soll die Lehrer, wenn nötig, „nach seiner *discretion* zu rede setzen, mit glimpff und ernst verweisen, danebens aber guten Rhat und unterricht mittheylen, damit die Jugend auffs allerleichteste *in studiis* proficiren und mit gutem Exempel erbauet werden möge.“ „Zu solchem ende sollen die *Praeceptores* Ihme nicht weniger als dem *Rectori Academiae* mit Hand gegebener Trewe *obedientiam et observantiam* versprechen.“ Er darf ihnen Urlaub geben bis auf drei Tage. Er hat die „*Examina non solennia*, alss *menstrua* oder *trimestria* allein, die *solennia* aber, als *Semestria* und *annua* mit vorwissen und *consens* dess *Rectoris* anzustellen. *In carcerem* einen *Discipulum* legen zu lassen, sollen die *Praeceptores duarum*

superiorum classium wohl macht haben, aber nicht ohne wissen und *consens* des *Paedagogiarchae* widerumb heraussszulassen, es wäre dann das *delictum* dergestalt beschaffen, dass der *discipulus* nicht über drey oder vier stunden *in carcere* bleiben solte.“ Er hat die Aufnahmeprüfungen zu übernehmen und „bey denen *Depositionibus Classicorum* die *Personam Praesidis sive Liberatoris* zu vertretten. Wz aber die *publicos* oder auch *Generosos* anlangt, soll in des *Magnifici* willkühr stehen, entweder selbs zu *absolviren* oder aber dem *Paedagogiarcha* solches anzubefehlen.“ Endlich: „Wann der *Paedagogiarcha* auch für sich selbs etwas in einer, besonders der obern Class dociren würde,*) möchte solches Ihme zu mehrer *autoritaet* dienen.“

Bald darauf (Anfang 1623) erschien der neue Lehrplan, der, wenn man zunächst nur die äusserlichen Klassenziele ins Auge fasst, im Lateinischen und Griechischen die Anforderungen erheblich niedriger stellt, in den Nebenfächern dagegen sie erhöht. Noch soll zwar die *Institutio Classica* sowohl *ad Pietatem et Honestatem* als *ad eruditionem* gerichtet sein, aber unter *eruditio* versteht man nicht mehr die *elegantia latine loquendi*, sondern man ist zufrieden, wenn man grammatische Korrektheit erlangt. Und wenn früher die Fülle der Lektüre, welche geboten wurde, auch ohne dass dies Hauptzweck war, in den Geist des Altertums einführen musste, werden jetzt die klassischen Autoren möglichst fern gehalten. Die *Epistolae Ciceronis*, die Sturm womöglich schon in der Decima geben wollte, werden jetzt erst mit Vorsicht in der Tertia gelesen, und erst in Secunda werden „bequeme“ *orationes Ciceronis*, besonders die Catilinarischen und Philippischen, zur Hand genommen, ja es ist „nicht eben vonnöthen, dass sie eine *Orationem* von Anfang bis zu Ende continue ausführen, sondern viel besser, dass sie auss dieser und jener *formas exordiorum* weissen und erklären: item auss anderen andere *formas narrationum, confirmationum et perorationum*, damit sie also den *Usum* undt Verstandt der Praeceptorum weissen,

*) Brülow war seit 1615 zugleich Lehrer der Secunda und Professor der Poetik.

oder da solches auch zu gross und theuer sein würde, könnte von den Praeceptoribus etwas besonderes auss den *orationibus* zusammengetragen werden, so sich *ad usum et declarationem praeceptorum* am besten schickt.“ Auf das *Inculciren* der *Praecepta Grammatica et Rhetorica* kam eben alles an. In Prima sollten dann zur Abwechslung „Ciceros Officien, oder *de amicitia* (bei Sturm in Quinta!), *de senectute, Sallustius, Curtius*, auch wohl bissweilen *Orationes Mureti* proponirt werden.“ Und „in der *explicatione* solcher *orationum* und *tractatuum* soll der Praeceptor also verfahren, dass er den *Discipulis usum Dialecticae et Rhetoricae* darinnen mit fleiss weisse.“ Von Dichtern gab es erst in Secunda *Ovidii ex Ponto* oder Tristien, in Prima ein Buch Vergil oder die Oden des Horaz. Ähnlich sollten im Griechischen, wo Sturm den Quartanern schon Lucian bot, die Tertia Plutarch *de educ. liber.* oder *Apophthegmata Posselii* mit der *versio Latina* in die Hand bekommen, die Secunda einige Reden des Isocrates oder *Poetas Gnomologicos* oder Xenophons *Cyropaediam* und in Prima dieselben Bücher, also von Demosthenes, Thukydides, Plato, Homer, geschweige von Pindar und Euripides war keine Rede mehr.

Dementsprechend wurden auch die grammatischen und sprachlichen Leistungen so festgesetzt, dass man durchschnittlich um eine Klassenstufe zurückging und immer Sammlungen von Sentenzen (also Übungsbücher, die aus lauter einzelnen Sätzen bestanden) als Übungsstoff benutzen wollte. Sturm's *Neanisci* werden abgeschafft, die *Sententiae Publii Mimi*, welche den letzten Abschnitt der altbeliebten *Disticha Catonis* bildeten, und die *Volumina Poetica* werden beibehalten, die *Colloquia Pontani* empfohlen. Desgleichen soll von Sexta bis Tertia eine *Sylloge optimarum sententiarum* aus Kirchenvätern Lektüre und Übungsstoff im Griechischen bilden.

Merkt man hieraus mit Bedauern die Zurückdrängung des humanistischen Geistes, so ist andrerseits ein Fortschritt in paedagogischer Beziehung geschehen. Um Sturm's Ziele zu erreichen, musste der Arbeitskraft und dem Fassungsvermögen der Schüler viel, oft zu viel zugemutet werden, und manche seiner Vorschläge sind für die betreffende Klassenstufe unan-

gemessen gewesen; jetzt wird bis ins kleinste ein genauer Stufengang vom Leichten zum Schwereren hergestellt, auf die Befestigung des früher Gelernten besonderer Wert gelegt und wiederholt die Mahnung eingeschärft, alles Unnötige wegzulassen und alles *ad captum discipulorum zu accommodiren*, auch wird die Länge der *Exercitia stili* auf das geringste Mass beschränkt.

Diese Fürsorge erstreckt sich schon auf die unterste Klasse, in welcher der Praeceptor seine Knaben nicht bloss „*in Lectionibus*“ mit Fleiss unterrichten, sondern „sie auch zu äusserlichen guten sitten und gebärden anweissen soll, und ihnen offt und wohl einbilden, dass sie bedenken und erkennen sollen, sie seyen Schüler und Studierende Knaben, und derohalben sich selbst wahrnehmen, und ja nicht dergestalt erzeygen, dass zwischen Ihnen und den gassenbuben, auff welche solcher unkosten und fleiss nicht gewendet wird, kein unterscheyd seye“. In ihrem *Elementale* sollen „die vocales absonderlich sein, die Consonantes absonderlich, darbey auch mit j und v eine erinnerung zu thun, Item die *semivocales*, die *mutae*, die *liquidae* absonderlich;“ in die neu zu verfassenden *Rudimenta Grammatica* sollen „solche *paradigmata* gesetzt werden, welche die allerleichtesten sein, und mit dem Teutschen *concordiren*, und da das Teutsche den Knaben bekannt: als zum Exempel in *prima Declinatione penna* die feder, in *secunda Dominus* der Herr, *magister* der Meyster, *Festum* das Fest . . . zusamt dem Teutschen . . . hernach die auff eine oder die andere weise *in genere* discordiren . . . in *paradigmatibus conjugationum* gleicher gestalt noch mehr *exempla* drunder zusetzen, besonders die sich auff die vorhergehenden *nomina* schicken, damit sie *nomina et verba* desto besser gewohnen zusammen zu setzen.“ Für die Knaben welche „allererst anfangen das abc zu lernen, soll neben dem *praeceptore ordinario* der *Collaborator* verbleiben*) und die Jugend die *Literas*, *Syllabas* und *vocabula*

*) Also in derselben Klasse, ähnlich wie früher, und vielleicht jetzt noch, in manchen Dorfschulen der Hilfslehrer neben dem Hauptlehrer in demselben Schulsaal unterrichtete.

fein recht vollkommen und eygentlich aussprechen lassen, beim Schreiben soll er den Knaben die Feder in die Hand geben, dass sie *a e i et sic consequenter* mahlen oder schreiben lernen; da dann der Praeceptor ihnen mit der Hand vorgehen und an der Tafel die Buchstaben ihnen auff das allereinfeltigste vormahlen soll. *Post literas singulas* kommen darnach die *syllabae*, erstlich breviores mit zweyen buchstaben, Item die Diphthongi, alsdann *mutae cum vocalibus conjunctae* vor und nach etc.“ Man sieht, wie sorgsam und genau durchdacht schon vor 300 Jahren der erste Schulunterricht Schritt für Schritt voranging. Nicht minder zeugt von paedagogischer Einsicht die Anweisung, dass in der *Nona* neben den *partes orationes declinabiles* auch etlich wenige *regulae syntaxeos* (ungefehr sechs), die allergemeinsten und notwendigsten, gegeben werden sollen, mit kurtzen, *sententiosis exemplis*;“ ebenso die oft wiederholte Mahnung, man solle „nicht so sehr die *memoriam* und das ausswendiglernen als das *judicium* und den verstand in den Knaben befürdern, die *regulas* sowohl durch deutliche einfältige erklärung als auch durch stätige übung erklären, damit sie auch erkennen, warumb und zu was ende sie solche *praecepta* und *lectiones* lernen.“ Oder wenn es heisst, dass der Knabe in der Grammatik „nicht eben alles ausswendig lernen soll, sondern in aller Fürfallenheit seinen *recurs* zu diesem Buche habe und solches für eine *censuram* und *normam* gebrauchen, auch sich darauff verlassen dürfe,“ und wenn die schriftlichen *Exercitia* sich eng an die Regeln anschliessen, der griechische Lehrgang nach dem lateinischen „gerichtet und *accommodirt* werden soll, damit die Jugend soviel immer müglich, einerley wert und *methodum* behalte;“ wenn endlich der Lehrer möglichst viel die Schüler selbst finden lassen soll („da einer *in interpretatione et resolutione* fehlet, einen anderen fragen und es nicht eher sagen, biss er gleichsam niemand in *classe* findet, der es weiss“), so sind das alles wichtige Fortschritte, welche zeigen, dass die Ideen eines Ratichius u. a. auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Daneben kommen freilich auch manche Absonderlichkeiten vor, z. B. soll in den unteren Klassen der

grammatische Stoff, welcher jedesmal auf der höheren Stufe gelernt wird, als Lesestoff und zu Schreibübungen benutzt werden, ein Verfahren, welches das natürliche Verlangen des Kindes nach Neuem, die Grundlage alles Unterrichts und alles Wissens, ertötet.

Ein wenig Abwechslung in dem Einerlei des Einprägens von Paradigmaten, Vokabeln, Regeln und Sentenzen boten die Nebenfächer. Bei dem beherrschenden Einflusse, welchen die Geistlichkeit in Schule und Stadt gewonnen hatte, war es natürlich, dass besondere Aufmerksamkeit dem Religionsunterrichte gewidmet wurde. „Jeden Tag werde die Institution und Lernung mit dem lieben Gebett angefangen und beschlossen, dergestalt dass die *discipuli* morgens früh das morgengebett samt dem Vatter Unser betten. Dessgleichen zu acht und respective neun Uhr*) dasjenige Gebett, welches man in der Kirchen pflegt zu gebrauchen, sprechen, zu abend das gewohnliche gesang (Verleih uns frieden genädiglich) und gebett verrichten“. In Decima sollen die sechs Hauptstücke ohne, in Nona samt den Erklärungen Luthers perfect und fertig auswendig gelernt werden, und zwar in deutscher Sprache, auch sollen die Kinder schon jetzt im Singen der Psalmen und geistlichen Lieder geübt werden, was nachher fleissig fortgesetzt und repetiert wird. Von Octava an tritt der besondere samstägliche Religionsunterricht hinzu. Hier soll die Sonntagsepistel gelesen, Haustafel und Sprüche gelernt werden, in Septima kommen die Symbola, „desgleichen sollen die Knaben etliche vornehme Teutsche Psalmen und geystliche Gesäng, die mann in der kirchen singet, „gleichsam summen des Christenthumbs“, auswendig lernen, und die lateinischen Evangelien und Episteln sollen *pro exercitio legendi* dienen. Von Sexta an sind die Schüler gehalten die Sonntagsabendpredigt anzuhören. Hier und in Quinta wird Luthers deutscher Katechismus gründlich repetiert und „geystreiche“ Psalmen gelernt, auch werden die Evangelien *latine* gelesen und erklärt.

*) Der Unterricht begann im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr, und dauert Vormittags 2 Stunden, Nachmittags von 1—3.

Von Quarta an ist der samstägliche Religionsunterricht zweistündig und *Hutteri Loci communes* dienen als Lehrbuch. „Damit die *studiosi ad ipsam Augustanam confessionem et formulam concordiae* bei Zeiten gewiesen und darinn erbauet würden, were doch gut, dass zu end des Catechismi etliche fernere hauptsprüch nicht allein *in pietate et moribus,* sonderen auch *in dijudicandis Religionum controversiis* gute anlass und ausschläg zu geben, getruckt würden". „Am Sonntag aber soll der Praeceptor ane statt der *Lectionis sacrae,* damit die *Discipuli* nicht viel bücher, oder auch Feder und Dinten mit sich in die Kirch tragen dörffen, eine *liberam Examinationem* desselbigen Sonntags *evangelii,* oder der Morgenpredigt (in Quarta, in Tertia und Secunda der Epistel oder der Abendpredigt) vornemen"; und in Prima „soll der Praeceptor am Sonntag die *Epistolas Apostolicas* haben und die *Discipulos* ein *caput* oder *partem capitis ex Graeco latine* interpretiren."

Der Religionsunterricht, der bei Sturm nur insofern in den Schulplan eingefügt war, als die neutestamentlichen Bücher und Luthers Katechismus in lateinischer und griechischer Übersetzung als Lektüre für den Betrieb der klassischen Sprachen dienten, ist jetzt also ein selbständiges Lehrfach geworden, das die religiöse Erziehung und Vorbildung zum Selbstzweck hat und um dies zu erreichen, sich die Pflege der Muttersprache besonders angelegen sein lässt.*) Der Religionsunterricht war also die Thür, durch welche die in grausamer und naturwidriger Weise aus der Schule verbannte deutsche Muttersprache wieder Einlass und Pflege fand. Und sofort gewann sie auch im Hauptunterrichte festen Fuss. Jetzt sollte die neuzubearbeitende lateinische Grammatik alle Regeln auch in deutscher Fassung enthalten, zu jedem Paradigma und Übungssatze sollte die deutsche Bedeutung mitgelernt werden, der Praeceptor der Septima wird ausdrücklich gemahnt „sich zu befleissigen, dass er den Knaben nicht allein gute Lateinische Phrases inculciere sonderen auch

*) Auch Hutters Loci communes waren deutsch und lateinisch abgefasst.

zu einem rechten guten Teutschen gewöhne", in Tertia „soll er sie mit fleiss dahin halten, dass sie alles recht und gut Teutsch zu geben wissen"; ja selbst in Prima wird es für ratsamer gehalten, die *orationes et tractatus* nur deutsch zu interpretieren, freilich nur „zur Zeit, biss künfftig will's Gott, durch diesen *methodum* die Knaben besser qualificiert *ad hanc classem* kommen mögen". Dabei sollte freilich, wenigstens von Octava an, auch das Lateinsprechen geübt werden, aber von peinlicher Beobachtung dieser Weisung, von besonderen Strafen gegen Verstösse darin ist keine Spur zu finden. Übrigens ist schon der Umstand, dass dieser ganze Lehrplan nur deutsch aufgezeichnet ist, ein Beweis dafür, dass die naturgemässe Stellung der Muttersprache wieder anerkannt wurde.

Auch der Mathematik ward jetzt der gebührende Platz angewiesen, wenigstens wurde ein Anfang damit gemacht, dieselbe zu einem stufenförmigen Unterrichtsfache zu gestalten, das den Zwecken des bürgerlichen Lebens dienen sollte und darum nur in deutscher Sprache gegeben werden konnte. In Decima sollten die Kinder die Zahlen bis 100 deutsch und lateinisch schreiben und lernen, in Nona bis 1000, in Octava sollte das Einmaleins geübt werden. Weiter oben soll „die Arithmetik, als sehr nützlich und nothwendig, und den Knaben anmuthig und unschwer zu fassen, getrieben werden nicht allein mit der Feder, sonderen auch mit den Rechenpfenningen und der Bauren Rechnung"; und zwar in Septima „die zwo erste species, *Additio et Subtractio,* Teutsch künte ihnen nur von freyer hand gewiesen und *ad tabulam* geschrieben werden" (also auch Kopfrechnen), in Sexta kommt die *Multiplicatio,* in Quinta die *Divisio*; in Quarta soll die *Regula de tri* getrieben werden, in Tertia die Bruchrechnung; für den Unterricht in Secunda und Prima werden die Anweisungen noch vorbehalten: „M. Berneggerus soll erst ein Compendium aufsetzen und verfertigen".*) — Dieser mathematische Lehrplan richtet sich also ganz nach den oben mitgeteilten Vorschlägen Berneggers.

*) Vergl. darüber oben S. 78f.

Aber nicht bloss hier sondern für die gesamte Neugestaltung des Schulwesens ist sein Einfluss massgebend gewesen. Das entspricht nicht nur seiner Stellung als Rektor und seinem Interesse für die Fragen des höheren Unterrichts, das zeigt sich vor allem in den Grundgesetzen, nach welchen dieser Entwurf verfasst worden ist. Die freundliche Rücksichtnahme auf das Wohl und Wehe der Schüler, die ihm fast der oberste Gesichtspunkt ist, die Scheu ihnen zu viel zuzumuten, die ausgesprochene Abneigung gegen allen todten Gedächtnis-, gegen allen unnötigen Regelkram, die geringe Bedeutung, welche der Rhetorik und Dialektik beigelegt wird, dagegen die besondere Pflege des *judicium*, des gesunden Menschenverstandes, die Betonung aller derjenigen Bildungsmittel, welche für das Leben von Bedeutung sind, das sind gerade die Grundgedanken der Bernegger'schen Paedagogik, welche die Schüler nicht zu eleganten und gewandten Latinisten sondern zu brauchbaren Organen für Kirche, Staat und Bürgerschaft vorbilden wollte. Nur in einem Punkte verleugnet er sich, nämlich in der Vernachlässigung der klassischen Autoren. Mag dies durch das Streben, den Schülern möglichste Erleichterung zu schaffen und zunächst wenigstens das Notwendigste, Kenntnis der Grammatik, zu erreichen oder durch den Einfluss der Geistlichkeit herbeigeführt worden sein, es fehlte damit der neuen Schulordnung das belebende Element, das warm pulsierende Blut, ein Übelstand, der auch bald erkannt wurde und zur Abhilfe nötigte.

Dem Lehrplan wurde eine Instruktion für die Praeceptores*) beigefügt, die wiederum vortreffliche Gedanken enthält. „Die Praeceptores in allen und jeden Classibus sollen mit sonderem fleiss sich dahin bearbeyten, dass die Disciputi nicht nur in der Class recitiren, und dasjenige auffsagen, wz sie zu Hauss gelernet, sondern dass sie in der classe informirt und gelehrt werden, und also so viel gute stunden des

*) Wie die Lehrer ihres Amtes warteten, darüber giebt die Bemerkung des Stadtschreibers Dr. Fr. Schmidt Aufschluss (vergl. S. 255 Anm.): „Die Praeceptores sollen nicht wie bishero 1/2 Stund oder wohl länger in dem Kreutzgang auf und ab spatzieren gehen".

Tags ihnen nicht vergeblich hingehen, sondern alle und jede wohl und zu ihrem nutzen angelegt werden, auch die Discipuli alle ieder Zeit *attenti* sein müssen! Dann solches ist des Praeceptoris meyste *officium*, das er die *discipulos* lehren soll, und nicht von ihnen anhören, was sie für sich selbs gelernet haben. So koennen auch die Eltern ihre Kinder zu hauss etwas mehr gebrauchen oder die *discipuli* in solcher Zeit etwas anders, was Nutz und gut ist, lernen oder verrichten, und mit freudigem gemüth zur schule kommen. Wie dann in allem mehr auff das *judicium et usum*, als auf die *memoriam* besonders in *istis technologicis* zu sehen ist". Das sind goldene Worte für alle Zeiten.

9. BERNEGGERS LATEINISCHE GRAMMATIK.

Entsprach schon unter Sturm die wirkliche Schulpraxis in vielen Punkten wenig den Ideen und Anordnungen des Lenkers, so fehlte auch jetzt viel, dass sich die Zustände sogleich erheblich geändert hätten. Für viele Besserungen war ausdrücklich auf die Zukunft verwiesen worden und vor allem fehlte es an den geeigneten Männern. Daher haben 1624 die Herren Einundzwanziger über Unordnung in der Schule zu klagen und spricht Bernegger 1627 von den vielfachen Mängeln des Gymnasiums, besonders im Lateinischen und in der Dialektik, welche durch Rixingers neues Lehrbuch seiner Ansicht nach zu einer reinen *carnificina ingeniorum* geworden war. Ebensowenig mochte sich Bernegger mit der *Rhetorica* befreunden, mit welcher schon vorher Florus die Schule beglückt hatte.

Dagegen ward im Jahre 1629 ein anderer Wunsch Berneggers erfüllt. Wie früher (S. 78) schon mitgeteilt worden ist, wurde das neue mathematische Lehrbuch des Professors Malleolus eingeführt. Überhaupt wurde jetzt dem Gymnasium wieder etwas mehr Interesse zugewandt, vielleicht weil Bernegger, von der Last der Professur für Beredsamkeit befreit,*)

*) Vergl. weiter unten Abschn. IX.

als Dekan und im folgenden Jahre als Rektor die Verhältnisse der Schule wieder schärfer ins Auge fassen konnte. Er selbst erhielt den Auftrag, die lateinische Grammatik des Theophil Golius neu zu bearbeiten. Freilich kam ihm die Sache recht ungelegen, denn gerade hatte er sich mit Eifer der Bearbeitung des Justinus gewidmet, und ingrimmig äussert er einmal zu Valentin Andreae, ihm sei der Auftrag geworden, nur damit er ja nicht, durch solche Kleinigkeiten ermattet, sich dem zuwenden könne, worin er, wenn er Zeit hätte, vielleicht etwas leisten könne. Aber mit seiner bewunderungswürdigen Arbeitskraft, Frische und Gewandtheit ging er ans Werk, bat denselben Freund um Rat *cum de grammatica in usum Gymnasiorum compendiose simul et nervose tractanda tum in universum de methodo juventutis erudiendae*, Fragen, worüber er sich schon im Schwarzwaldbade mit ihm unterhalten hatte, und setzte sich besonders mit Gerhard Voss in Verbindung, dessen kurz vorher (1626) erschienene Grammatik er am liebsten einführen möchte. Doch dem stand das Interesse der Strassburger Buchhändler entgegen, die schon einer Umarbeitung abhold waren, sodass er „auf Mittel denken musste, wie des Herrn Glasers sel. Erben schadlos möchten gehalten werden". Im Laufe weniger Monate hatte er die Arbeit vollendet und eine gründliche Umgestaltung vorgenommen. Er ging dabei von dem Grundsatze aus, dass eine Grammatik ein Nachschlagebuch *ad inquirendum, non ad ediscendum* sei*), und machte sich die Gedanken des Johannes Caselius zu eigen, welche dieser in seiner Schrift *de ludo litterario recte aperiendo* (§ 130) ausgesprochen, eine Schulgrammatik solle kein vollständiges Lehrgebäude der Sprache bieten, sondern die Richtschnur und der Wegweiser sein und zwar nur dort, wo Irrungen zu erwarten seien. Verkehrt sei hier das Streben nach Vollständigkeit und auszuscheiden alle unnötigen und selbstverständlichen Definitionen, die für den Schüler doch nicht recht fassbar seien. Flektieren können sei

*) Brief an den Marburger Professor Meno Hanneken, vom 9. April 1627.

die Hauptsache und möglichst bald müsse man an die Lektüre geführt werden.

In der Umarbeitung des Golius verfuhr Bernegger aber nicht selbständig sondern legte Voss' Grammatik zu Grunde. Die Arbeit erschien 1632 anonym unter dem Titel:

> Theophili Golii Grammatica latina, novissime recognita in usum Gymnasii Argentoratensis.

Die Hauptveränderung bestand in der Abschaffung der katechismusähnlichen Fragen, welche zum Auswendiglernen der Regeln zwangen, und in einer besseren Einteilung. Freilich ein Vergleich mit den heutigen Grammatiken bringt die angenehme Gewissheit, welchen Fortschritt die Gymnasialpädagogik auf diesem ihrem Hauptgebiete im Laufe der Zeit gemacht hat, und Aufklärung, warum damals so gewaltig viel Zeit auf das Lateinische verwendet werden musste und warum die Erfolge meistenteils so unbefriedigend waren. Denn trotz aller Abneigung vor den philosophischen Doctrinen und Formeln in der Grammatik konnte sich Bernegger von dem Hergebrachten nicht frei machen. Daher sind die Regeln doch lateinisch abgefasst und beginnen mit einer Reihe überflüssiger Erklärungen, oft sind einfach des Golius Fragen fortgelassen und die Antworten stehen geblieben, z. B. im Anfange heisst es: *Grammatica est certa loquendi et scribendi ratio. Partes grammaticae sunt quatuor: Orthographia, Etymologia et Syntaxis.*

I. Orthographia est quae docet recte scribere: ut Equus per e ein Pferd: *Aequus per ae* billich u. s. w.

Die *Orthographia* handelt von den Buchstaben, die sämtlich in dem Memorialverse

> Gaza frequens Libycos duxit Karthago triumphos

enthalten sind. Die *Prosodia* giebt die Bedeutung von Accent und Quantität an, die *Etymologie* die acht Redeteile: Nomen, Pronomen, Verbum, Participium, Adverbium, Praepositio, Conjunctio, Interjectio. (Memorialvers: Vae tibi ridenti! nam mox post gaudia flebis). Dabei die für Bernegger charakteristische Bemerkung: „*Partes orationis species dictionum rectius appellaveris sed usitata non temere mutanda.*“

Daher hat er auch im folgenden Hauptabschnitte vom Nomen die Eigentümlichkeit des Golius beibehalten, dass er ausgeht von der Motion, darauf die Comparation folgen lässt und dann erst die Genusregeln bringt und zwar diese gleich für alle Declinationen, und nach dem äusserlichsten Gesichtspunkte, der sich denken lässt, nämlich nach alphabetischer Reihenfolge der Endungen: also zuerst kommt das Genus der Substantiva auf *a*, *e*, *i*, *v*, *y*, *o*, dann auf *c*, *t*, *al*, *el*, *il*, *ol*, *ul*, *um*, *an*, *in*, *on*, *en*, *ar*, *er*, *ir*, *or*, *ur*, *as*, *es*, *aes*, *is*, *os*, *us*, *ys*, endlich auf *bs*, *ls*, *ms*, *ns*, *ps*, *rs*, *x*. Die Ausnahmen für jede Gruppe sind häufig in Hexametern zusammengefasst, so heisst z. B. die Regel über die Masculina auf *is*:

Mascula sunt amnis, anguis, aequalis, aqualis,
Hinc assis, axis, collis, caulisque canalis, u. s. w.

elf Verse hindurch.

Erst auf S. 42 kommt die eigentliche Declination und hier werden bei der dritten wieder alle Nominativendungen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und und gezeigt, wie von jeder der Genitiv zu bilden ist. Dabei ist aber die Anordnung übersichtlicher als im Golius oder Voss und viele Einzelheiten sind als für den Schüler unwesentlich durch Klammern und kleineren Druck kenntlich gemacht. Das Kapitel von den Anomalien giebt eine fast unendliche Aufzählung aller Defectiva und Abundantia, die irgendwie als solche gelten können. In die nun folgende, ebenfalls sehr ausführliche Wortbildungslehre sind die Numeralia als Denominativa mit hereingezogen und sehr stiefmütterlich behandelt, die Cardinalzahlen werden nur bis dreissig angegeben. Überall wird die bunte Fülle der Formen in eine von aussen hereingetragene, starre dialektische Schablone eingepresst, trotzdem Bernegger hie und da Zweifel an der Berechtigung derselben durchblicken lässt.

Dieser Schematismus wird noch auffälliger, wenn im Kapitel über das Pronomen zwanzig dieser Klasse zugehörige aufgezählt, davon aber gleich zwei, nämlich *ego* und *tu*, als Substantiva ausgeschieden werden und für ihre Declination

auf die *Institutio elementaria*, die *educatio puerilis*, verwiesen, das Übrige dann nach den Gesichtspunkten *species*, *significatio*, *genus*, *numerus*, *figura*, *persona*, *casus* und *declinatio* behandelt wird. Für diese Menge von Überschriften fehlt es natürlich sofort an Stoff. Nach ähnlichen Gesichtspunkten wird das Verbum besprochen, für welches Paradigmen als bekannt vorausgesetzt werden, dagegen ist das Verzeichnis der sogenannten unregelmässigen Verba ungefähr in der jetzt noch üblichen Weise mit den drei Stammformen gegeben und jedesmal mit der deutschen Bedeutung versehen.

Dem Participium als besonderem Redeteile wird ein eigenes Kapitel gewidmet, und selbst hier wieder werden die Gesichtspunkte *genus*, *figura*, *persona*, *numerus*, *casus*, *declinatio*, *tempus*, *significatio* ins Feld geführt; ja schliesslich handelt ein besonderer Abschnitt über die Comparation der Participien und ihren Übergang in die Bedeutung von Substantiven. Ebenso schematisch werden die Adverbia ihrer Bedeutung nach in 23 Gruppen eingeteilt, allerdings dabei die Anweisung gegeben: *Praeceptores ediscendorum cujusque significatus exemplorum numerum discipulorum captu metiantur*, ihrer *species* nach in Primitiva und Derivata, ihrer *figura* nach in Simplicia und Composita. Ebenso geschieht es bei den Conjunctionen, während der wichtigste Unterschied von coordinierenden und subordinierenden Conjunctionen keinen Platz findet. Wie wenig man bei der Unterweisung auf die verstandesmässige Auffassung und Erkenntnis gab, wie viel auf das mechanische Auswendiglernen ankam, zeigen die häufig beigefügten Zusammenstellungen solcher Wörter, die bei ähnlicher oder übereinstimmender Form verschiedene Bedeutung haben. Ein Index, das Characteristicum der Schulbücher Berneggers, beschliesst den ersten Teil.

Der zweite Teil, die Syntax, schliesst sich grösstenteils eng, oft wörtlich an Vossius an, doch sind hier mehr als in der Formenlehre selbständige Besserungen zu bemerken, die durchweg von dem pädagogischen Blicke des Bearbeiters zeugen. Der Stoff ist erheblich beschränkt, die Regeln sind durch Anordnung und Fassung für den Schüler möglichst

leicht gemacht. Die Beispiele für die Regeln sind erheblich vermehrt, und zwar sind möglichst solche gewählt, die wegen ihres Inhalts beherzigenswert erscheinen. Doch giebt er die ausdrückliche Anweisung, dass nur eins oder zwei auswendig gelernt, die übrigen der freien Lektüre überlassen werden sollen.*) Die Regeln sollten sich die Schüler *crebra lectione familiari et inventu* aneignen. Um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, wird überall bei Zusammenstellungen die alphabetische Folge beobachtet und oftmals der hexametrische Versus memorialis angewendet.

Das sind die Besonderheiten der neuen Bearbeitung. Sie zeigen das praktische Geschick des Schulmannes, der in erster Linie bestrebt ist, es seinen Schülern leicht zu machen, während in sprachwissenschaftlicher Hinsicht kaum ein Fortschritt zu bemerken ist. Noch kommen Regeln von verwunderlicher Äusserlichkeit der Auffassung vor, wie wenn der Satz: *Sum Genitivum vel Ablativum postulat, cum qualitatem aliquam aut animi affectionem significat,* durch die Bemerkung ergänzt wird: *Ablativo Praepositio nunnamquam additur,* oder wenn das Kapitel vom Infinitiv mit der Regel beginnt: *Cum duo Verba conjunguntur absque conjunctione alterum ponitur in Infinitivo,* und vom Accusativ cum Infinitivo diese Erklärung gegeben wird: *Infinitivum praecedit Accusativus qui exponitur per Nominativum adjecta particula quod vel ut.*

Die Bearbeitung Berneggers fand so lebhafte Anerkennung, dass schon im zweiten Jahre nach deren Erscheinen an eine neue Auflage gedacht werden konnte**) und in der Folge öfter (z. B. 1652) ein Wiederabdruck nötig war.

*) *Syntacticis regulis exempla pleraque sententiosa sunt annexa, quibus tamen ediscendis onerari tenellos consilium non est. Singula vel bina judicio praeceptoris eligi, ceteris arbitrariae discipulorum lectioni relictis sat fuerit.*

**) Bernegger schreibt an Jo. Freinsheim d. 19. Mai 1634: *Goliana Grammatica hac aestate recudetur nec dubito quin ad eam instruendam ex tuis multum subsidii peti possit ... Hoc certe opusculum cur perire nolim, causa non una est.* (Es brachte nämlich etwas ein.)

10. DIE UMGESTALTUNG DES GYMNASIUMS IM JAHRE 1634.

So hatte man gerade zehn Jahre gebraucht, um wenigstens einige der wichtigsten Lehrbücher für den neugeordneten Unterricht zu schaffen, und manche davon, wie Rixingers Dialektik und die Rhetorik des Florus hatten sich schon als verfehlt herausgestellt. Dass unter diesen Übelständen der Unterricht, der damals vielmehr als heutzutage auf ein Lehrbuch angewiesen war, schwer zu leiden hatte, liegt auf der Hand. Dazu kam die Ungunst der Zeitverhältnisse. Lenkte schon die Universität, die stolze Tochter, das Interesse der Stadt von der bescheidenen Mutter ab und nahm die tüchtigsten Lehrkräfte und den besten Teil der verfügbaren Mittel für sich in Anspruch, so wurde seit 1626 durch die Kriegsnot der Schulbesuch aufs äusserste gefährdet.*) Ja im Herbst 1633 musste wegen der Pest die Anstalt auf einige Monate ganz geschlossen werden. Nach diesem Schlage erschien eine gründliche Neuordnung unumgänglich. Auf Veranlassung des Kanzlers Joachim von Berstett wurden die Professoren Dorsche, Bernegger und „wegen seiner *prolixitet* und *perplexitet*“ Dannhauer beauftragt zu „deliberiren 1. welche *Classes* zuezuthun 2. welche *praeceptores* zu behalten und wie Andere einzuefühlen 3. wie die bleibende *praeceptores* in die *Classes* ein- und abzutheylen.“

Bernegger hatte sich von Jahr zu Jahr mehr mit den Fragen der Pädagogik und des Unterrichts beschäftigt. Schon seit dem Jahre 1629 trug er sich mit dem Plane einer zusammenfassenden Darstellung des Schulwesens und hatte dazu die Lebensbeschreibungen seiner eigenen Lehrer teilweise fertig gestellt. Weit und breit galt er als Autorität auf diesem Gebiete, von Lindau, Schaffhausen, Magdeburg, Hamburg, überall wo

*) Böcler im „Strassburgischen Gymnasii Christl. Jubelfest,“ S. 151: *Verum inter has provisiones et constitutas optime rationes passum tamen est Gymnasium nescio quid occultae tabis: extenuari solidiorem doctrinae speciem, disciplinae nervum remitti ac dissolvi non vanae jam querelae saepe occinebant.*

alte Schüler von ihm des Schulwesens zu warten hatten, wurde sein Rat eingeholt. Er steht in dieser Beziehung als rechter Nachfolger Sturm's da, und wie sehr ihn gerade im Anfange des Jahres 1634 diese Dinge in Anspruch nahmen, trotzdem er zu gleicher Zeit an dem *Systema* Galileis arbeitete, erhellt aus einem Briefe an den Lindauer Rektor Ilinus (12. Jan. 1634). Hier bekennt er sich zu den Ansichten des *Erasmus (ad Budaeum vol. epistol. pag. 808* *) und Gruters (Vorrede der „*Varii discursus s. prolixiores Commentarii ad aliquot insigniora loca Taciti atque Onosandri* gegen Ende), die beide davor warnen, die Jugend mit Dialektik und Rhetorik zu überladen, das sei nur das Handwerkzeug zum Lernen, brächte aber selbst kein Körnchen Bildungsstoff. Das sei ihm aus dem Herzen gesprochen. Doch wage er's nur vor vertrauten Freunden zu sagen.**) „Denn in unserem Gymnasium ist es Sitte, den Schülern, kaum dass sie die Anfangsgründe der Grammatik kennen und auch nur einigermassen im Lateinischen geübt sind (ans Griechische und Hebräische wagen sich leider überhaupt nur sehr wenige), schon dialektische und rhetorische Spitzfindigkeiten aufzugeben, das toll zu sein scheint, wer von diesem offiziellen Brauche in seiner Privatmeinung abweicht . . . Wahrlich mich dauern die armen Schüler, die so viel gute Stunden des blühendsten Alters in diesem Dorngestrüpp, der Weide dürrer Geister, verwenden oder vielmehr verlieren müssen . . . Die erste Sorge sollte sein (was bei uns aber die letzte oder vielmehr gar keine Sorge ist), den Text Cicero's den Schülern deutsch zu exponiren und ein gründliches Verständnis zu erarbeiten. Danach könnte man ihnen eine ganz kurze und allgemein gehaltene „ἀνάλυσιν *partium orationis praecipuorumque membrorum*“ geben; aber mit jener Last weitschweifiger *commentationum* und der griechischen, meistens aus Hermogenes entnommenen *Termini technici*, Dinge, die dem Cicero selbst niemals in den Sinn

*) In den Epistt. select. S. 536.

**) Später, in einer Fakultätssitzung vom 9. Sept. 1635, hat er offen erklärt: „Lieber Latein lehren als mit diesen *inanibus subtilitatibus* die jungen turbiren.“

gekommen sind, die *ingenia* der zarten Jugend zu überschütten, das ist törichte περιεργία.“

Noch ausführlicher hat er seine Ideen über den höheren Unterricht in einem späteren Briefe an Ilinus (12. Januar 1636) ausgesprochen, insbesondere setzt er dort auseinander, welches Latein zu lehren sei: „Wie ich aus deinen Fragen entnehme“, heisst es hier, „wollen manche bei Euch (wie es solche auch bei uns giebt) lieber moderne Lateiner zur Schullektüre als die alten Klassiker, zumal sie leichter zu verstehen seien. Das wäre aber ein Unheil. Melanchthon und Muret, wenn sie ihre Schriften als Übungsstoff in den Händen der Schüler sähen, würden das selbst aufs heftigste missbilligen; und Joseph Scaliger wie Joh. Sturm haben sich ebenso ausgesprochen. Denn nach Quintilian ist es töricht, nicht das Beste zum Muster zu nehmen, und die Schwierigkeiten werden von den Schülern unter der Leitung eines treuen und geschickten Lehrers ohne übergrosse Mühe überwunden werden. Das bezieht sich aber nur auf die jüngeren Schüler, die hauptsächlich Latein zu lernen haben, denen muss der reine und darum beste Saft eingegeben werden; der Vorgerücktere, der nach Kenntnis des Lebens und der Dinge verlangt, kann auch unbedenklich an Modernes herangeführt werden“. Was dann die einzelnen Klassiker anbelangt, so will er dem einhelligen Urteile aller Gelehrten, dass Ciceros Officien und Terenz die beste Schullektüre seien, nicht entgegentreten, doch auch Caesar hält er für sehr nützlich, denn schon in früher Jugend müsse man sich die Geschichten und denkwürdigen Ereignisse alter Zeit eingeprägt und die so schöne Kenntnis mannigfaltiger Dinge angeeignet haben, um später solches beurteilen zu können. Für Caesar, der nur eine Partikulargeschichte enthalte, sei vielleicht eine kurzgefasste Welt- oder Volksgeschichte, wie sie Justinus, auch Florus biete, noch empfehlenswerter. Plautus hält er zwar auch, wie Varro und Hieronymus, wie Scaliger, Lipsius, Gruter, für eine Fundgrube eleganten Lateins, aber ihn nachzuahmen erfordere feinen Geschmack und die An-

weisung eines tüchtigen Lehrers, denn lächerlich sei es seinen Stil mit archaischen Brocken daraus auszustaffieren. „Was das Griechische anbetrifft, so ist zwar die Lektüre des Neuen Testamentes wegen der erhabenen Bedeutung des Stoffes wichtig, aber eine exacte, d. h. zu einer vollkommenen Bildung notwendige Kenntnis des Griechischen kann man aus dem Neuen Testamente allein am wenigsten gewinnen.“

Dass ein Mann, der sich so gründlich mit allen Fragen des Unterrichtes vertraut gemacht hat, zum Mitarbeiter an der Umgestaltung des Gymnasiums ausersehen werden musste, ist selbstverständlich, ob er sich aber viel an dem Werke beteiligt hat, sehr fraglich. Zwar dass Böcler in der Festrede zur Jubelfeier des Gymnasiums*) hierfür nur Dorsche und Dannhauer nennt, will nicht viel besagen. Böcler ist hier nur der Mund seines Lehrers Bernegger, und dessen Bescheidenheit war es unmöglich, bei einer so feierlichen Gelegenheit das eigene Verdienst auch nur andeuten zu lassen. Aber mit diesen beiden leidenschaftlichen Vorkämpfern der Orthodoxie, die ihn als Haupt der Liberalen noch ärger hassten als Schmidt, zusammen zu arbeiten, mag ihm nicht angemutet haben und ihnen gegenüber die eigene Meinung zur Geltung zu bringen, kaum möglich gewesen zu sein. Dazu leuchtete ihm gerade damals die Hoffnung, durch seinen Freund Lingelsheim aus den immer unangenehmer werdenden Strassburger Verhältnissen herauszukommen und in Heidelberg eine zusagendere Professur zu finden, endlich war er vollauf mit der Übersetzung des Galileischen Werkes beschäftigt. Unter diesen Umständen wird er die Hauptarbeit gern den beiden anderen überlassen haben. Indessen wird er in wichtigen Fragen mit ihnen einverstanden gewesen sein. Sie hatten beide in Marburg bei Meno Hanneken, einem Freunde Berneggers, studiert, und das dortige Gymnasium gefiel Bernegger so sehr, dass er seinen Sohn Kaspar selbst dorthin geschickt hatte.

*) Strassburgischen Gymnasii Christliches Jubelfest 1638. Strassburg 1641. S. 151.

Die Frucht ihrer dreimonatlichen Thätigkeit war eine Denkschrift:

> De restauratione et reformatione Gymnasii Argentoratensis, autoritate et decreto senatus reipubl. Argentinensis facta, consilii academici Programma publicatum anno Christi MDCXXXIV,

begleitet von einer Botschaft von „Meyster und Rhat", in welcher die Hauptschuld, „dass bey dem grossen Kleinod dieser Statt / dem Gymnasio . . . allerhand fähler unnd mängel eingeschlichen / vnnd von dem gebahnten Weg / zur erlangung des rechten zwecks / öffters abgewichen," den „Eltern / Vögt / Vormünderen / vnd anderen vorgesetzten der Jugendt" zugeschoben wird, welche „etwann aus falsch eingebildetem Wahn mehrerer kunst vnd wissenschafft / etwann auss zu vielem Liebkosen bey den jhrigen / etwann auss vnverdientem Misstrawen und widerwillen gegen den Praeceptoribus, etwann auch / vnd fast mehreren theils / auss grobem vnverstandt / den Ephoris vnd Praeceptoribus Gymnasii, jhre ohne das mühsame verrichtungen noch schwerer zumachen / die disciplin vnnd gebührende züchtigung der Jugendt / nicht zuleiden / vnd eigenen willens / entweder mit geschenken / verheissungen vnd gaaben / oder mit verschimpff vnd bedrohungen / das Ruder zuführen / vnnd den ihrigen die vnverdiente promotion zu geben vnderstanden." An sie ergeht der „ernstliche befelch, sie wollen sich nicht allein aller gefährlichen vorvrtheil und unzeittigen censur, bey diesem Reformationswerk gäntzlich enthalten / sondern auch vnd vornemblich . . . bei bestell- vnd annehmung der Paedagogen zu hauss / also erzeigen, das in solchem allem den Legibus Gymnasii ein genügen geschehe, widrigen falls Uns die Obrigkeitliche andung / je nach beschaffenheit der sachen / vorbehalten haben wollen".

Nach einem Überblick über den bisherigen Entwicklungsgang des Gymnasiums, als dessen Leitstern für alle Zeiten Sturm die vollste Anerkennung findet, wird für jeden Lehrgegenstand die Grundlage, die *norma*, festgesetzt in Gestalt des Lehrbuches, nach welchem fortan unterrichtet werden soll.

Das ist für das Lateinische die Grammatica Goliana, wie sie von Bernegger (*fida illa et promta juvandis bonis literis manus, cui nitorem factae castigationis debemus*) neu bearbeitet worden war. Bei einer neuen Auflage sollen derselben noch die *figurae Grammaticae* des Joh. Bentz, sowie eine Verslehre hinzugefügt werden.*)

Auch für das Griechische wird, trotzdem eine Verbesserung des *Golius* schon 1622 Herrn *M. Ferbero, Graecae linguae Professori*, anbefohlen worden war, „der Mann, dessen unermüdlicher Thätigkeit auf diesem und anderen Gebieten der Wissenschaft die Nachwelt schon so viel verdankt und noch verdanken wird,“ nach dem Muster seiner lateinischen auch eine *griechische Grammatik* herstellen. Dieselbe soll auch noch die Regeln der Dialektik enthalten. Für die Rhetorik, die Mathematik, den Religionsunterricht werden die bisherigen Lehrbücher beibehalten, doch sollen nur die wichtigsten und für die praktische Anwendung zweckmässigsten Regeln eingeprägt werden, und Hutter's Compendium vom *Collegium Theologorum* noch kürzer und fasslicher umgearbeitet werden, dem mathemathischen Lehrbuche hingegen können noch Abschnitte über Geographie und Kosmographie und anderes, was Lust zu diesem „honigsüssen Studium der zarten Jugend einflössen mag,“ hinzugefügt werden.**)

Von Übungs- und Lesebüchern sollen das griechisch-lateinisch-deutsche *Onomasticon*, die 32 *Decades* deutsch-lateinischer Sinnsprüche, die *Disticha Catonis* auch fernerhin benutzt werden, dazu kommen aber noch die *Dialogi* des vortrefflichen Giessener Didaktikers Christ. Helvicus, „die alle ähnlichen Schulbücher durch Mannigfaltigkeit des Stoffes und Korrektheit der Sprache überträfen.“ Was die Klassiker anbetrifft, so steht obenan Cicero mit seinen Episteln, Reden, Officien und den Dialogen *de senectute* und *de amicitia*. Dazu

*) Dem Wunsche wurde nur zum Teil entsprochen, eine Prosodie findet sich auch in den späteren Ausgaben nicht, wohl aber eine *Syntaxis figurata*.

**) Von allen diesen Neuarbeitungen scheint keine wirklich ausgeführt zu sein.

sollen aber auch die Historiker kommen, für welche damals Bernegger Schulausgaben herstellte, Florus, Justinus, Curtius, Vellejus Paterculus, Sallustius, Valerius Maximus, von den Dichtern sollten die *Volumina poetica* nur den Anfängern verbleiben, später sollte Terenz, Senecas Tragödien, Ovids Tristien, Vergil, auch Plautus hinzutreten. In Bezug auf die griechische Lektüre bleibt es bei den Vorschlägen von 1623. Für die Anfänger dienen Sprüche aus dem Neuen Testamente, des Agapetus Aphorismen und die Aesopischen Fabeln, die nebst Possels Apophthegmata gewöhnlich gleich mit der Grammatik verbunden waren. Für die Vorgerückteren sind Reden des Isokrates, einige Schriften des Plutarch, und als poetische Lektüre die Sinnsprüche von Hesiod, Phokylides, Theognis u. a. vorgeschrieben.

Nachdem so die Lehrmittel festgesetzt, wird die Lehrweise besprochen. Für den gesamten Unterricht soll als Grundsatz gelten, dass das Gedächtnis nicht überladen werde mit totem Formenwerk, sondern nur die Hauptregeln und wichtigsten Dinge fest eingeprägt und den Schülern gegenwärtig seien, dass aber der Schwerpunkt der Unterweisung in der Übung liegen müsse. In den unteren Klassen soll durch fleissiges Üben im Decliniren und Conjugiren Sicherheit in der lateinischen Formenlehre gewonnen werden, in den oberen Klassen gelangt man zur *lectio bonorum autorum*, „d. h. zur ununterbrochenen und fleissigen Analysis derselben". „Hierbei wird ernstlich geboten, aufzuhören mit der den Sturmschen Grundsätzen schnurstracks zuwiderlaufenden bisherigen Gewohnheit, wonach tagelang nur eine oder die andere Periode durchgenommen und vorher noch obendrein durch weitläufige, törichte Paraphrasen (*spumosa et inficeta paraphrasi*) verwirrt wurde. Kam es doch, heisst es dabei, soweit, dass mit drei bis vier Seitchen eines Autors ein ganzes Semester hingebracht wurde, während doch Sturm und schon der gesunde Menschenverstand auf möglichst schnelles Fortschreiten im Übersetzen und Erklären drängt. „*Multa*", sagt Sturm, „*tractanda atque releganda, ut multum discamus.*" Daher soll, wie Sturm es that, die Lektüre ab-

schnittsweise (wohl nach der von Bernegger geschaffenen Paragrapheneinteilung) auf die Decurien der Klasse zur häuslichen Vorbereitung verteilt und dann übersetzt werden und zwar in gutem Deutsch (*propriis et rotundis Germanicis verbis*). Dabei soll auf die Redefiguren, doch nur soweit *ex communi vita juventus percipere potest,* auf *sententias oeconomicas, ethicas, politicas,* auf Sprichwörter und besondere Denksprüche hingewiesen und alles das, vom Lehrer in eine korrekte Form gebracht, in Diarien eingetragen werden. Diese eigenen Sammlungen der Schüler, auf welche Sturm schon den grössten Wert legte, werden für das beste Bildungsmittel gehalten: „sie leisten in der *analysi bonorum autorum* das, was in *genesi et synthesi Grammatica* die *exercitia stili.*“ In Bezug auf das Vokabellernen wird Sturms „goldene Regel“ in Erinnerung gebracht, dass in den unteren Klassen nur Worte, welche Dinge aus dem gewöhnlichen Leben bezeichnen und der sinnlichen Anschauung fassbar sind, gelernt werden sollen, und damit möglichst viele davon bekannt gemacht werden, sollten den einzelnen Schülern verschiedene Vokabeln aufgegeben werden, die dann laut aufgesagt und so zu einem Gemeingute aller würden. Hingegen sollen die *Exercitia styli* in den mittleren und oberen Klassen nicht mehr Stoffe „aus dem gewöhnlichen Leben oder Mägdegeschwätz“ enthalten, sondern auf die formale und sittliche Förderung abzielen. Aus den lateinischen Autoren gebe man Stücke entweder ins Deutsche zu übersetzen oder sie lateinisch umzuformen. Ähnlich sollen die Vorlagen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische sein. „Bei der Correctur der Hebdomadarien muss man mit grosser Vorsicht verfahren: bekanntermassen hat sie entweder ein tüchtiger Hauslehrer sorgsam durchgesehen, und dann ist die Arbeit der Schule eigentlich unnötig, oder einer, der selbst nicht viel davon versteht, und dann hat man nicht die Arbeit des Schülers sondern des „Formators“ zu verbessern“. Danach gilt es als selbstverständlich und wird gar nicht als Übel empfunden, dass die häuslichen Arbeiten von den Schülern nicht selbständig angefertigt werden, und wenn an anderen Stellen über die

Paedagogi privati geklagt wird, so geschieht es aus dem Grunde, weil sie häufig andere Kenntnisse und Anschauungen als die in der Schule gelehrten oder nach einer anderen Methode ihren Zöglingen zuführten. — Wie verwerflich ein solcher Zustand auch erscheinen mag, und ein wie ungünstiges Licht er auf den Unterrichtsbetrieb wirft, jedenfalls beweist er, dass diese häuslichen Arbeiten für die Beurteilung der Schüler nicht von grosser Bedeutung gewesen sein können, sondern dass der Schwerpunkt der Leistungen in den Klassenunterricht gelegt wurde.

Grammatische Korrektheit also und grammatisches Verständnis wird als Ziel des lateinischen Unterrichts hingestellt, auf Fertigkeit im Sprechen und eleganten Stil weniger Wert gelegt, trotzdem das Lateinsprechen auch geübt wurde. Dagegen erfahren die Realien eine neue Steigerung. Zur Mathematik kommt die Kreislehre und Raumlehre hinzu, ferner Geographie, Kosmographie und Chronologie. Diese Gebiete sollen mit praktischen Übungen im Zeichnen und Messen verbunden und auch mit der Lektüre der Historiker in Beziehung gesetzt werden. — Man erkennt auf den ersten Blick, dass diese Gedanken und Vorschläge ganz und gar auf Bernegger zurückzuführen sind.

Das wichtigste Stück und der Hauptzweck der *Reformatio* war aber die Verminderung der Klassen, die mit der Abnahme der Schülerzahl begründet wurde, obgleich die Inscriptionslisten keineswegs einen augenfälligen Beweis davon liefern. Dadurch sollte zugleich erreicht werden, dass die Schüler jetzt wirklich ein volles Jahr unter demselben Lehrer bleiben könnten und nur nach ihren Leistungen versetzt würden, wie es Bernegger und Bitsch schon 1619 befürwortet hatten. So ward aus dem *Denarius* ein *Septenarius*, indem Prima und Secunda, Quarta und Quinta, Octava und Nona, deren Pensa von vornherein einander sehr ähnelten, zusammengelegt wurden. Ferner fand eine förmliche Scheidung in ein Unter- und Obergymnasium statt; die drei unteren Klassen sollten mehr den Charakter einer lateinischen Elementarschule tragen, in welcher je ein einziger Lehrer den gesamten Unterricht,

Latein, Religion und (in Quinta) die einfachsten Rechenübungen, Addition und Subtraction erteilte, die vier oberen die Gelehrtenschule bilden mit Griechisch, Poetik, Rhetorik und Mathematik als neuen Unterrichtsgegenständen und mit Fachlehrern neben den Klassenordinarien.

Der *Gymnasiarch* hatte als *Logicus* das Ordinariat und den Hauptunterricht in der Prima, 6 Stunden Logik. Hier sollten nach Sturms *Partitiones dialecticae*, welche so umzuarbeiten, dass das Buch *omnibus suis partibus plenior, brevior, perfectior, nitidiorque compareat*, sich Dannhauer anheischig machte,*) nur die allernötigsten Regeln gedächtnismässig eingeprägt, alles Übrige der Übung und der praktischen Anwendung überlassen werden. Bei der Lektüre der Schriftsteller, vor allen des Cicero, sollten durch *analysis* und *synthesis* die Beziehungen der Sätze zu einander dargestellt und eine logisch richtige Satzfolge geübt werden.**) Um die Gesetze recht klar zu machen, sollte sich der Logicus zu Hause eine Fülle von Beispielen aus den von früher her den Schülern vertrauten Übungsbüchern zusammentragen und anschauliche Tabellen aufstellen.

Ausser der Logik hatte er den Religionsunterricht in Prima zu erteilen. Dem waren in allen Klassen die beiden Samstag-Vormittagsstunden gewidmet, dazu kam noch der Schülergottesdienst Dienstag von 8—9 Vormittags und am Sonntag vor der Abendpredigt eine Art von Erbauungsstunde zur Vorbereitung oder auch zur Kontrolle des Gottesdienstes. Die Überwachung dieser Stunden, wurde dem Logicus ganz

*) Dannhauer, der sich in seinem 31. Lebensjahre und nach fünfjähriger Thätigkeit in Strassburg keck als den Mann bezeichnet, *cui jam pridem in hoc studio suos profectus juventus nostra adscribit,* hatte eben eine *Epitome dialectica* verfasst, die nun in Konkurrenz treten sollte mit den *Praecepta dialectica,* welche ja Berneggers neuer griechischer Grammatik als Anhang beigefügt werden sollten.

**) Ähnlich 1653 in Itzehoe: *Paradoxa Ciceronis logice resolvuntur et praecepta logices ad usum tranferuntur;* vergl. Aktenstücke z. Gesch. d. früh. lat. Schule z. Itzehoe, mitgeteilt v. Seitz (Beil. z. Progr. 1889), S. 33.

besonders ans Herz gelegt. In Prima wurden Hutter's *loci communes* repetiert und ein Überblick über die Glaubenslehre mit besonderer Berücksichtigung der unterscheidenden Merkmale des „Judaismus, Turcismus, Papismus, Calvinismus und anderer schändlicher Ketzer“ gegeben.

Als Gymnasiarch hatte er in je einer Repetitionsstunde sich über den Standpunkt jeder der vier oberen Klassen zu vergewissern, da er „gleichsam *ideam totius harmoniae paedeuticae animo atque memoria fixam gerit.*“ Um endlich die Schüler gleich von vornherein nach seinen Grundsätzen vorzuschulen, behandelte er wöchentlich zweistündig in der Quarta die Dialoge des Helvicus. Für diesen wichtigen Posten wurde, wie es sich im Laufe der Zeit noch öfter als notwendig herausstellte, wenn der verfahrene Schulkarren wieder flott gemacht werden sollte, ein Mann von auswärts berufen, der Ulmer M. Georg Bach, der seit zehn Jahren an der blühenden Durlacher Gelehrtenschule thätig gewesen war und manche von den dort bewährten Einrichtungen hier einführte.

Der Hauptlehrer für *Secunda* ward der *Latinus* mit fünf Stunden lateinischer Prosalektüre und Grammatik, dazu kam eine Stunde Arithmetik und der Religionsunterricht, das Characteristicum des Klassenlehrers, ferner hatte er in Prima eine Stunde lateinische Historiker zu lesen und zwar wohl mehr mit Berücksichtigung der stofflichen Seite im Gegensatz zu der Cicerolektüre des Logicus und eine Stunde auf schriftliche Arbeiten zu verwenden, dazu in Tertia fünf Stunden und in Quarta vier Stunden Lateinisch. Der *Graecus* hatte als Ordinarius in der *Tertia* fünf Stunden Griechisch und dazu Arithmetik und Religion, ferner in Prima zwei Stunden, in Secunda vier Stunden, endlich in Quarta fünf Stunden Griechisch. In *Quarta* endlich führte der *Poeta* das Scepter mit nur drei Stunden Prosodie, poetischer Lektüre und Stilübungen, dazu einer Stunde Arithmetik und dem Religionsunterricht. Mehr kam sein eigentliches Lehrfach in Secunda zur Geltung, wo sechs Stunden für die Lektüre leichterer Dichtung, und in Tertia, wo fünf Stunden für Terenz und die *Volumina poetica* mit prosodischen Übungen angesetzt waren.

In Prima dagegen galten der Lektüre „schwererer“ Dichter nur zwei Stunden und die Versübungen sollten nur „mässig“ getrieben, mehr auf die Klarlegung und prosaische Darstellung des Inhalts gehalten werden.

Das waren die voll beschäftigten Lehrer (mit 18—20 Stunden) der oberen Abteilung. Zu ihnen sollten noch zwei Hilfslehrer kommen, der *Rhetoricus* und der *Mathematicus*. Die Rhetorik, der nur in Prima drei Stunden zugewiesen waren, während sie früher schon in Secunda begonnen hatte, wurde damit zu einem vollständigen Nebenfach und bald dem Logicus mit überwiesen, wie es der Natur der Sache entsprach. Es sollten in diesen Stunden die Ciceronianischen Reden auch nach rhetorischen Gesichtspunkten besprochen und entsprechende Dispositions- und Stilübungen angestellt werden, die *dilatationes* wurden aber ausdrücklich abgeschafft. Den mathematischen Unterricht übernahm im Jahre 1638 der Poeta, damals M. Schneuber, mit, der später auch als Logicus diese beiden Funktionen beibehielt.

Von dieser Unterrichtsverteilung giebt die Denkschrift folgenden Stundenplan:

Docebit	H	☽	♂	☿	♃	♀	♄	☉
in Prima	7. 8.	Logicus	Mathem. Concio sacra	Poeta	Logicus	Logic.	Logic.*)	Logic. hora vespertina*)
	1. 2.	Rhetoricus	Rhetor. Graecus	Repet.**) Graec.		Latin.		
Secunda	7. 8.	Graec.	Arithmet.***) Concio s.	Latin.	Poeta Graec.	Poeta	Latin.*)	Latin. hora vespert.*)
	1. 2.	Latin.	Graec. Latin.	Poeta		Repet.**) Poeta		
Tertia	7. 8.	Poeta	Arithmet.***) Concio s.	Graec.	Graec. Poeta	Latin.	Graec.*)	Graec. hora vespert.*)
	1. 2.	Graec.	Latinus Poeta	Latin.		Poeta Repet.**)		
Quarta	7. 8.	Latinus	Arithmet.***) Concio s.	Dialogi **)	Latinus	Graecus	Poeta*)	Poeta hora vespert.*)
	1. 2.	Poeta	Poeta Repet.**)	Graec. Repet.**)		Graecus		

*) Religionsunterricht. **) Vom Gymnasiarchen gehalten. ***) Vom Klassenlehrer gehalten.

Es erhellt daraus, dass dieser erste Versuch, in den Lehrgegenständen eine zweckentsprechende Abwechslung herzustellen, noch wenig gelang, wenn z. B. der Freitag in Quarta ausschliesslich dem Griechischen gewidmet wurde; immerhin bezeichnet die Schulbesserung einen grossen Fortschritt, zumal in der Technik des Unterrichts und deckt sich in den Grundzügen mit den Lehrplänen und Einrichtungen, die damals und bald darauf auf anderen deutschen Anstalten unter dem Einflusse der paedagogischen Reformatoren Ratichius und Comenius geschaffen wurden.

Für die drei unteren Klassen blieb es bei dem bisherigen System eines einzigen Lehrers, und auch der Lehrplan blieb ungefähr so, wie es 1623 angeordnet worden; nur dass das Pensum von Octava und Nona in der jetzigen Sexta zusammengezogen wurde.

11. STRASSBURGISCHEN GYMNASII CHRISTLICHES JUBELFEST 1638.

Es gemahnt an den Zustand eines unheilbar Kranken, wenn man sieht, wie in immer kürzeren Abständen neue Heilversuche an der Schule vorgenommen und immer gleich nach erfolgter Kur dieselben Klagen laut werden. Der Krieg mit seinem Gefolge von Not und Krankheit, verzweifelnder Unthätigkeit und zügelloser Selbstsucht trug die Hauptschuld daran, und wenn in den gleichzeitigen Klagen dieser Grund weniger hervortritt, so war das Unheil eben schon zur selbstverständlichen Gewohnheit geworden. Aber wenn andere Städte in Deutschland unter ähnlichen und ungünstigeren Verhältnissen ihre Schulen erhalten, ja verbessern und erweitern konnten, sodass gerade das Aufblühen des Schulwesens die erfreulichste Erscheinung in dieser trüben Zeit ist, so müssen in Strassburg noch besondere Ursachen für den Rückgang der Schule vorgelegen haben. Es lag an ihrer unbedingten Abhängigkeit von der Universität und der Geistlichkeit, an dem allzu konservativen Sinne der Behörden, an dem Mangel

an Thatkraft und Energie in der Stadt, die sich damals die Tugend der *mediocritas* als besonderen Ruhm anrechnete.

Auch diesmal fehlte viel, dass die wohldurchdachte Reform Anklang gefunden und die gehofften Früchte gezeitigt hätte. Den alten Lehrern behagten die Neuerungen nicht. „Die bursch in Prima," heisst es Anfangs 1636, „wollen mit Gewalt *progrediren,*" sind aber zu schlechte Lateiner und darum unreif. M. Bausius, als *Latinus in Classibus* darüber zur Rede gestellt, beklagt sich, er habe nur zwei Stunden in der Klasse, man solle ihm mehr Stunden geben. Bei der „Umfrag" werden auch noch andere Mängel der neuen Ordnung vorgebracht. Besonders zweierlei empfand man unbequem, den stündlichen Wechsel des Unterrichts, der doch nur in geringem Masse stattfand, und die Beschränkung im Auswendiglernen. Darum wird im Oktober 1637 bestimmt, dass „forthin ein jeder Praeceptor in einer Classe zwo stundt *continue* zubringe", und dass „insskünftig sowohl der Poeta allss der Latinus ein gewisse Zeit zur *examination* undt *recitation praeceptorum Grammaticorum* anwende," wie auch dass „die *disciputi prima curiae* ihre von den 4 *Praeceptoribus* vorgegebene *exercitia declamandi in sua classe* zu gewissen Zeiten haben sollen, damit sie beherzter zu reden undt fertiger zu schreiben werden möchten" — damit war das Beste an dem neuen Lehrplane wieder beseitigt. In einigen anderen Punkten wurde derselbe aber fortgeführt. „Vornehmlich *propter utilitatem disciplinae,* welche so sehr mangle, dann auch *propter Concordiam et Rectitudinem docendi,* wie nicht weniger nach gewohnheit aller wolbestelten Gymnasien solten die Herren *Praeceptores Classici* ihre eigene *conventus* monatlich oder so oft es not erheischen würde" — also regelmässige Conferenzen — haben und alle halb Jahr sollte eine *censura generalis* über die *Praeceptores* gehalten werden.

Ferner sollte auch der erste Unterricht im Lateinischen den Grundsätzen der Berneggerschen Grammatik entsprechend gegeben und deshalb das *elementale* umgestaltet werden. Auch diese Arbeit zu übernehmen war Bernegger bereit, und sein Anerbieten wurde mit Dank angenommen. Doch scheint

er nicht im Stande gewesen zu sein sie auszuführen, wie so vieles, was er plante. Not und Krankheit und anderweitige Arbeiten kamen dazwischen.*) Seit dem Herbste 1636 war sein „von vornherein schwächlicher Körper, gebrochen schon und erschöpft von unendlichen Sorgen und Mühen, ununterbrochen von Krankheiten heimgesucht".**) Besonders plagte ihn die Gicht und fesselte ihn ans Bett. Dadurch wurde es ihm auch verwehrt persönlich an der Centenarfeier der Schule teilzunehmen, in der und für die er gelebt und gewirkt hatte.

Unter den wenig erfreulichen Verhältnissen ausserhalb und innerhalb der Schule verlief das Fest übrigens recht einfach und in gedrückter Stimmung.

Nach Walthers Chronik***) müssen es zwei zeitlich weit von einander liegende Feierlichkeiten gewesen sein. Das kirchliche Fest wurde im Mai abgehalten und bestand aus fünf Festpredigten des Dr. Johannes Schmid, der Präses des Kirchenkonvents war, und einer Cantate, componiert vom

*) Vergl. den Brief an den schwedischen Rat Georg Müller im Hamburg vom 9. Aug. 1639: *Quae de informatione puerili cum ex meopte judicio tum plurium didacticorum ingenio colligere coepi, cur ea non pertexuerim, ingenue causam aperiam. Academicum salarium, quod vel beatioribus temporibus, si praebeatur integrum, ad qualemcunque sustentationem vix sufficit ab aliquot annis ex dimidia parte tantum et quidem satis maligne numeratum, ad eam me necessitatem redegit, ut qui per 20 et plures annos omnia collegia in gratiam studiosorum instituere gratuita sum solitus hactenus, nunc contra morem meum, contra pudorem mathematicas disciplinas privatim pro mercede docere cogar. Quae mihi res tantum temporis suffuratur, ut ne quidem ordinariis laboribus nedum extraordinariis aliis par esse possim.*

**) Sebitz, Jubelfest S. 267: *infractum jam infinitisque curis et laboribus exhaustum corpusculum concatenata morborum series incidit: ex quo tempore utplurinum in lecto decumbere necesse habuit.*

***) Die Chronik J. J. Walthers, herausg. v. R. Reuss, Beilage zum Progr. des Prot. Gymn. Strassburg 1879, S. 34 sagt nämlich: „Dienstag den 8. Mai hatt man allhie das schuljubilaeum gehalten... Desswegen herr Dr. Johannes Schmidt, superintendens, eine herrliche predigt gethan, und eine köstliche musica gehalten worden".

akademischen Musiklehrer Christoph Thomas Walliser.*) Beide handeln „*vom geistlichen Schulbrunnen* nach anleitung der Histori im vierdten Buch Mosis cap. 21, v. 16—18.“ Die Predigten sind ganz vortreffliche Muster der damaligen Kanzelberedsamkeit. Sie offenbaren in dem Redner keineswegs eine besonders milde und sanftmütige Natur, vielmehr einen festen, energischen Willen, durchdringenden Verstand und eine packende Kraft des Wortes. Indem er eine schlichte, dem einfachsten Manne verständliche Sprache redet und dabei doch eine gediegene Fülle des Wissens bekundet, indem er, gleich Bernegger, seine Ermahnungen und Auseinandersetzungen mit anziehenden, ja heiteren Geschichtchen würzt, indem er, überzeugt von sich und seinem Recht, offen und energisch tadelt, was ihm missfällt, beherrscht er seine Zuhörer und beherrscht das ganze Gemeinwesen. Es war ihm leicht, bescheiden und demütig zu sein, von sich zu sagen: „Was ich andern predige, ist und bleibt mir auch geprediget“ und zu „auffrichtiger Concordi und einträchtigkeit in trewer, lieblicher harmoni der hertzen“ zu mahnen „ohne vnnöthige, eygensinnige oder auch ehrgeitzige vbellautende coloraturn“, wenn seine Theologie „die Königin aller Künste und Wissenschaften“ war, wenn ausser ihm und seinen Berufsgenossen niemand von „glaubens Articuln etwas verstand“, wenn es ihm „nicht unrecht sondern erst billich“ schien, „das man die *errores*, so bissweilen in der Weltweisen leute büchern, *Disputationibus* und *Commentariis* vorlauffen, mit guten gründ sonderlich auss heiliger Schrifft corrigire.“ Aber „an der lieblichen harmoni hatts hiesiger Statt Schuldienern gar frühe mangeln wollen . . . indem nit nur Calvinus, Martyr, Zanchius etc. jhre dogmata, H. Schrifft vnd der reinen Augspurgischen Confession zu wieder einzuführen und ausszubreiten sich vnterstanden, sondern auch der mehrgedachte Schul Rector Johan Sturmius heimlich und offentlich dazu geholffen, welcher wie er in gutten Künsten vnd Sprachen *methodice* dieselbe zu lehren sehr viel guttes

*) Vergl. A. Bähre, Christ. Thom. Walliser, in der Festschr. z. Feier d. 350jähr. Bestehens d. Protestant Gymn. 1888, I, S. 379.

bei hiesiger Statt geschafft vnd daher billich ruhm und Dank hatt; also in dem er dess Calvini Lehr angefangen, desselben Bücher der Jugend vnd männiglich commendirt, auch zuletzt auffs aller feindseligste vnd hefftigste (man muss die Wahrheit reden) in seinen *Antipappis* vnd andern Büchern wieder vnsere Christliche Confession geschrieben, hat er viel Vnheil vervrsacht, davon die Histori, so am Tag, selbst redet, auch hiesige Kirchen Ordnung vnd dero Apologi gnugsam bericht gibt.“ Und nun bekommt auch der arme, kranke Bernegger sein gebührend Teil: „Ist vnnöthig“, heisst es weiter, „an diesem ort mit mehrern davon zu reden: nöthig aber zu warnen, dass ein jeder, der *ein Sturmius*, das ist kein Theologus, sondern anderen Fakultäten zugethan, sich für der schädlichen πολυπραγμοσύνη hütte, in seinen schranken bleibe, vnd was er in den glaubens Articuln nicht verstehet, die macht davon zu Vrtheilen jhm nicht selbst neme, damit nicht etwan das Band der Religionseinigkeit wieder zerrissen vnd newe streitigkeit wieder die ehre Göttlichen Namens vndanckbarerweise erreget werde.“ Ebenso offen spricht er sich über den Zustand der Schule aus: „Ich rede eines jeden gewissen an, als vor Gottes Angesicht, ja eines jeden gewissen, sag ich, denen das Universität vnd Schulwesen von zwantzig, dreissig oder mehr Jahren bekandt, ob nicht alle stück, zur Schulen und Schulwesen gehörig, wieder den HERRN zur lästerung seines Namens vnd seiner ehr untertruckung missbraucht worden? Es gehe ein jeder durch alle *humaniores artes* Künst vnd Sprachen, er gehe durch alle *partes philosophiae*, er gehe durch die hohen Fakultäten, er gehe durch die hohen scharffen *ingenia*, er gehe durch die *Auditoria* und *disputationes*, er gehe durch die Studentenstuben etc., gewiss wann er sich genaw vmbsiehet, er wird mehr gresslich Gewürm, grewel vnnd schewel an der zahl finden, dann vor zeiten der Prophet Ezechiel, da jhn der Herr von einem gemach zum andern geführt.“ Und an einer andern Stelle: „Leider, leider ist die Quell sehr schwach worden, und der Brunn will täglich je mehr versiegen. Es wollen versiegen gutthätige, dapffere, trewe Patronen, die es mit Schulen auss grundlichen, Christ-

lichem verstand wol vnd gutt meinen vnd dero bestes suchen: es wollen versiegen diejenige *reditus* vnd Einkommen, davon Schuldiener, *item stipendiarii* zu erhalten, ja sie sind fasst dahin,*) es wollen auch versiegen recht-grundliche-Gelehrte, tüchtige Leuthe, welche die Jugend in allen stucken in der Gottseeligkeit, gutter Zucht, Künsten und Sprachen ernsthafft vnnd mit rechter dexterität vnterrichten können; es wollen auch versiegen gutte *ingenia, discipuli* und *studiosi*, dann weil es an mitteln mangelt auff Schulen vnnd Universitäten den *studiis* nachzusetzen, so bleiben sie zu hauss, ergreiffen etwas anders vnnd vertrocknen also gleichsam in jhnen die gutte gaben, daher dem gemeinen wesen grosser Nutz hette zuwachsen können. Haben derowegen grosse Ursache zu seufftzen.“ Nach solchen Worten mögen die Festgenossen nicht gerade in gehobener Stimmung die Kirche verlassen haben.

Die Schul- und Universitätsfeier begann erst Ende August, eingeleitet durch ein *Programma* des Rektors Melchior Sebitz, das eine Geschichte der Schule im abgelaufenen Jahrhundert darstellt, über alles Wichtige, die Wirksamkeit Sturms, die Veränderungen in der Organisation, die konfessionellen Streitigkeiten, die Heimsuchungen durch die Pest in geschäftsmässiger Ruhe und Kühle Bericht erstattet, und von den Schulherren und den bedeutendsten Lehrkräften statistische Zusammenstellungen giebt.

Was Sebitz nüchtern zwar, doch knapp und klar mitteilt, dasselbe führt Johann Heinrich Böcler als Professor der Beredsamkeit in der Festrede, am 30. August, mit einem gewaltigen Schwalle tönender Worte weiter aus. Böcler stand damals im achtundzwanzigsten Lebensjahre; vor 6 Jahren im Hause Berneggers aufgenommen, hatte er als *Paedagogus* dessen Convictores unterwiesen und zugleich als Schüler und Gehilfe Berneggers bei der Bearbeitung der Historiker, von welcher später die Rede sein wird, sich das Wohlgefallen seines Meisters erworben. Auf Berneggers Empfehlung hatte

*) Das Predigercolleg war bereits eingegangen.

er 1636 das Lehramt der Quarta und im folgenden Jahre seine Professur erhalten. Er wurde dessen eigentlicher Nachfolger und Erbe nicht nur im Amte, sondern auch in seiner litterarischen Wirksamkeit. Denn in seiner Lehrthätigkeit, in seinen Reden und in seinen Bücher verbraucht er immer nur dieselben Schätze, die sein Lehrer selbst oder durch seine Gehilfen gesammelt hatte; er versteht es aber nicht, daraus eine fein gewürzte, appetitreizende Kost zu bereiten, sondern es ist ein zwar gut gemeinter, sättigender aber ungesalzener Brei. Auch in religiöser Beziehung war er eines anderen Geistes Kind und mit der herrschenden Richtung durchaus einverstanden. Bernegger hatte nun selbst die Absicht gehabt, in seinem grossen pädagogischen Werke die Geschichte des Gymnasiums zu schreiben, er hatte dazu, wie es seiner besonderen Liebhaberei entsprach, an Stoff sich verschafft, was nur möglich war, z. B. eine vollständige Sammlung sämtlicher *Programmata,* welche beim Tode eines Lehrers oder sonst eines angesehenen Mannes über dessen Leben veröffentlicht waren. Daher beruht der geschichtliche Kern in Böclers Rede ganz auf diesen Sammlungen, ja der Stil macht wahrscheinlich, dass er aus Berneggers Schrift selbst übernommen ist, und hier findet sich an einzelnen Stellen eine so fachmännische Beurteilung der Schule und der Wirksamkeit Sturms, wie sie sich nur Bernegger durch langjährige Erfahrung und gründliches Studium verschaffen konnte, wenn es z. B. heisst: „*Non errat sed nec parum dicit, qui omnia Sturmium ad eloquentiam autumat retulisse.*“ Das Übrige enthält gar zu viele und zu lange Vermahnungen an die Jugend, Klage über deren jetziges Verhalten und schwülstige Lobhudelei der Behörden.

Acht Tage darauf hielt der Gymnasiarch Georg Bach eine kurze Rede *de gymnasiorum disciplina et fatis.* Die Ansprache ist eher eine Anklage zu nennen. Ziemlich unverblümt spricht er es aus, dass der klägliche Zustand der Schule beruhe einmal auf der Missachtung, welcher sie seit ihrer Absonderung von der Universität ausgesetzt sei, dann auf dem Unverstande der Eltern, der Trägheit und Disciplin-

losigkeit der Schüler und der Zwietracht und Unbotmässigkeit der Lehrer. Er verlangt vor allen Dingen mehr Einheit im Lehrkörper und im Unterricht, zum wenigsten regelmässige Konferenzen, ein Beweis, dass die Verordnung vom Jahre vorher (S. 287) noch nicht verwirklicht war, und sieht ziemlich verzweifelt in die Zukunft.

Den Abschluss der Feierlichkeiten bildete ein ungefähr 1300 Verse langes *carmen saeculare*, gedichtet und vorgetragen von Samuel Gloner, über dessen Persönlichkeit und dichterische Erzeugnisse schon von anderer Seite Ausführliches mitgeteilt ist.*) Alle die rednerischen Leistungen wurden erst 1641 unter dem Titel: „Strassburgischen Gymnasii Christliches Jubelfest“ veröffentlicht und beweisen, wie sehr es in den hier besprochenen zwanzig Jahren mit der Schule bergab gegangen war.

*) Rud. Reuss, Samuel Gloner, ein Strassburger Lehrerbild in der öfter erwähnten „Festschrift“ des Gymnasiums. Dort werden auch über die hier besprochenen Zustände interessante Einzelheiten berichtet.

VIII.

VORLESUNGEN UND STUDIEN.

1. DIE NEUE LEHRWEISE.

So vielseitig und zersplittert Berneggers Thätigkeit zum Nachteile seiner Leistungen gewesen ist, das Schwergewicht legte er in seinen Lehrerberuf, in die Unterweisung und Erziehung der Jugend. Wie er für die Hebung des Schulunterrichts sich bemühte, so war er auch darauf bedacht, seine eigenen Vorlesungen immer wirkungsvoller zu gestalten. Gerade der Zeitpunkt, wo die alte Schule Sturms als jüngste Universität erstand, schien ihn geeignet, auch von der alten Lehrweise abzugehen und Neues zu bieten. „Der Eifer der studierenden Jugend," sagte er in der Vorrede zu den *Observationes miscellae,* die er seit dem Jahre 1621 als Einleitung in sein Kolleg über allgemeine Weltgeschichte diktierte, „beruht nicht bloss auf ihrem eigenen Charakter, sondern auch auf dem der Dozenten. Durch freundliches Entgegenkommen und eine gewisse Gewandtheit im Lehren wird die jugendliche Schlaffheit und Unlust gehoben. Nicht neu sind ja die Klagen über den schlechten Besuch der Vorlesungen und den Unfleiss der Schüler. Doch diesem Übelstande abzuhelfen ist nicht so einfach wie diejenigen wähnen, welche den Professoren alle Schuld beimessen. Die Menschen sind eben nicht so beschaffen, dass das Bessere der Mehrzahl gefällt und es ist ein schwer Ding, die Jugend, die nicht weiss, was ihr frommt, auf rechtem Wege zu halten. Andrerseits haben aber auch diejenigen Unrecht, welche nur die Jugend anklagen und die

Lehrer von aller Schuld freisprechen wollen. Es ist vor allem die Weitschweifigkeit, welche viele begabte und lernbegierige Jünglinge von den Hörsälen fernhält. Da ich nun trotz der Erstarrung des wissenschaftlichen Lebens in dieser bösen Zeit doch nicht verzweifelt bin in dem Glauben, dass in unserer Jugend, die zur Hoffnung für Staat und Kirche in den Wissenschaften erzogen werden soll, doch noch etwelche Funken des alten Feuers wieder erweckt werden könnten, so habe ich mich entschlossen abzusehen von den weitläufigen Kommentaren zu den weitläufigen Autoren und eine Art von Vorlesungen anzufangen, die wenn nicht durch die Vortrefflichkeit der Darstellung, die meine geringe Kraft nicht versprechen kann, so doch durch ihre angenehme Mannigfaltigkeit die Lust der Zuhörer wird fesseln können. Und dazu ist meine Professur besonders geeignet, da ich aus der weiten, blühenden Flur der Geschichte, welche alles in der Welt umfasst, gemächlich pflücken darf, was der Übersättigung wehren und durch Auftischen neuer Gerichte den Magen zu neuer Esslust reizen kann. Daher will ich in Gottes Namen eine Reihe vermischter Betrachtungen, im Anschlusse an gegenwärtige Verhältnisse und an die tägliche Lektüre guter Schriftsteller fortan darbieten, die vielleicht, wofern es erlaubt ist zu sagen, gut sind, wenn sie eine geneigte Zuhörerschaft finden, mittelmässig, wenn nicht.

Demgemäss gab er statt der vorgeschriebenen *Synopsis historiarum* (S. 94) oder statt einer förmlichen Lehre vom Staate, wie solche dem *Politicus* (S. 131) oblag, kurze, abwechslungsreiche Vorträge, in welchen er meistens an ein Vorkommnis aus der Gegenwart anknüpfte, um Ähnliches aus der Vergangenheit zur Vergleichung heranzuziehen und so bei seinen Hörern über das Geschehene ein Urteil zu bilden, welches in einer „Sentenz“ angemessenen und gedrungenen Ausdruck fand. Diktieren und Besprechen scheint dabei recht oft abgewechselt zu haben. Denn in dieser Weise „*disputando et perorando sententias* zu traktiren,“ war ihm „sonder Lust und Freude“.

Noch weiter aber in dem Bestreben seine Vorlesungen anregender und wirkungsvoller zu machen, ging er in seinem

Hauptkolleg, in der Erklärung einzelner Historiker. In einem Briefe an W. Schickardt, in welchem er dem Freunde sein *Speculum boni principis* widmet,*) spricht er sich darüber folgendermassen aus: „Der verstorbene Professor Laurentius Tuppius, ein ausgezeichneter Jurist und, was in diesem Stande nicht häufig ist, zugleich ein vortrefflicher Philologe, erzählte mir öfter, dass sein Lehrer und Freund Melanchthon, als Universitätslehrer nicht nur vorgetragen, sondern auch Fragen an seine Schüler gerichtet und dabei auch die, welche aus Schüchternheit oder im Gefühle ihrer Unwissenheit auf den hintersten Bänken sassen, herangezogen habe. Wenn jemand diesen Brauch, so nützlich er gewiss ist, heutzutage nachahmen wollte, so würde er sicherlich keinen einzigen Zuhörer finden. Von des M. Porcius Latro Schülern sagt man, da sie nur hören, nicht aber sich hören lassen wollten, seien sie anfangs zur Schmach Hörer genannt worden.**) Ebenso haben wir heutigen Tages auf allen Akademien nur mit vollem Rechte sogenannte Hörer, und es ist nicht meines Amtes diese eingewurzelte Sitte oder Unsitte abzuschaffen. Da ich aber in der Erklärung der alten Schriftsteller mit der Gewissenhaftigkeit zu verfahren wünschte, welche die Rücksicht auf mein Amt und der Eifer der trefflichen Jünglinge erheischt, die mit grossem Fleisse meinen Vorlesungen beiwohnen, und da ich meinte, das würde mit grösserem Erfolge geschehen, wenn man wechselseitig hören und sprechen könnte, dies aber in einer Vorlesung doch unstatthaft ist, so habe ich gethan, was am nächsten lag: ich habe Suetons Viten, zuerst den Caesar, jetzt Titus zu Disputationen verarbeitet, bin Schritt für Schritt dem Autor gefolgt, habe die moralischen Sentenzen, wo es deren gab, herausgehoben, mancherlei über Sitten und Gebräuche des Altertums darangeknüpft, und weil die Kritik von manchen Gecken als Spielerei und grammatische Spitzfindigkeit verschmäht wird, jedoch nach dem Urteile grosser

*) Der Brief ist vom 26. März 1625; er steht auch vor den Ausgaben dieser Schrift und ist zum Teil abgedruckt bei Reifferscheid a. a. O. S. 862.

**) Vergl. Senec. controv. IX praef. 23.

Männer Sonne und Salz aller Wissenschaft ist, so habe ich, soweit nötig und leicht möglich, auch davon einiges herangezogen. Vermischt mit jenen ansprechenden Dingen sollte ihre Herbheit versüsst oder wenigstens unbemerkbar gemacht werden. Schliesslich habe ich meine Kommilitonen veranlasst, nicht immer in Gegenbeweisen *disputando* sich zu äussern, sondern in nackten Fragen nach dem, was ihnen nicht recht klar war, damit es nicht sowohl eine streitsüchtige Disputation als eine Art ruhiger Prüfung und Wiederholung zu sein schien. Seneca schreibt von einem Arzte, welcher des Königs Tochter zu behandeln hatte und dabei schneiden musste, dass er das Messer unter einem Schwamm versteckt geführt habe. Wäre er offen zu Werke gegangen, so hätte das Mädchen sich widersetzt, so aber ertrug es den Schmerz. Das habe ich nachgeahmt, und fürchte dabei nicht die Formel *dolo malo*, ebensowenig will ich's entschuldigen oder abändern nun, da es geschehen ist, wofern ich dabei deine Billigung finde, und wie ich weiss, auch Besold und Lansius*) mir Recht geben. Denn ihr drei seit mir das vollste Theater, durch eure Zustimmung gehoben, kann ich leicht anderer unfreundliche Urteile nicht gerade verachten (denn auch aus solchen kann man lernen und vielleicht lieben sie mich heftiger, während eure Liebe euch zu milde macht) aber doch nicht allzusehr fürchten."

Er verfuhr hier folgendermassen: Jedes Kapitel des Schriftstellers zerlegte er in eine Anzahl kleiner Abschnitte, deren jeder einen abgeschlossenen Gedanken enthielt, und die er durch Ziffern kenntlich machte. So wurde er der Begründer der Paragrapheneinteilung unserer Klassiker.*) Jedem seiner Schüler überwies er einen solchen Abschnitt zur mündlichen Behandlung, welche bestand in grammatischer und besonders sachlicher Erklärung sowie, wenn möglich, im

*) Zwei hervorragende Tübinger Professoren.

**) In demselben Briefe an Schickart sagt er darüber: *illud verendum habeo ne sint qui damnent Suetonium in commata ceu theses, inusitato nec audito modo, sectum et factum disputationum academicarum incudem.*

Herausziehen einer Moral, gemäss der Vorschrift der Leges. Die dazu nötigen Fingerzeige, Zuthaten und Beweismittel gab er, durch die Fragen der Schüler wurden alle Unklarheiten, die etwa noch vorhanden waren, gehoben, so dass schliesslich jeder über seinen Abschnitt einen abgerundeten Vortrag halten konnte. Insbesondere aber liess er's sich angelegen sein, die Studenten auch ein klein wenig an die philologische Kritik heranzuführen. Das war etwas ganz Neues und offenbar eine höchst anregende Art zu unterrichten, ein Verfahren, das heutzutage halb und halb in den oberen Gymnasialklassen und den philologischen Seminarien gebräuchlich ist, aber damals das Zetergeschrei seiner Widersacher erregte. Musste er doch noch vierzehn Jahre später sich wegen seiner eigenartigen Unterrichtsweise verantworten. In den Protokollen der philosophischen Fakultät vom 9. September 1635 sagt er nämlich: „Dass etliche nicht leseten, wie es die *leges* erfordern, gienge ihn an, als der in seinen *lectionibus* nicht *ad calamum* dictir. Aber so machten's auch andre Proff. histor. auf anderen Universitäten. Dadurch kommen nicht allein mehr Auditores sondern auch bessere hinein, man kann geschwinder etwas absolvieren. Zudem so were es nicht so ein leicht thun sondern viel eine grössere mühe als wan man *ad calamum* dictiret. Über dass, so schaffe er auch mehr nutzen, weil dahin alles soll gericht werden.“*)

2. DIE DIATRIBAE IN SUETONIUM.

Dass er für diese neue Lehrweise den *Sueton* zu Grunde legte und nicht den Tacitus, mag einmal in den Streben nach Abwechslung geschehen sein, dann bot auch jener Schriftsteller für die erhöhte Selbstthätigkeit der Studierenden viel weniger Schwierigkeiten. Den Pachymeres, den er 1618-1619 erklärte, hatte er gewiss schon längst als unzweckmässig für Vorlesungen erkannt. Als Resultat dieses Unterrichtes erschienen in der Zeit vom Februar 1622 bis September 1623

*) Die letzten Worte nehmen Bezug auf die S. 95 erwähnte Bestimmung.

fünfzehn Disputationen, von denen jede einige Kapitel von Suetons Caesar behandelt. Dieselben hat aber Bernegger selbst ausgearbeitet und seinen Schülern zum Vortrage und zur Drucklegung überlassen, wodurch er auf billige Weise ihre Veröffentlichung erlangte. Später 1624 hat er sie dann zu einer Art von Kommentar zusammengestellt unter dem Titel:

Diatribae in C. Suetonii Tranquilli C. Jul. Caesarem.

In den folgenden Jahren wurde Suetons Augustus und Titus ebenso behandelt und veröffentlicht, doch von Augustus nur das erste Drittel, Titus auch unter dem Titel:

Speculum boni principis, hoc est Imp. Titi Flavii Vespasiani vita scriptore Suetonio Tranquillo cum animadversionibus ac notis. Argentor. 1625.

Die Viten Vespasians und Domitians, welche er in den Jahren 1628—1629 zum ersten Male erklärte, sind gar nicht im Druck erschienen.*) In wiederholter Behandlung vermehrt und verbessert, wurden die Diatribae 1685 neu aufgelegt, auch geht die von Böcler veranstaltete Suetonausgabe auf diese Arbeit Berneggers zurück.

Der Verfasser selbst schätzt sie nicht sehr hoch, er nennt sie *nugae academicae, ineptiae scholasticae,* die er kaum wage den Freunden zu übersenden. Im Vergleich zu der Ausgabe des Casaubon ist ihm die seine eine *Ilias post Homerum,* er hat nicht geglaubt, dass das Buch Käufer finden werde, und nun, da es doch einen über Erwarten grossen Absatz gehabt, hält er dies gerade für einen Beweis, dass es nicht weit her sei, „*nam vulgo nihil boni placet.*“ Und in der That, wenn man nach der Anerkennung, welche Berneggers Thätigkeit auf diesem Gebiete z. B. in der Vorrede der Strassburg-Zweibrückener Ausgabe vom Jahre 1799 gefunden hat,**) erwarten sollte, nach Casaubon, Lipsius und

*) Vergl. Reifferscheid a. a. O. zu 161, 22.

**) p. XXIX: *Aetas III, Casauboniana 1595—1671, ab Isaaco Casaubono et Jano Grutero illustrata. Laudantur quoque Lipsii et Salmasii commentarii particulares, denique Matth. Berneggerus, cui etiam index locupletissimus debetur.*

Gruter irgend einen philologischen Fortschritt, eine neue Ansicht in Bezug auf Beurteilung der Handschriften, Textgestaltung oder Erklärung zu finden, so wird man enttäuscht. Bernegger schliesst sich eng an diese seine Führer an, und wenn er an einigen wenigen Stellen in geringfügigen Punkten einmal von Casaubons Auffassung abzugehen wagt, so gerät er gewöhnlich in die Irre. Hingegen ist er anzuerkennen und erfolgreich in dem Bestreben womöglich noch strenger als jener an der Überlieferung festzuhalten, während ja damals ein kühnes Conjiciren als die Höhe der Philologie aufgefasst wurde.

Die Bedeutung des Buches liegt anderswo. Es ist eine, vielleicht überhaupt die erste Schulausgabe, berechnet wenn nicht für Gymnasiasten so doch für junge Studenten, aber nicht der Philologie als Fachstudium, sondern für die Hörer der allgemeinen, humanistischen Vorlesungen aus allen Fakultäten. Insbesondere hat er dabei an die angehenden Juristen gedacht, darum ist ihm der Hauptzweck *politica praecepta sectari.**) Deshalb werden, wo es irgend angeht, an die Erklärung einer Stelle politische nnd moralische Betrachtungen angehängt, juristische, volkswirtschaftliche und Verfassungsfragen des modernen Staatslebens werden erörtert, wichtige Ereignisse der neueren Geschichte, eigentümliche Sitten und Anschauungen werden herangezogen, das Vaterlandsgefühl geweckt und gekräftigt, kurz jede Gelegenheit wird benutzt, den Inhalt der Lektüre in engste Beziehung zu der Gegenwart, zu dem Fühlen und Denken der jugendlichen Hörer zu setzen. So erinnern diese Kommentare vielfach an die *Quaestiones Miscellaneae* im Anschluss an Tacitus, aus denen ganze Stücke mit hineingearbeitet sind. Zugleich aber wird den Anforderungen philologischer Wort- und Sacherklärung vollauf genügt und aus allen Zweigen der Wissenschaft das Wissenswerte herangezogen, sodass Bernegger seitdem als *philologus eximius* und Autorität in philologischen Dingen dasteht. Indem das Buch durch seine Mannigfaltigkeit zum Selbststudium anregt,

*) Note zu Caesar cap. 40c.

ist es ein echtes, rechtes Schulbuch und spiegelt den lebensvollen, frischen und dabei doch behaglich gemütlichen Gang des Unterrichts deutlich wieder. Darum findet auch der Humor sein Recht und treibt zuweilen für uns eigentümliche Blüten.

Um von dem Buche eine Vorstellung zu geben, diene der Anfang von Cap. 39: [a] Edidit spectacula varii generis [b] munus gladiatorium: [c] ludos etiam [d] regionatim urbe tota & quidem per [e] omnium linguarum histriones etc. (vergl. S. 134). Dazu heisst der Kommentar:

a) Suo sumptu exhibuit. Proprium spectaculis vocabulum: *edere*. Hinc *Editores*, et res ipsa *Editiones*. Lips. Saturn. 1 c. 7. Ut sit materia colloquii, rationes hic illas expendemus, quae apud Tacitum lib. 14. Annal. c. 20 & 21 contra spectacula, theatra, ludos, & pro iisdem adducuntur.

b) Munus noster hic appellat spectaculum seu ludum, qui populo quasi muneris loco exhibetur & quo oblectamenti genere perinde ac munere quodam is capiebatur, ut volunt aliqui. Verior tamen originatio Tertulliani videtur in lib. de spectac. cap. 12. Unde & qui ludos gladiatorios exhibent populo, dicti *Munerarii*. Semel hoc monuisse sufficiat; nam dictiones istae saepius recurrent.

c) Scenicos.

d) Per regiones urbis, quarum quatuordecim fuisse Plinius est autor 3, c. 5 postrem.

e) Sic de Augusto autor c. 43 in ejus vita: (folgt die Stelle). Lipsius not. 64 ad Tacit. 14. Annal. putat utrobique hos triplices ludos intelligi, Graecos, Oscos, Latinos. Sed malim cum Casaubono, vel ipso Suetonio potius, histriones aliarum plurium linguarum hic accipere. Romae quippe magna copia erat hominum, ex omnibus Imperii Rom. provinciis (non Graeci, Osci, Latini tantum), quos omnes editis suae cujusque linguae ludis conciliare sibi Caesar voluit. — Und weiter unten:

h) (zu mimum) *Mimus* et poema mimicum significat, ut hoc loco: & qui id componit, mimographum ipsum. Hi salse dicta factaque hominum (inde nomen Graecum) *imitabantur* ac traducebant, instituto non malo, quomodo et scenici ludiones

hodie et Principum aulis scurrae & Pasquinus Romae & talia fructu certe non carent. *Ridentem dicere verum, quid vetat?* ait Poeta. Ferner:

1) (zu sessum etc.) Hoc est, ut sederet in quatuordecim ordinibus, loco scilicet equitibus assignato in theatro. Sed equites a sessione Laberium excluserunt, ut patet ex Macrob. 7 c. 3. Et recte. Nec hodie quoque nobilitatis inveteratae viri nobilem novum ad integram statim dignitatis possessionem admiserint. Quin etiam in familia *recentissimus quisque servorum & conservis ludibrio est.* Tacit. Agr. c. 31. De nostro ordine hoc adjicio, neophytorum Studiosorum qui a trivio ferulaque recentes in Academiam ventitant, exagitationem, si intra modum consistat, non improbandam videri, praesertim si, quod solet, recenti libertate ferocientes, veteranis statim aequari volunt, *desinuntque* (verbo Senecae) *meminisse quid fuerint.*

Aus dieser Probe erhellt, dass Bernegger es durchaus vermied, die Schriftstellerlektüre zur Grundlage für grammatische und stilistische Bemerkungen und Lehren zu machen, sondern dass es ihm darauf ankam, durch sachliche Erläuterungen von dem Inhalte des Gelesenen und überhaupt von dem antiken Leben ein recht anschauliches Bild zu schaffen, und dass er dies wieder nur als ein Mittel zum Endzweck aller seiner Unterweisung, zur moralischen Erziehung ansah. Deshalb giebt er hier, wie in den *Quaestiones miscellaneae* (S. 116 ff.) seinem Nationalgefühle kräftigen Ausdruck*) und

*) Caes. cap. 35 k: *Unde etiam nationi nostrae Germanicae praecone Tacito Germ. c. 37 laus ea tribuitur quod a Romanis qui gentes tamen alias facile brevique subegerunt, Germani ne quidem plus quam ducentorum annorum spatio subigi plene potuerint, ac triumphati magis quam victi fuerint, cum libertas ipsorum Arsacidis regno sit acrior ... Nec valde nobis honorificum Albani verbum:* Germanos gerere leones in insignibus, non item in corde. *Quomodo et nuper jactatum hoc meminimus*: Los Alemannes son leones sin dientes. *Unde Ludovicus ab Avila ... Caesarem ait novem annis subjecisse sibi Gallos: Carolum Magnum triginta annis Saxones: Carolum V unico anno subjugasse Germaniam. Adeo, horum quidem judicio, Martis pulli et Homeri verbo* θυμολέοντες *esse desinimus. Utut sit, ne nunc quidem ite degeneravimus, ut ab effeminatis Ausoniis aut meridionalibus aliis populis valde nobis sit metuendum.*

beklagt die gegenwärtige Sucht nach ausländischen Sitten und Genüssen.*) Freilich manches Gute könnte man doch vom Auslande lernen. So scheinen ihm (zu cap. 13b) die Deutschen „in der Beziehung noch bäurisch zu sein nicht nur im Vergleich zu den alten Römern und sonstigen Heiden sondern auch zu den Juden, dass sie den Kuss als Symbol der Zuneigung nicht anwenden mögen, der doch selbst von den Aposteln empfohlen wird. Von den Franzosen, von denen sie heutzutage Kleidung, Sprache und Sitten holen, haben sie leider dieses eine Stück guter Lebensart noch nicht gelernt. Freilich hat das Küssen, wie es dort getrieben wird, auch seine Schattenseiten.“

Nicht minder hellen Auges beobachtet er das wirtschaftliche Leben der Gegenwart und der Vergangenheit. Er berechnet genau die Preise für Wohnungsmiete in Rom (cap. 38g) und zieht dabei immer die moderne Gesetzgebung zum Vergleich heran, beurteilt sehr verständig Caesars Massregeln zur Verhütung der Entvölkerung Italiens und zur Erleichterung der Schuldlast. Die Nachricht in Kap. 68, dass Caesars Soldaten bei Dyrrhachium sich aus Gras eine Art Brot bereitet haben, regt ihn zu einer langen Untersuchung darüber an, was das für ein Brot gewesen sein mag. Caesars Kalenderverbesserung (cap. 40) giebt ihm Anlass, seine Schüler über die Jahresberechnung und über die gregorianische Kalenderverbesserung aufzuklären, deren Genauigkeit ihm noch zweifelhaft erscheint. Ebenso zieht er die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre, die Schicksale des Böhmenkönigs, die litterarischen Kämpfe der Jesuiten in den Kreis seiner Betrachtung, sucht aber-

*) cap. 72g: „*At hodie dum non importati modo talia sinimus, sed et sumptuosissimis ad exteros peregrinationibus ipsi conquirimus, est quod metuamus, in discrimine patriae defuturos esse viros et hunc ad insaniam usque deliciarum exoticarum amorem nimis magno nobis constiturum;*“ und cap. 43f: *Ex his publicis furoribus qui nunc Germaniam concutiunt, indeque profecto incendio annonae intentis omnium rerum pretiis . . . hoc, spero, boni redundabit ad patriam ut . . . denique dediscamus usum exoticarum mercium, quibus carere utique possemus, si naturae lege, quae paucis iisque domesticis contenta, vivere vellemus.*

gläubische Befürchtungen, die sich an Zusammenstürze von Türmen, an Kometenerscheinungen knüpften, zu widerlegen,*) während er die Vorbedeutung der Träume nicht zu bezweifeln wagt. So giebt auch diese Schrift, ähnlich den *Quaestiones miscellaneae*, helle Einblicke in das Geistesleben seiner Zeit. Am verwunderlichsten sind dabei seine etymologischen Bemühungen, wenn er z. B. den keltischen Ursprung des Wortes *alauda* mit dem französischen *alouette* begründet (cap. 24e) oder den Brennerpass mit den Pyrenaeen zusammenbringt (cap. 25b).

Die Erläuterungen zum *Titus* sind im allgemeinen ausführlicher, häufig vollständige Abhandlungen, und gediegener. Sie zerfallen im ganzen und grossen in zwei verschiedene Gruppen. An die ersten Kapitel werden, entsprechend dem Titel „*Speculum boni principis*", mehr Betrachtungen über Regentenpflichten und Herrschertugenden angehängt, später überwiegen rein philologische Erörterungen. Hervorzuheben ist eine gründliche Abhandlung über die Septizonia (cap. 1k), ein interessanter Excurs über Chiromantie und Physiognomik (cap. 2c), lustige Bemerkungen über den Wert eines „Schultheiss- oder Herrenbeuchels" (cap. 3d), sorgsame Untersuchungen über die Tironischen Noten und überhaupt über verschiedene Systeme der Kurzschrift, eine Frage, die ihn auch schon im Caesar öfters beschäftigt hat (Caes. cap. 5b und Tit. cap. 3t), am bekanntesten ist wohl die schon in den *Quaestiones miscellaneae* (vergl. S. 121) erhobene Klage über die überhandnehmende Fremdwörterei und im Anschluss daran das Lob, welches er Martin Opitz, dem *Virgil Germaniens*, spendet, der in seinem *Aristarch* diese Unsitte gebührend gebrandmarkt habe (cap. 3i).

Freudig begrüsst er darum auch die aufkeimende deutsche Dichtung und sucht, begeistert für die poetischen Erzeugnisse

*) Cap. 88d: *me quidem antehac aliter sentientem in sua castra pene reluctantem abduxerunt (scil. Thomas Erastus et Marcellus Squarcialupus) docueruntque fortiter philosophari, hoc est, vulgaribus et sine ratione persuasiunculis meticulosorum hominum non nimium commoveri.*

„von jenem neuen und schöneren Rythmus“, mit deren Bannerträger persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Opitz war 1619 in Heidelberg bei Michael Lingelsheim, Berneggers vertrautem Freunde, Hauslehrer gewesen und hatte dort Zinkgref an sich gefesselt. Als sich dieser nun 1623 in Strassburg aufhielt, bat ihn Bernegger die Bekanntschaft mit Opitz zu vermitteln und fand am 24. Juli 1623 Gelegenheit mit ihm in Briefwechsel zu treten.*) Sein Anerbieten des Dichters Werke drucken zu lassen wird sofort angenommen und schon im Frühjahr 1624 erschien die sogenannte Strassburger Ausgabe seiner Gedichte, *Martini Opicii Teutsche Poëmata vnd Aristarchos* etc.**) Doch da Opitz mit dieser Ausgabe gar nicht zufrieden war, so verstrichen über zwei Jahre, ehe Bernegger es wagte, von neuem sich um die Freundschaft des gefeierten Dichters zu bemühen. Es bewog ihn dazu der Wunsch Gruters, dem es am Herzen lag, für eine zweite Auflage seiner *Inscriptiones antiquae* die Dakischen Inschriften, welche Opitz während seines Aufenthaltes in Siebenbürgen gesammelt hatte, kennen zu lernen. Diesmal kam ein dauernder Briefverkehr zustande. Durch vielfache Gefälligkeiten, durch das bewundernde Lob, das er ihm reichlich spendete,***) durch die Begeisterung, welche er seinen Schülern für den vaterländischen Sänger einflösste, gelang es ihm zu den *antesignanis* von Opitzens Freunden gerechnet zu werden. Doch zu einer rechten Vertrautheit kam es nicht. Als Opitz auf der Durchreise nach

*) Vergl. Reifferscheid a. a. O. Nr. 126, der überhaupt für die Beziehungen Berneggers zu Opitz die eingehendsten Forschungen angestellt hat.

**) Vergl. K. Gödeke, Grundriss z. Gesch. d. deutsch. Dichtung III², S. 41.

***) Schreibt er doch an Zinkgref, 6. Mai 1627 (Reifferscheid Nr. 243): *Debeo summo illi viro responsum ad proximas humanissimas: sed ut Melanchthon olim (liceat minima magnis componere) omnibus aliis facile, uni Sturmio difficulter et cum cura se scribere profitebatur: ita nescio quomodo aegre calamus dextrae ductum, mentis imperium sequitur, cum ad tantum virum scribendum est, etsi facilitas ejus incredibilis et in me benevolentia pudorem non necessarium excutere debebat.*

Paris 1630 sich bei dem als Flüchtling in Strassburg lebenden Lingelsheim aufhielt, fand er nicht die Zeit, sich von Bernegger zu verabschieden, und nach dem Jahre 1633 scheint auch der Briefwechsel eingeschlafen zu sein. Die Charaktere waren auch zu verschieden. Bernegger blieb aber fort und fort voll Bewunderung des „grossen und ausserordentlichen“ Mannes, war beglückt, wenn er eines seiner Gedichte frühzeitig erlangen konnte, bemühte sich selbst, deutsche Verse zu machen, und da ihm dies gar nicht gelingen wollte (auch in lateinischen war er kein Meister), so that er alles, um wenigstens seine Schüler dafür anzuregen. Darum sind Zinkgref, dessen *Apophthegmata* er drucken liess,*) wie Kaspar Barth, Christoph Coler wie Daniel von Czepko, vor allem auch Robert Robertin, die Seele des Königsberger Dichterkreises, durch ihn nicht weniger gefördert worden als durch ihren Meister selbst.

3. DIE HISTORISCH-POLITISCHEN DISPUTATIONEN UND OBSERVATIONEN.

Um seine Schüler für die Gleichförmigkeit des Suetonkollegs zu entschädigen, bot er ihnen in den historisch-politischen Vorlesungen eine bunte Abwechslung verschiedenartiger Vorträge. Von ihnen sind bedeutende Trümmer erhalten in den *Disputationes historico-politicae,* die auch als *Positiones, Dissertationes, Quaestiones, Aphorismi, Conclusiones, Exegeses* von Berneggers Lehrthätigkeit, insonderheit während des ersten Lustrums der neuen Universität, Zeugnis ablegen. Im Stoffe noch grössere Mannigfaltigkeit zu erreichen als in den Quaestionen zu Tacitus und in den Diatriben zu Sueton war unmöglich, dagegen sind die Arbeiten in Anlage und Ausführung unter einander sehr verschieden. Einige, wie die *Exegesis historico-politica rubricarum sex miscellanearum* (1622) erörtert sechs geschichtliche oder politische Fragen, z. B., wann, wo, von wem, auf welche Weise, zu welchem Zwecke die Kanonen, oder wann, wo u. s. w. die Buch-

*) Vergl. Gödeke a. a. O. S. 36.

druckerkunst erfunden sei, ob Petrus der erste Pontifex in Rom gewesen, ob ungewohnter Aufenthalt von Bienenschwärmen ein böses Vorzeichen sei, genau in derselben Weise wie die auf S. 134 besprochene *Disputatio historica*. Später kommen an deren Stelle mehr zusammenhängende politische Abhandlungen. So bringt eine *Disputatio politica* vom Jahre 1626 acht ausführliche *quaestiones miscellas*, z. B. über die Unverletzbarkeit der Gesandten, über die Bestrafung der Trunksucht, über das Recht des Widerstandes gegen die Obrigkeit u. a., und eine *Exegesis historico-politica quaestionum quatuor miscellanearum* (1630) untersucht, ob die Monarchie die beste Staatsform, ob das heil. römische Reich die vierte Weltmonarchie, ob es jetzt noch eine Monarchie sei. Andere z. B. die *Positiones historico-politicae miscellae* (1625) und die *Quaestionum miscellanearum historico-politicarum Dodecades duae* (1625) bringen eine grössere Anzahl von Thesen ähnlichen Inhalts nur mit der Antwort „Ja“ oder „Nein“, höchstens mit Hinzufügung einiger Belegstellen, aber ohne längere Besprechung. Wieder andere, wie die *Quaestiones aliquot miscellaneae ex historicis depromptae* (1622) oder die *Dodecas aphorismorum historico-politicorum* (1625) legen den Thesen bestimmte Stellen aus verschiedenen Klassikern zu Grunde. Dabei kommen Fragen vor, ob man die Kirchhöfe in oder ausserhalb der Stadt anlegen soll, ob der Wucher erlaubt ist, ob Adlige anders bestraft werden dürfen als Unadelige, oder bis zu welcher Höhe Steuern erhoben werden dürfen, und welche Pflichten ein Fürst gegen Schule und Lehrer habe. Am umfangreichsten und bekanntesten sind solche Disputationen, welche ein einziges Thema ausführlich behandeln, z. B. die *Dissertatio de consiliario principis* (1623). Nach einem feststehenden Disputationsschema (*significatio vocabuli, definitio, genus, species, persona, qualitas, consequentia*) werden in 57 *Positiones* alle Erfordernisse eines rechten fürstlichen Ratgebers besprochen. Die Belege dafür werden gern zeitgemässen Schriftstellern entnommen, besonders Besold, einem Lehrer des „Autors“. Dieser Umstand, noch mehr aber der grösste Teil der Ausführung beweist, dass Bernegger

selbst wenig daran gearbeitet hat. Von der sehr ausführlichen, ganz ähnlich angelegten *Disputatio historico-politica de aula principis* (1624) bezeugt Bernegger selbst ausdrücklich, dass er sie nur „oberflächlich überflogen“. In beiden bildet die Darstellung der Erziehung und der Pflichten eines fürstlichen Rates oder Hofmannes die Hauptsache. Hie und da werden förmliche philologische oder pädagogische Exkurse eingeschaltet, z. B. einmal eine hübsche Zusammenstellung der „Spiele“ bei den Alten, andrerseits auch aktuelle Fragen besprochen, z. B. der Einfluss der Beichtväter und Hofprediger auf die Politik oder die Einteilung der Reichshofämter, von denen eine förmliche Rangliste gegeben wird. Zu dieser Gruppe gehört auch eine *Dissertatio politica de universali monarchia* (1626), welche aus den Worten des Tacitus (Histor. 4, 74): *pulsis . . . Romanis quid aliud quam bella omnium inter se gentium existent?* die *Quaestio* ableitet, ob eine Universalmonarchie zweckmässig wäre, und in 74 *Positiones* die Frage verneint, weil eine solche Weltherrschaft weder *honesta* noch *utilis* noch *facilis* wäre. Das Ganze ist, wie schon diese Einteilung anzeigt, ein schwacher Abklatsch der *Tuba pacis*, indem der dürftige Schematismus mit Belegstellen aus den Klassikern ausgefüllt ist. Angehängt ist noch ein *Florilegium* von 43 Sentenzen aus Tacitus.*)

Am stattlichsten ist aber eine *Disquisitio historico-politica de regno Hungariae* (1629). Der Autor, Martin Schödel, Sohn des Bürgermeisters von Pressburg, brauchte offenbar das Geld nicht zu sparen. Daher ist die Arbeit ein wahres Prachtwerk, reich geschmückt mit einem Titelbilde und Nachbildungen von Personen und Schaumünzen, welche sich auf die ungarische Geschichte beziehen. Er wird auch von Bernegger, bei dem er über zwei Jahre wohnte, gewaltig gelobt und als durchaus selbständiger Verfasser der Arbeit hingestellt. Dass dies der Wahrheit, in gewissem

*) Die *Disputatio de principe* (1630), die wahrscheinlich ebenfalls hierher gehört und dem Stoffe nach dem Hauptinhalte des *Speculum boni principis* entsprechen wird, hat noch nicht eingesehen werden können.

Sinne wenigstens, entspricht, beweist am besten die gänzlich verfehlte Anordnung. Der Verfasser will eigentlich aus den vorhandenen Geschichtsquellen die Hauptmomente der ungarischen Geschichte zusammenstellen. Er giebt deshalb zunächst einen ganz annehmbaren Überblick über diese Quellen mit genauen bibliographischen Angaben. Sofort aber in Thes. 2 beschränkt er seine Aufgabe auf die Gründung des Königsreiches, und damit diese Untersuchung auch in der gehörigen Ordnung vor sich gehe, muss er zunächst die *causae* behandeln, welche zur Gründung desselben geführt haben. Diese sind (Thes. 4) entweder *remotae* oder *propinquae*; bei jenen unterscheidet er drei *positiv* wirkende, nämlich „Gott, Vernunft oder Fürsichtigkeit (*prudentia*), drittens Glück (*occasio*), welche drei Stück alle zugleich man das Fatum zu nennen pfleget“, von den *negativ* wirkenden *causa corrumpens* und *causa expellens* (Thes. 56). Die *Prudentia* der Gründer (nämlich der Hunnen) zeigte sich in der *Inquisitio* und *Dispositio*, welch letztere wieder in *actus* und *actio* zerlegt wird. Bei der *occasio* (Th. 24), der Gunst der Verhältnisse, durch welche es den Hunnen gelang sich Ungarns zu bemächtigen, bespricht er die Verweichlichung und Zwietracht der Römer und der anderen Nachbarstaaten unter einander. In der Behandlung der *causa propinqua* (Th. 63) unterscheidet er eine *verbalis* und eine *realis*. Die *verbalis* beschäftigt sich mit den Namen Hunnen, Ungarn u. a. und betrachtet dieselben erstens *logice*, zweitens *historice; logice* in Rücksicht auf *Synonymia*, *Etymologia* und *Homonymia* (Th. 65), und zwar einmal die *nomina generalia* (Scythae, Nomades, Tauri, Hunni), dann die *nomina specialia*; bei den letzteren hat man wieder zu scheiden zwischen den früher und den jetzt gebräuchlichen Völkernamen. Die *Etymologia* sucht die richtige Schreibung des Namens festzustellen, wobei in echt Berneggerischer Weise auf ein endgiltiges Urteil verzichtet wird.*)

*) Th. 56: *malo hanc (multitudinem) in errore (Ungari* statt *Hungari) sectari quam cum ratione reluctari, maxime ne novator audiam*“. „*Non de nomine sed de re contendendum est. Voca panem, si placeat: lapidem: et da mihi, dum famesco*“. *(Aeneas Sylvius.)*

Die *causa realis* ist eine vierfache, entsprechend den vier logischen *causae*, nämlich *efficiens, materialis, formalis* und *finalis*; die *causa efficiens* ist *universalis* oder *particularis*, die *particularis* entweder *causans* oder *occupans*. Damit erst kommt er in die eigentliche Untersuchung der *origo* des ungarischen Reiches und führt den ersten Teil derselben nach drei Gesichtspunkten, *lineae*, erstens ob die Hunnen von Japhet oder von „Nembrod“ abstammen, zweitens was es mit den *Scythis Regiis* des Herodot (IV, 20, 56, 57, 59 etc.) für eine Bewandtnis habe, drittens welches das Verhältnis der Ungarn zu den Avaren und Hunnen sei. In ähnlicher Weise verläuft die *causa particularis*. Schliesslich wird in Th. 384 die *causa efficiens* zu Ende gebracht und das Geständnis gemacht, dass es dem Verfasser vorderhand unmöglich sei die anderen drei Theile (die *causa materialis, formalis* und *finalis*) zu veröffentlichen.

In diesen logischen Schematismus sind nun die Excerpte aus den Werken über ungarische Geschichte untergebracht, hie und da mit eigenen Bemerkungen und Beweisführungen; aber von einer geschichtlichen Darstellung oder Untersuchung ist keine Rede, und wegen der vielen Wiederholungen und Weitschweifigkeiten ist die Arbeit kaum zu lesen. Hin und wieder merkt man die Beihilfe des Professors, z. B. in der interessanten Besprechung über das am Kronenburger Thore zu Strassburg angebrachte Bildnis Attilas (Th. 242—244), doch das ist verhältnissmässig selten der Fall.

Ebenso selbständig sind Disputationen wie *Florilegii selectissimarum sententiarum ex C. Sallustii Crispi conjuratione Catilinaria, subinde parallelis aliorum Autorum sententiis illustrati Centuria prior* und *posterior* (1628). Hier hat jeder der beiden „Autores“ aus einer Hälfte der Sallustianischen Schrift hundert Sentenzen ausgezogen und der Professor hat ihnen dazu aus Klassikern und modernen Schriftstellern Parallelstellen geliefert, die sie notdürftig mit den Sentenzen und unter einander verbanden. Die Arbeiten beweisen, dass Bernegger damals seine Hörer auch an andere Klassiker als Sueton heranführte, sie zeigen aber auch, mit

wie wenig unter den damaligen Verhältnissen die Fakultät zufrieden war; allerdings waren die Autoren auch zwei Vettern Mieg, Verwandte des Ammeisters Georg Mieg und des Scholarchen Franz Rudolf Ingoldt. Aber auch später findet sich gelegentlich eine Disputation gleichen Schlages, z. B. *Miscellanearum Quaestionum ex L. Annaei Flori epitome in eamque Jo. Freinshemii Notis excerptarum Centuriae septem* und als Gegenstück dazu *Miscellanearum Quaestionum ex Justini epitome . . . centuriae octo* aus dem Jahre 1633, welche beide auf ihrem Titelblatte angeben, wie sie entstanden sind. Vierzehn resp. sechszehn *studiosi historiarum* haben jeder fünfzig Fragen meist moralisierenden und geschichtlichen, selten textkritischen Inhaltes aus dem Florus resp. Justinus und dem von Bernegger und Freinsheim geschaffenen Kommentar dazu (vergl. unten Abschn. VIII, 7) zusammengesucht und *exercitii publici hebdomatarii* (sic!) *causa* als Disputationen *diebus Jovis horis a prima pomeridiana sequentibus moderante Matthia Berneggero* proponiert, also nur ganz kurz beantwortet. Diese Übungsstücke sind wahrscheinlich nur deshalb gedruckt worden, weil Berneggers Lieblingsschüler Georg Obrecht, Sohn des bedeutenden Juristen, Joh. Ludw. Peyer aus Schaffhausen und Joh. Heinr. Böcler an den Disputationen teilnahmen.*)

Mehr von des Professors Arbeit zeigt sich in den *Conclusiones aliquot politicae* aus dem Winter 1628. Hier hat der Respondent einige der Sentenzen, welche den Abschluss, die *Conclusio*, der Behandlung des Suetonianischen Augustus im Kolleg bildeten, zusammengestellt und aus derselben Vita Parallelstellen hinzugefügt. Bernegger hat aber dazu noch eine Menge Belege aus anderen Schriften gegeben und hin und wieder Gelegenheit genommen, eigene Ansichten zum Ausdruck zu bringen. Zum Beispiel in der sechsten *Conclusio* wendet er sich scharf gegen die schlimmen „Halbgelehrten", die in

*) Die Milde der strassburger Prüfungen wurde bald berüchtigt. Am 23. März 1636 beschliesst die philosophische Fakultät zwei Examinanden zu „rejiciren, damit nicht immerdar die *Facultas* übel hören müsse, sie mache *magistros misericordiae*".

ihren „rohen und blutigen Schriften die Worte gelehrter Männer gewaltsam verdrehen, mit den pomphaften Titeln ihrer Schriften prunken, dabei behaupten, sie schrieben nur auf Drängen ihrer Freunde oder durch sonst einen äusseren Zwang, und so die Frucht ihrer akademischen Thätigkeit wie einen Merkur in alle Welt laufen lassen“; und in der elften gegen die Verteidiger des „Tyrannenmordes“, eine Frage, welche damals von den Jesuiten und ihren Gegnern leidenschaftlich erörtert wurde.

Ganz vortrefflich und von den eben besprochenen weit verschieden ist aber die letzte der Berneggerschen Disputationen, die man ausschliesslich dem Professor selbst zuschreiben muss, da der Respondent, der oben erwähnte Georg Obrecht, sich nicht Autor nennt. Sie handelt *de exstincta Romanorum libertate* und giebt im ersten Abschnitte eine hübsche Entwicklung der römischen Republik nach Livius, im zweiten die inneren Gründe, warum die republikanische Verfassung zu Grunde ging. „Ein verständiger Politiker“, bemerkt er hier, „forscht überall nach den Gründen, setzt in ihnen den *nervus prudentiae suae* und verfolgt sie von den ersten, dunklen Uranfängen bis zum Ereignisse selbst in ununterbrochener Reihe.“ *) Er hat also im Laufe der Zeit eine viel tiefere Auffassung von seiner Wissenschaft gewonnen (vergl. S. 129). Er findet nun sieben *causae generales*: Gottes Walten, die Grösse des Reiches, den Luxus, die Habsucht, den Wucher, die Vergewaltigung der Gesetze und die Käuflichkeit der Ämter. Dann kommen neun *causae speciales et propiores*, die Übermacht und der Ehrgeiz einzelner Parteihäupter, die Triumvirate, die Eifersucht der Machthaber, die Bürgerkriege, die zur Widerspenstigkeit auffordernde Einrichtung des Tri-

*) Vergl. II, 1. *Causas sapiens Politicus ubique sedulo inquirit et in iis nervum Prudentiae suae constituit. Cumque earum haec sit ratio, ut per seriem veluti a summis saepe et latentibus initiis ad proximam usque rei, in qua vis earum quaeritur, scenam descendant, (cui nec raro ipsi immiscentur) igitur cuivis liquet, non divelli in cognoscendo tractandoque debere aut omitti, quae non nisi integra ac cohaerentia id sunt quod esse debent.*

bunats und die Persönlichkeiten Caesars, Augustus', Tiberius'. Im letzten Abschnitte werden, hauptsächlich nach Sueton und Tacitus, die Mittel und Wege dargestellt, durch welche von Stufe zu Stufe Caesar, Augustus und Tiberius ihre Herrschaft gewonnen und begründet haben. Das Ganze verläuft zwar in einzelnen Thesen und hat dadurch etwas Hölzernes, ist aber eine gediegene Abhandlung und steht in der Beziehung unter den Disputationen einzig da, dass sich Bernegger streng auf die Betrachtung seines Themas, des alten Rom, beschränkt. Er war damals ausschliesslich mit seinen lateinischen Historikern beschäftigt.

Viele von diesen Aufsätzen und Vorträgen, besonders die aus den ersten Jahren, die sich durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes und durch Beziehungen zur Gegenwart auszeichneten, wurden auch in weiteren Kreisen gern gelesen, da sie sich vor anderen Schriften ähnlichen Inhaltes, wie Lipsius' *Discursus politici* oder Gruters *Varii Discursus*, durch ihre gefällige, anziehende Form auszeichneten. Sie wurden deshalb oft gesammelt und auch von unberufenen Händen herausgegeben, nämlich 1656 und vielleicht auch 1666 in Tübingen unter dem Titel: *Observationes historico-politicae*, sodass schliesslich Berneggers Söhne Kaspar und Tobias sich veranlasst sahen, im Jahre 1669 eine authentische Ausgabe zu veranstalten. Diese

V. Cl. Matthiae Berneggeri Observationes miscellae

bieten nun für jene Zeit das, was man heutzutage eine Sammlung vermischter Aufsätze oder populärer Vorträge nennen würde. Sie machen auf uns freilich jetzt den Eindruck etwa eines „Jugendfreundes“ oder eines Lesebuches. Wie in einem Guckkasten ziehen die Ereignisse des böhmischen Krieges, das Unglück des Pfälzer Kurfürsten und seines Beirates, des edlen Lingelsheim, vor unseren Augen vorüber, dann die verwüstenden Heerzüge Mansfelds und der Kaiserlichen mit den Kosaken, der Sturz Khlesls, die katholisierenden Massregeln des Kaisers, sein Verhältnis zu Bethlen Gabor, dann des Scioppius Brandschriften, der in drangvollen Zeiten besonders rege Wunder- und Aberglaube der Menge, dem die Gebildeten durch rationa-

listische und naturwissenschaftliche Erklärungen zu steuern suchen. Alles das kommt in buntem Wechsel zur Sprache, und für alles weiss er, ein lebendiges Konversationslexikon, aus allen Zeiten und Ländern Ähnliches heranzuziehen und seine Darstellung mit Scherz und Laune zu würzen. Nach der Schlacht am weissen Berge beschäftigt die böhmische Thronfolgefrage die Gemüter. Bernegger denkt sofort an das Karl IV. gewordene Orakel JCUS ALGULFMA und in anschaulicher Plauderei weiss er diese Geschichte darzustellen und aus der byzantinischen, der englischen, der metzer Vergangenheit ähnliche Weissagungen anzuführen. Die Teuerung des Jahres 1624 giebt ihm Veranlassung zu einer *Farrago remediorum caritatis* (No. XXXIV). Das Stück ist mustergiltig für die Form dieser *Observationes.* Citat an Citat reihend, belehrt er, welche Massregeln Hungersnot zu verhüten im alten Rom getroffen seien, empfiehlt dieselben auch für die Gegenwart, zugleich aber auch das Gebet, die Pflege des Ackerbaues, Sparsamkeit und Genügsamkeit. „Können wir uns nicht den Genuss des Fleisches versagen, auf den viele ihr Leben lang freiwillig verzichten? Das ist freilich eine harte Philosophie, aber nur für die vollen Bäuche, für die Weichlinge, welche von der Mannhaftigkeit der Vorfahren ganz abgefallen sind. Auch mag die Obrigkeit Fasten ansagen, selbst mehrtägige, deren Unbequemlichkeit durch Spiel und Schlaf beschwichtigt werden kann, endlich hat der Frankfurter Arzt Johannes Struppius von Geilhausen in seiner *Anchora famis* vortreffliche Ratschläge erteilt, wie in Wurzeln und anderen essbaren Dingen Ersatz für die gewöhnlichen Nahrungsmittel zu finden ist.“ Vor allem über naturwissenschaftliche Dinge sucht er seine Hörer aufzuklären, über Sonnenfinsternisse, ungewöhnliche Kälte, Blutregen, Blitzschläge, deren vorbedeutende Kraft er nicht gern leugnen möchte. Derartige Erscheinungen sind ihm nur in Bezug auf die Materie natürlich, in Bezug auf Ursache und Zweck aber übernatürlich und offenbaren Gottes Zorn, der auch durch die Genien, die Diener Gottes und der Natur, nicht selten kund gethan wird. Bei Losorakeln treiben endlich auch die Dämonen ihr Spiel. In allen diesen Dingen

sind ihm die alten Klassiker und die Bibel Autorität, mit welcher er als ein allerdings noch plumper Vorläufer der Rationalisten die Entdeckungen der Naturwissenschaften, den gesunden Menschenverstand und die Glaubenssätze des Christentums, so gut oder schlecht es eben geht, zu vereinigen strebt.

Die Abhandlungen haben häufig die Form einer regelrechten Schuldisputation und enthalten gern eine *Dodecas* von Beispielen oder Gründen, ein Beweis, dass die Ausarbeitung gruppenweise verteilt war. Im ganzen und grossen sind sie demnach wie die Disputationen nicht als wirkliche schriftstellerische oder wissenschaftliche Leistungen Berneggers sondern eher als Proben seiner Lehrthätigkeit anzusehen.

4. DIE BYZANTINISCHE GESCHICHTE DES GEORGIOS PACHYMERES.

Berneggers ungemeine Arbeitslust und Arbeitskraft begnügte sich aber nicht damit, die dem Jugendunterricht dienende Litteratur zu pflegen, sondern führte ihn auch zu entfernteren Gebieten, sie der Wissenschaft zu erschliessen.

Wie oben (S. 208) mitgeteilt worden ist, war ihm im Jahre 1619 eine Abschrift der von Hieronymus Wolff in der Fuggerschen Bibliothek zu Augsburg entdeckten byzantinischen Geschichte des *Georgios Pachymeres* zugesandt worden, mit der Aufforderung sie herauszugeben, da Jacob Gothofredus, der Sohn des bekannten Juristen, ihn als den dafür geeigneten Mann empfohlen hatte. Emsig machte er sich an die Arbeit, zumal nach Fertigstellung des ersten Teiles seiner Suetonstudien, hatte auch bald die lateinische Übersetzung zur Hälfte vollendet. Nun brachte er in Erfahrung, dass in Venedig und Paris sich bessere Handschriften des Werkes befänden und bemühte sich dieselben benutzen zu können.*) Da liess ihn der Pariser Bibliothekar

*) In den Briefen Berneggers, welche über diese Arbeit den genauesten Aufschluss geben, findet sich ein schwer erklärlicher Widerspruch. Am 25. September 1623 (Heuman, Poicile II, pag. 221)

Rigaltius wissen, dass bereits ein französischer Gelehrter, der Jesuit Tarin (wie er nachher erfuhr, auf Rigaltius' eigene Veranlassung) mit der Herausgabe desselben Schriftstellers beschäftigt sei, und liess durchblicken, dass ihm die Konkurrenz des Deutschen mit seinem Landsmanne nicht erwünscht sei; und Bernegger, im persönlichen Verkehr immer allzu ängstlich, allzu bescheiden, scheute die Feindschaft des angesehenen Mannes, glaubte auch, dass seine Arbeit sich mit der von einem Rigaltius unterstützten nicht würde messen können, und verzichtete auf die Veröffentlichung. Als aber Monat auf Monat verstrich, ohne dass von Tarin etwas erschien, nahm er die Sache wieder auf. Ein Urlaubsgesuch wurde ihm freilich abgeschlagen mit der klassischen Begründung, „*quod dicerent jam ante sat librorum exstare*";*) dennoch konnte er am 1. September 1625 Gothofredus mitteilen, die Übersetzung sei bis auf die letzten Bücher fertig und der Kommentar sei in Angriff genommen. Da aber überfiel ihn eine schwere Krankheit, und sich dem Tode nahe fühlend, liess er, um eine spätere Veröffentlichung zu verhindern, seine unvollendeten Schriften, insbesondere den zweiten Teil der Tuba und die Übertragung des Pachymeres vor seinen Augen verbrennen; nur die Grundzüge der Noten zu dem Geschichtswerk blieben durch einen Zufall erhalten. Als sich aber später herausstellte, dass von Tarin eine solche Veröffentlichung gar nicht zu erwarten war, sondern dass dieser, und Rigaltius im Bunde mit ihm, „nur aus gallischem Neid gegen die deutsche Nation sich diese Aufgabe angemasst, sich leichtfertig damit befasst und noch leichtfertiger sie fallen gelassen hatten", und als er im Februar 1628, kaum wieder

schreibt er an Jacob Gothofredus: *impetravi, ut per hanc hyemem feriari et isti auctori uni operam navare liceat*; am 15. Januar 1624 dagegen (ibid. pag. 222) an Kaspar Hoffmann: *Oravi nuper Academiae nostrae curatores, ut per trimestre solum ferias agere ac domi meae abdito unice in Historiam Byzantinam Pachymerae ... illustrandam incumbere liceret: sed non exoravi.* Vielleicht hat er den zuerst bewilligten Urlaub wegen der im Oktober erfolgten Wahl zum Dekan nicht ausnützen dürfen.

*) Brief Berneggers an Bitsch, 22. Februar 1625.

von schwerer Krankheit erstanden, gar vernahm, dass ein Gelehrter namens Tarin in Paris ganz unbekannt sei, dass selbst Rigaltius von ihm nie gehört haben wollte, da nahm er die Arbeit wieder auf, vervollständigte die Noten und begann die Übersetzung von neuem. Doch auch dieser Anlauf führte nicht zum Ziele. Anderweitige Unternehmungen und Abhaltungen, besonders die Arbeiten zum Justin, verdrängten den Pachymeres, und obwohl Freinsheim in der Vorrede zu Berneggers Tacitus, also noch im Jahre 1638 die Absicht ausspricht, auch den „Pachymerius" erscheinen zu lassen, konnte doch der Jesuit Poussines, der im Jahre 1666 die erste Hälfte desselben herausgab, mit Recht sagen: „*nunc primum emergit Georgios Pachymerios*".

Dass auf diese Weise Berneggers Arbeit zwecklos war, ist für seine Beurteilung als Philologen im höchsten Masse zu bedauern. Denn wenn bei dem schlimmen Zustande seiner Handschrift und bei der Schwierigkeit des Textes es ihm gelang, in sehr kurzer Zeit eine Übersetzung des umfangreichen Werkes herzustellen, so muss er eine seltene Auffassungsgabe und Sprachgewandtheit gehabt haben. Dazu war ihm hier ausgiebige Gelegenheit geboten zur Kritik und Textgestaltung sowie sein historisches Wissen und seine Kombinationsgabe an den Tag zu legen. Für seinen Charakter aber ist es bezeichnend, dass er, der von Gruter, Grotius, Buxtorf, Salmasius als ein Philologe ersten Ranges gerühmt wird, aus Respekt vor dem Einflusse des Rigaltius hinter einem unbekannten Franzosen demütig zurücktrat. Dass er aber zu nichts Rechtem kam, lag nicht allein an äusseren Umständen, sondern auch an der Vielgeschäftigkeit,*) die

*) Im Jahre 1628 hatte er die beiden Professuren für Geschichte und Beredsamkeit zu versehen, zugleich nahm ihn die Streitschrift gegen Roest, die Arbeiten am Pachymeres und an des Meursius Lexicon Graeco-Barbarum, am Sueton, Thukydides und Justin in Anspruch; dazu kam die Neugestaltung der lateinischen Grammatik und die Drucklegung von Grotius' Syllabus autorum irenicorum; und dabei der ausgedehnte Briefwechsel, die zeitraubende Beschäftigung mit seinen Convictores, wiederholte Krankheit und häusliche Sorgen!

seine Kräfte zersplitterte, und an dem Mangel an Stetigkeit und Energie. Gross im Sammeln und Bearbeiten, reichte zum Verarbeiten und Vollenden die Kraft nicht aus.

5. NEUGRIECHISCHE STUDIEN.

Ähnlich erging es ihm mit seinen neugriechischen Studien. Von Cyrillus, dem rührigen Patriarchen von Konstantinopel, war der Grieche Metrophanes Kritopulos auf eine Studienreise nach dem Abendlande geschickt worden, zugleich um Verbindungen mit den Protestanten anzuknüpfen und überall, wo er sich aufhielt, in Oxford, Helmstädt, Altorf, Wittenberg, Tübingen, Strassburg, Basel, Bern und Genf hatte der junge Gelehrte Aufsehen erregt und den Gedanken an eine Vereinigung aller das Papsttum bekämpfenden Konfessionen geweckt.*) Fast zwei Monate, von Anfang Juli bis Ende August 1627 wohnte der gewandte, kenntnisreiche und liebenswürdige junge Mann im Hause Berneggers zu dessen grosser Freude. Von dieser Zeit ab findet sich in Berneggers Briefen eine schärfere Betonung seines synkretistischen Standpunktes. Mehr aber noch erfreute er sich dieses Zusammenseins als Philologe. Unter der erdrückenden Last der Amtsgeschäfte, dabei in unglaublicher Weise von Freunden und Bekannten aus Fern und Nah in Anspruch genommen, unter Not und Sorgen um das tägliche Brot und seine Stellung, mitten im Kampfe der Konfessionen stehend, dabei kaum von schwerer Krankheit erstanden, offenbarte Bernegger eine solche jugendliche Frische und Spannkraft, dass er mit Feuereifer die Gelegenheit ergriff, sich mit dem Neugriechischen bekannt zu machen. Und er eignete sich die Sprache nicht nur in einer Weise an, dass er z. B. für Schickardt als Autorität galt, sondern er verfasste

*) Vergl. Reifferscheid a. a. O. S. 847 und A. Pichler, Gesch. d. Protestantismus i. d. orient. Kirche im 17. Jahrh. od. der Patriarch Cyrillus Lucaris und seine Zeit, München 1862. Die politische Bedeutung dieser Bestrebungen scheint Pichler zu überschätzen. Die protestantischen Fürsten und Theologen waren schwerlich so feine und weitsehende Diplomaten, wie sie dort erscheinen.

unter der Mitwirkung des Metrophanes sogleich eine neugriechische Grammatik und ein Supplementum von Meursius' Lexicon Graeco-Barbarum. Zwar stellt er die Sache so dar, als seien die Arbeiten von dem jungen Griechen allein geschrieben; aber ohne Berneggers Beihilfe wäre ihm das doch unmöglich gewesen. Der konnte wohl den rohen Stoff liefern, aber die Verarbeitung und Ordnung desselben, vor allem die Anlage der Schriften muss Bernegger übernommen haben. Auch nach dessen Abreise setzte er die Arbeit fort, noch am 10. Januar 1629 bittet er den Augsburger Rektor Ehinger um Übersendung der *Chymici autores Graeci*, um das Glossar daraus zu vervollständigen. Da er aber bald darauf seine freie Zeit ganz und gar dem Florus widmen muss, so sendet er am 15. März 1630 die Grammatik an Gerhard Voss, damit „die Herausgabe unter den Auspizien eines Grösseren als er sei geschehe". Die Elzevirs erklären sich auch bereit, das Werk als Anhang zu Meursius' Glossar zu veröffentlichen, da sie aber später den Druck ablehnen, so erbittet er sich das Manuskript wieder zurück. Damit verstummt der Briefwechsel zwischen den beiden Gelehrten und zugleich hören alle Nachrichten über diese Schriften auf. In der durch Johannes Lamius besorgten Neuauflage des Glossarium Graeco-Barbarum*) finden sich Supplemente eines „gallischen Anonymus" (pag. IV, V, IX—XVI, XVII), welche der Herausgeber durch den Hamburger Gelehrten Joh. Christoph Wolff erhielt. Möglich dass diese auf Bernegger und Metrophanes zurückzuführen sind, denn ein grosser Teil von Berneggers handschriftlichem Nachlasse ist in den Besitz Wolffs übergegangen.

Wie vielseitig aber auch auf dem eigentlichen Gebiete der alten Philologie seine Thätigkeit war, bezeugen mancherlei Nachrichten und Bruchstücke. Jahrelang (1629—1633) beschäftigte ihn eine Herausgabe des Thukydides, für dessen „männliche Beredsamkeit" er begeistert war, und er hatte sich einmal, um handschriftliches Material dafür zu sammeln, nach Basel begeben, vielleicht die einzige Reise, die er, abgesehen

*) Joannis Meursii *operum volumen quartum.* Florenz 1744.

von Sommeraufenthalten im Schwarzwald, seit seinen Studienjahren unternommen hat. Von Arbeiten über Demosthenes, Cicero, Horaz, Galenus sind auf der Hamburger Stadtbibliothek noch Trümmer vorhanden, auch in einem Briefe an den Altorfer Professor Kaspar Hoffmann erklärt er einige Stellen aus dem zuletzt genannten Klassiker, und wenn er wirklich, wie er schreibt, hier nur „*obiter*“ giebt, was ihm gerade in den Sinn kommt, so muss er ein gewaltiges philologisches Wissen gehabt haben. Ebenso erkennt er die sogenannten Briefe des Themistokles, „deren auch Suidas gedenkt“, des Äschines, Isokrates, Phalaris sofort als Übungsstücke aus Rhetorenschulen. Das alles sind spärliche Überbleibsel von einem weiten, sorgsam angebauten Felde philologischer Thätigkeit, das die Ungunst der Verhältnisse nicht zur Reife kommen liess.

6. JOHANNES FREINSHEIM UND DIE BEARBEITUNGEN LATEINISCHER HISTORIKER.

Dass sich schliesslich seine philologische Arbeit doch ein bedeutendes Denkmal setzen sollte, verdankte Bernegger der unablässigen Anregung und unentwegten Beihilfe seiner Schüler, besonders des Johannes Freinsheim.

Seit 1629 hatte er nämlich den Plan, eine Sammlung griechischer und lateinischer Historiker mit erklärenden Anmerkungen zu veranstalten, ein Unternehmen, das die natürliche Frucht seiner akademischen Thätigkeit war und zu dem er, wie es dieselbe mit sich brachte, jahrelang eine Fülle eigener Bemerkungen und alles was er an Noten und Emendationen anderer Gelehrten erlangen konnte, gesammelt hatte. Es lag ihm dabei weniger an eigener Kritik und Exegese, sondern was bis jetzt auf diesem Gebiete geleistet war, das wollte er in einer bequemen und für die Jugend passenden Weise zusammenfassen. Denn den Schülern der oberen Gymnasialklassen und den Hörern der allgemeinen, humanistischen Vorlesungen auf Universitäten wollte er diese Bücher in die Hand geben, um dadurch, soviel an ihm lag, zu verwirklichen, was er erstrebte, nämlich den Unterricht anregender und frucht-

barer zu gestalten, die Jugend mit Lust und Liebe für das klassische Altertum zu erfüllen, sie in das Leben der antiken Welt einzuführen und sie dadurch zum Wirken für die Gegenwart zu befähigen. In der Vorrede zur ersten Auflage von Freinsheims *Florus*, die mit zu den schönsten Ergüssen seiner Feder gehört, weil sie seine wahrhaft kindliche Herzlichkeit und Bescheidenheit, sowie seine Art zu leben und zu arbeiten in helles Licht setzt, spricht er sich genauer darüber aus. Einer seiner treuesten Schüler, der aus dem Königsberger Dichterkreise bekannte Robert Robertin, hätte ihn, wie er behauptet, dazu angeregt und ihn auf des Thomas Farnabius Kommentar zu lateinischen Dichtern als Vorbild hingewiesen. (Auch die Pariser und die kurz vorher von Gruter veranstalteten Klassikerausgaben dienten ihm als Muster.) Wenn es schon, so habe Robertin ihm vorgestellt, für jeden, der auf den Namen eines Gelehrten Anspruch mache, zwar Pflicht, aber schier unmöglich sei, sich in alle klassischen Autoren gehörig einzulesen, wie könnte man dann erst die ellenlangen Kommentare, Scholien und Annotationen dazu bewältigen! Und jedesmal nur den besten Kommentar für jeden Klassiker sich auszuwählen, entspräche nicht wissenschaftlicher Gründlichkeit, auch dürfe man nicht die Menge solcher Schriften ausser Acht lassen, in denen die verschiedensten Klassikerstellen nach bestimmten Gesichtspunkten behandelt würden. Darum sei es ein verdienstvolles Werk, wenn man aus den ausführlichen und überall zerstreuten Bemerkungen Gelehrter zu den Autoren nur das Zweckmässigste und nur das zum Verständnis der betreffenden Stellen Dienliche herausläse und so einen Kern von sachlichen Erklärungen schüfe.

Der Anfang wurde mit einem der weniger bedeutenden Historiker gemacht und zwar mit Florus, wohl um deswillen, weil Bernegger in seinen Vorlesungen ihn gerade behandelte. Kaum aber hatten sich die beiden ans Werk gemacht, so fand Robertin wieder Gelegenheit, als Reisebegleiter des dänischen Gesandten nach Frankreich zu gehen und verliess das gastliche Haus seines Lehrers. An seine Stelle trat Johannes Freinsheim, der trotz seiner Jugend und trotzdem

ihm, als er 1627 in Berneggers Haus kam, „vom Griechischen kaum die ersten Anfangsgründe bekannt waren“, bald die Seele des Unternehmens wurde. Er ist auch zugleich ein Beweis von der hingebenden Freundlichkeit, mit der Bernegger strebsame Jünglinge an sich heranzuziehen und zu fördern wusste. Längere Zeit war der schüchterne, verschlossene Student von ihm nicht beachtet worden, selbst bei den Tischgesprächen, in denen er seine ganze Liebenswürdigkeit und die anregende Fülle seines Wissens entfaltete, blieb Freinsheim stumm; nur dem wenig älteren Robertin gegenüber pflegte er sich in knappen Bemerkungen zu äussern, sodass man ihn den *Apophtegmaticus* nannte. Robertin machte endlich seinen Lehrer auf ihn aufmerksam, und nun zog ihn Bernegger an sich heran, eröffnete ihm die Schätze seiner Bibliothek, wies ihm die Bahn für seine Studien, und voll staunender Freude über die seltene Begabung seines Schülers, wurde er selbst zu frischerem Schaffen angeregt. Bald kam es zu einer innigen Freundschaft und zu einem sich derart verflechtenden Zusammenarbeiten, dass es fast unmöglich ist, die Leistungen der beiden von einander zu sondern. Freinsheim hatte anfänglich aus den philologischen Schriften für jeden Historiker die Bemerkungen herauszusuchen; dabei gewann er aber bald eine selbständige Auffassung und versuchte sich in eigenen Emendationen, und als Bernegger bemerkte, wie glücklich dieselben oftmals waren, konnte er ihm schliesslich die Hauptarbeit überlassen, ja in Kurzem drehte sich das Verhältnis zwischen beiden um, indem der Lehrer die Sammlungen und Vorarbeiten übernahm, der Schüler aber die Leitung und Verteilung besorgte und dem Werke den Stempel seiner Auffassung gab. Später wurden auch noch mehr junge Leute dazu herangezogen, zumal als der Druck im eigenen Hause stattfand, sodass sich das Ganze zu einem förmlichen Geschäftsbetriebe gestaltete. Der eine hatte den Text in die Paragraphen zu zerlegen, die seitdem für die meisten Klassiker in Brauch geblieben sind, ein anderer die Erläuterungen zu sammeln, ein dritter sie zu verteilen, andere waren wieder beim Druck und der Korrektur beschäftigt, Bernegger lag

sozusagen die Korrespondenz und der buchhändlerische Betrieb ob.

In Hinsicht auf praktische Brauchbarkeit für Unterrichtszwecke können die Ausgaben, für welche die *Diatribae in Suetonium* gewissermassen ein Vorläufer waren, thatsächlich als musterhaft gelten. Das Format ist handlich, der Druck wenigstens des Textes gefällig, jede Stelle, zu welcher eine Erläuterung gehört, ist durch Buchstaben bezeichnet, die Erläuterungen selbst folgen gleich auf jedes Kapitel und entsprechen im Inhalte genau dem, was man heutzutage darunter versteht. Wo es zum Verständnis dient, werden auch deutsche Worte und moderne Zustände herangezogen. Philologischen Studien ist das angehängte Verzeichnis der *Variae Lectiones* gewidmet, mehr noch ist gethan, um den Leser aufs bequemste mit dem geschichtlichen Stoffe bekannt zu machen. Am Kopfe jeder Seite, später am Rande, ist mit einem Worte der Inhalt des betreffenden Abschnittes angegeben, am Ende findet sich eine chronologische Übersicht und sehr ausführliche sachliche Indices, die auch für sich gebraucht werden und als eine Art von philologischem Konversationslexikon dienen sollen.*)

7. JUSTINUS UND FLORUS.

Von dieser Sammlung, welche anfänglich Sueton, Sallust, Curtius, Justinus, Vellejus, Florus, später auch noch Cicero, Livius, Seneca, Tacitus, sowie Thukydides, Arrian und Pachymeres umfassen sollte, erschien nun zuerst nicht der Florus, sondern der Justinus. Warum diese Änderung vorgenommen wurde, ist nicht recht klar. Vielleicht weil Bernegger des Salmasius neu durchgesehenen Floruskommentar, den er gehofft hatte benutzen zu können, zu spät erhielt; vielleicht auch

*) In der Vorrede zum Tacitus heisst es: *Indices non modo res sed et phrases et verba tantum non omnia eo ordine eaque dispositione exhibent, ut simul cum inveniendi facilitate quasi quoddam historiarum compendium, sed et notarum Grammaticarum et locorum communium instar contineant,* sodass der Herausgeber glaubte sagen zu können: *Index erit quovis commentario utilior.*

weil er zu einer Ausgabe des Justinus besser vorbereitet war, denn diesen Historiker hatte er öfter in Vorlesungen behandelt, da ihm dessen einfache, redselige Schreibweise und der bunte, zuweilen phantastische Stoff besonders für den Jugendunterricht passend dünkte.

Das Buch erschien im Herbst 1631 unter dem Titel:

Justini in historias Trogi Pompeii epitomarum editio nova, accurante Matthia Bernecceró

und enthält erstens die Erwähnungen des Trogus und Justinus bei den alten Grammatikern, Kommentatoren und Kirchenvätern mit kritischen Anmerkungen Berneggers, zweitens den Text nach den Recensionen von Jac. Bongarsius und Franc. Modius mit den Erläuterungen unter jedem Kapitel, die ungefähr der Hälfte des Textes gleich kommen. Was die Gestaltung desselben anbetrifft, so hat sich Bernegger, seinem Charakter entsprechend, zum Grundsatz gemacht, „*nihil absque mss. codicum autoritate temere mutare*“. Eine Conjectur aufzunehmen, die er allein zu vertreten hatte, dazu fehlte es ihm an Selbstvertrauen, und wenn er einmal in den Erläuterungen eine Änderung vorschlägt, so ist sie selten zutreffend. Einen schärferen Blick offenbart darin Freinsheim, und neidlos erkennt der Lehrer an, dass der Schüler ihn in dieser Beziehung übertreffe. Und wenn er sich mit dessen Ansichten nicht einverstanden erklären kann, so bittet er den Leser den freundschaftlichen Streit zu entscheiden. Solch gemütlicher Ton, untermischt hie und da mit kleinen Scherzen, persönlichen Erlebnissen, kurzen moralisierenden Bemerkungen, findet sich häufig in den Noten, von denen ungefähr die Hälfte von ihm und seinen Mitarbeitern, nämlich ausser Freinsheim auch von Albert Sebisius und Lingelsheim herrührt. Wie sehr er sich bemüht, den Kommentar der Jugend schmackhaft zu machen, zeigen Bemerkungen wie *in imperio h. e. in domo Consulis* „dess regierenden Ammeisters“ (XXII 3a), oder: *ita Tibullo 1, 4, 33, iuvenis est* „Ein altlechte Fraw vber jhr viertzig jahr“ (XLII, 2g), oder wenn er erzählt, dass noch heutigen Tages die Amazonen des afrikanischen Königs Monimo-

tapas die Mädchen bei sich behalten, die Knaben aber den Vätern übergeben (II, 4 e), oder was er (XXXVII, 2 b) von den Kometen mitteilt. So ist diese Justinusausgabe zwar kaum eine bedeutende Leistung auf philologischem Gebiete, wohl aber wieder ein gutes Schulbuch, wenigstens für damals. Mit Recht ist es darum von allen gleichzeitigen und späteren Beurteilern als ein *luculentissimum* und *nitidissimum opus* gerühmt, und im Jahre 1636 in die oberen Klassen des Strassburger Gymnasiums eingeführt worden. Es hat mehrere Auflagen erlebt und noch Frotscher für seine grosse Justinusausgabe erhebliche Dienste geleistet.

Genau nach demselben Muster erschien im folgenden Jahre (1632) der Florus unter dem Titel:

Lucii Annaei Flori rerum Romanarum editio nova accurante Joanne Freinshemio.

Da nämlich der Justinus überall lebhafte Anerkennung gefunden hatte, Anlage und Material für Florus so gut wie fertig gestellt war, so konnte Bernegger getrost seinem jungen Freunde die Herausgabe überlassen und ihm dadurch Gelegenheit bieten sich durch eine grössere wissenschaftliche Arbeit bekannt zu machen. Und er ist so sehr um dessen Zukunft bemüht, dass er seiner Empfehlung halber die Vorrede dazu schreibt, in der er Freinsheims seltene Begabung preist und am Ende die rühmenden Urteile zusammenstellt, welche dessen kurz vorher erschienene Lobschrift auf Gustav Adolf, seine Erstlingsarbeit, gefunden hat. Die Worte, mit welchen er schliesst: „*Ad me quod pertinet, equidem ita de me sentio, ut conatum meum in juvandis litteris meliorem quam operam putem, voluntate ad majora nitente quam praestare queat industria, nec habeam adeo reipub. litterariae quod imputem: sed hoc jure meo videor imputare posse, quod admirabile hoc ingenium primus ostendi fovi produxi,* ἐργοδιώκτης *ei fui,*“ geben einen edlen Beweis von seiner auf redlicher Selbsterkenntnis ruhenden Bescheidenheit und von der innigen und selbstlosen Zuneigung, die ihn mit seinem Schüler verband. Das Gegenstück dazu liefert Freinsheim am Ende des Index, wo

es unter „Xanthippus" heisst: „*Dubitantem de loco docet Berneggerus, vir optimus simul doctissimusque, cujus amicitiae, colloquiis, consiliis, exemplo, bibliothecae tum alia multa magnaque beneficia, quae per haec tempora vel a conjunctissimis improbe sperentur, tum imprimis quantulumcunque in his studiis profeci, ex asse debeo.*" Ein schönes Denkmal inniger Gelehrtenfreundschaft.

Um die neuerschienenen Bücher auf ihre praktische Brauchbarkeit zu prüfen, legte Bernegger sie sofort seinen geschichtlichen Vorlesungen zu Grunde,*) wie die oben (S. 311) besprochenen Disputationen bezeugen.

8. CURTIUS UND SUETONIUS.

Die beiden Ausgaben hatten solchen Erfolg, dass man schon im folgenden Jahre an eine zweite Auflage derselben denken konnte. Zu gleicher Zeit machte man sich mit Feuereifer an die Fertigstellung des Curtius. Diese Schrift offenbart noch deutlicher als die früheren das innige Zusammenarbeiten und Zusammenleben der beiden. Vordem, so gesteht nämlich Freinsheim in der Vorrede, wäre sein Herz aus Unkenntnis und Verachtung wahrer Glückseligkeit von törichten Hoffnungen und Wünschen erfüllt gewesen und sicherlich würde er niemals sich der Lebenslage haben erfreuen dürfen, welche ihm jetzt, soweit es dem Menschen möglich sei, volle Zufriedenheit gewährte, wenn nicht seinen ziellosen Plänen der heilsame Verlust seines Vermögens einen Zügel angelegt hätte. Hierdurch sei er nach Strassburg geführt und an das *Museum* des Mannes gefesselt worden, dessen Gelehrsamkeit und Güte weltbekannt sei. Der habe ihm nicht nur den uneingeschränkten Gebrauch seiner Bücherschätze gestattet, sondern habe auch, obwohl er selbst die Not der Zeit spürte, ihn in der zartesten und opferwilligsten Weise sich seiner materiellen

*) Der Florus wurde schon im Frühjahr 1634 in die erste Klasse des Gymnasiums eingeführt.

Lage angenommen und sei der Begründer, Leiter und Förderer seiner Studien geworden. In stillschweigender Übereinkunft haben sie dann ihre Arbeiten verschmolzen, so dass Bernegger im Concept eines Briefes an Buxtorf schreiben konnte: *Freinshemius meus nunc totus est in Curtio simili forma* (nämlich wie Florus) *adornando*, im Druck aber die Stelle lautet: *Nunc totus sum in Curtio simili forma adornando.**) Demgemäss verheisst er auch in einem Briefe an Isaac Pontanus,**) dass er nächstens den Curtius vollendet haben werde. Doch da erlitt das in solcher gemeinsamen Arbeit eifrig geförderte Werk eine jahrelange Unterbrechung. Im September 1633, während Bernegger bereits mit dem Index des Sueton beschäftigt war und nach dessen Fertigstellung Galileis *Systema* zu bearbeiten gedachte, erhielt Freinsheim einen Ruf nach Paris als Hauslehrer und Sekretär des französischen Diplomaten Marescot, bei dem auch Berneggers Sohn Kaspar freundliche Aufnahme gefunden hatte, und Bernegger mochte diesem Glücke seines Schützlings nicht einen Augenblick im Wege stehen, wie hart es ihm auch ankam. Denn wie der ihn verlassen, dessen jugendliche Frische ihm über die Sorgen und Mühen seines Lebens hinweghalf und von der Aussenwelt abziehen konnte, dessen treue Liebe und Anhänglichkeit sein Herz erfreute, dessen Energie er sich schon unterzuordnen gewohnt war, da wird sich der arme, hinfällige Mann seiner üblen Lage erst wieder bewusst, seine Arbeitskraft erlahmt oder wird abgelenkt, die Fertigstellung des Curtius bleibt liegen. Erst Anfang 1637 traf Freinsheim wieder ein, um seine Hochzeit mit Elisabeth, der Lieblingstochter seines Lehrers, zu feiern, und nun ging's an die Vollendung des unterbrochenen Werkes. Doch bald fehlte es an Geld, bald an Papier, bald an brauchbaren Druckern; so kam erst im

*) *Joh. Buxtorfii Catalecta philologico-theologica. Accedunt mantissae loco virorum celeberrimorum ... epistolae ad Joh. Buxtorfium patrem et filium.* Basel 1707. Brief vom 4. Jan. 1633.

**) *Andreae Alciati epistola. Accedit Sylloge epistolarum ... Pontani etc.* Lugd. Bat. 1695. S. 166. Epist. LX. 10. Aug. 1633.

Frühjahr 1639 das Werk heraus und zwar nur die Erläuterungen ohne Text und Index unter dem Titel:

Jo. Freinshemii Commentarii in libros superstites Q. Curtii Rufi. Argentor. 1639.

Neben Freinsheims jüngerem Bruder Melchior, der seit 1634 im Hause war, hatte Bernegger, trotzdem sein Gichtleiden ihn dauernd ans Bett fesselte, die Überwachung des Druckes und Bearbeitung des Index übernommen, der nun wirklich die *materiam* zu einem *Index philologicus* bot.

Genau wie im Justinus kommt zunächst eine Zusammenstellung aller Zeugnisse und Ansichten über des Curtius Persönlichkeit und sein Geschichtswerk, sowie eine Aufzählung der vorhandenen und benutzten Handschriften und Drucke, endlich eine Vita Alexanders mit Quellenangabe. Der sehr ausführliche Kommentar bietet besonders geschichtliche und geographische Bemerkungen, während alles rein philologische auf das notwendigste beschränkt ist. Beigefügt sind zwei ziemlich drollige Zeichnungen des persischen Heeres und Babylons, hingegen fehlt der Index Berneggers. Der erschien erst 1648 in der grösseren, zweibändigen Ausgabe.

Während Freinsheims Aufenthalt in Frankreich war freilich der Curtius liegen geblieben, aber an dem Gesamtwerke der Historikerausgaben war nichtsdestoweniger weiter gearbeitet worden, indem Joh. Heinr. Böcler an seine Stelle getreten war. Sueton sollte trotz mancher äusseren Schwierigkeiten*) 1633 erscheinen, wurde aber dann wegen Galileis *Systema* beiseite gelegt, trotzdem den folgenden Sommer Bernegger ihn im Kolleg erklärte. Erst sieben Jahre nach seinem Tode

*) Vergl. Brief vom 10. Mai 1633: *ob frustra evocatum Francofurto typographum et eorum qui hic sunt morositatem satis lente Suetonius meus procedit;*“ und bald darauf: „Anstatt Kostgeldes weist Lucius mir b. Herrn Lukh (designirtem Amptmann zu Stauffenberg) die alten *numismata* an, so viel deren *ad illustrandum Suetonium* dienstlich, in welchem autore ich langsam fortfahr, nur aus mangl Verlags, so all mein gute intention zuruckh schlegt.“ (Luck hatte 1620 eine *Sylloge numismatum* veröffentlicht).

war es Böcler vergönnt, das Material, vermehrt durch eigene Zuthaten ungemeiner Weitschweifigkeit herauszugeben unter dem Titel:

C. Suetonius . . . cum Js. Casauboni animadversionibus et dissertationibus politicis Jo. Henr. Boecleri itemque uberrimo indice Argentor. 1647.

9. PLINIUS' PANEGYRICUS UND TACITUS.

Böcler fand auch schon während der Abwesenheit Freinsheims Gelegenheit, in Verbindung mit Frischmann, beide als Gehilfen und Hausgenossen Berneggers, durch eine etwas selbständige Leistung sich in die gelehrte Welt einzuführen. Die Schrift gehört freilich nur zum Teil hierher, da sie einesteils nicht in den Plan der Historiker aufgenommen war, andrerseits als Disputation veröffentlicht wurde. Indessen fügte sie sich nach ihrem Inhalt und ihrer Anlage ganz in diese Sammlung ein, bot auch eine passende Ergänzung zu Sueton und Tacitus. Es ist nämlich

C. Plinii Secundi Panegyricus liber, quem Imp. Nervae Trajano . . . dixit, denuo editus. Nunc vero Praeside . . . Matthia Berneggero . . . ad publicam dissertationem propositus. Argentor 1635.

In der Vorrede erzählt Bernegger, wie die Schrift entstanden, und giebt damit ein Normalbild des damaligen akademischen Studiums. Ein vornehmer Schaffhauser, Namens Stockher, hatte drei Jahre in Strassburg studiert, zuletzt als Convictor Berneggers, der ihm in Frischmann und Böcler Privatlehrer, *duces ac magistros studiorum*, gegeben hatte. Nach den üblichen Privatdisputationen wünschte er noch etwas Besonderes für die Wissenschaft zu leisten und wählte auf des Professors Anraten den Panegyricus. Bernegger wollte eigentlich nur des Lipsius Kommentar zu dieser Schrift, der nicht gesondert zu haben war, auf diese Weise leichter zugänglich machen, Frischmann und Böcler fügten aber noch die Erläuterungen anderer Gelehrten und eigene Bemerkungen hinzu. Doch gehen diese

meistens auf Benegger zurück, wie auch gelegentlich bemerkt wird,*) sind auch zum Teil aus dessen Schriften entnommen, z. B. die Bemerkung über die „bäurische Abneigung der Deutschen gegen das Küssen“ aus einer Diatribe zu Sueton (vergl. S. 303). Die Ausarbeitung und Drucklegung scheint Frischmann übernommen zu haben, der sich darum auch in den meisten Exemplaren der Schrift als Verfasser nennt. Darauf führen auch einige Oberflächlichkeiten und Widersprüche in den Erläuterungen.

Das Buch, dessen Titelblatt mit den Abbildungen trajanischer Münzen geschmückt ist, enthält ausser Berneggers Vorrede und einem *Carmen heroicum de everso Germaniae statu* von Böcler Boxhorns *Oratio de vita moribusque Trajani*, Baudius' moralisch-pädagogische Betrachtungen über den Panegyricus und Lipsius' Einleitung. Hierdurch wird der Leser aufs beste in die Schrift eingeführt. Dann kommt der Text mit den Erläuterungen unter jedem Kapitel, die hauptsächlich wieder Realien, Altertümer, politische und moralische Betrachtungen bringen, endlich ein vortrefflicher Index, der die Anmerkungen noch ergänzt. Das Ganze ist hübsch gedruckt und bequem für den Unterricht.

Bernegger selbst widmete sich seit 1631 hauptsächlich dem Tacitus. Das war ja sein Lieblingsschriftsteller,**) das Alpha und Omega seiner akademischen Thätigkeit, mit ihm wollte er auch seine philologische Arbeit krönen; aber sein Unstern wollte, dass sie gerade hier am wenigsten zur Geltung kam. In fünf Jahren hatte er das gesamte Material bereit gestellt, die Grundlage bildete Pichernas Text und Noten (Florenz

*) Note zu cap. 2, 5. *Lege Danielis Vechneri Aurimontani Hellenolexiam . . . quam denuo excudendam nuper curavit Berneggerus (Hellenolexias sive parallelismi Graecolatini libri duo.* Argent. 1630, vergl. Reifferscheid a. a. O. zu 274, 4 und 290, 14) ὁ θαυμάσιος, *fautor ac praeceptor noster et horum nobis autor ac promus, nec veluti imputans, ut solet vir bonus ac sapiens.*

**) In der Vorrede zu Forstners *epistola de comitiis Ratisbonensibus*, die er 1630 herausgab, thut er sich darauf etwas zu Gute, dass er jede taciteische Wendung, die dort eingeflochten war, herausgefunden hat.

1600, Frankf. 1607), daran schlossen sich Lipsius' Kommentar, eine Auswahl sonstiger Erklärungen und Berneggers eigene Bemerkungen. Doch verschob er die Drucklegung bis auf Freinsheims Rückkehr und fügte unterdessen eine Sammlung von taciteischen Parallelstellen, die ihm Hugo Grotius übermittelt hatte, hinzu. Als Freinsheim wieder eintraf, fehlten die Geldmittel zur Drucklegung und nur Dank der hochherzigen Unterstützung früherer Schüler war es möglich in beschränktem Masse das Werk zu veröffentlichen. So bietet die Ausgabe, welche 1638 unter dem Titel

C. Cornelius Tacitus, accurante Matthia Berneggero

erschien, nur den Text, die eigenen Noten von Bernegger-Freinsheim in kürzerer Fassung und nur soweit sie sich auf die Textkritik beziehen, und ein *Lexicon Taciteum*, welches von Melchior Freinsheim zusammengestellt worden ist. Die Vorrede, welche kund thut, welchen Zweck die Arbeit hatte und welche äussere Schwierigkeiten zu überwinden waren, ist von Johannes Freinsheim geschrieben. Bernegger selbst, der sonst gewöhnlich die Herstellung des Index übernahm, war, durch schweres Siechtum ans Bett gefesselt, diesmal dazu ausser stande, er hat also, äusserlich genommen, gerade zu dieser Ausgabe am wenigsten beigetragen, und eine grössere, das gesamte Material enthaltende wurde zwar in Aussicht genommen, musste aber erst recht unterbleiben. Wie sehr er an dem Werke hing, offenbart aber ein Brief vom 29. Januar 1638: Während sein Sohn Kaspar Hochzeit feiert, korrigiert er auf seinem stillen Krankenlager die Druckbogen und ist befriedigt, dass wenigstens die bequeme Anordnung des Buches eine schnelle Benutzung ermögliche.*) Das war ja bei allen diesen Ausgaben der Hauptzweck und der ist auch erreicht worden.

*) *Tacitus ita adornatus est, ut propter inveniendi omnia facilitatem ceteramque commoditatem negotiosis imprimis et occupatis serviat.*

IX.

BERNEGGER ALS ORATOR.

1. DIE BERUFUNG 1626.

Alle die im vorigen Abschnitte besprochenen Schriften sind ja als wissenschaftliche Leistungen von mässiger Bedeutung, sie zeigen aber schon durch ihre grosse Anzahl, wie eifrig und erfolgreich Bernegger seines Amtes waltete, das ihn glücklich und zur ersten Lehrkraft der Universität machte.*) Trotzdem wurde er gezwungen, diese zusagende Thätigkeit mit einer andern zu vertauschen, die ihn zwar im Range höher stellte, ihm aber Unlust und Widerwillen schuf. „Durch tödlich ableben Herrn Marci Flori“, so heisst es im Senatsprotokoll vom 18. August 1626, „ist die *professio eloquentiae* vacirend worden, ahn dessenstatt ahnzunehmen und zu befördern suppliren Brulovius, Crusius, Samuel Gloner, Boschius“ und noch neun andere, darunter der bekannte Kaspar von Barth. „Brulovius haltet auch mundlich ahn umb solche *profession propter cognationem oratoriae et poeticae facultatis*, zumahl weyl Florus p. m. vorgehabt, ihn zu seinem *adjuncto* zueziehen; item diese beide professiones seien auf ettliche Academiis einer Person vertraut.“ Bernegger und Lingelsheim bemühten sich, Gruter für diese Stelle zu gewinnen, der, gleich Lingelsheim durch die Kriegswirren aus Heidelberg vertrieben, jetzt in Verborgenheit und Dürftigkeit

*) Vergl. Venators Brief an Opitz (Reifferscheid a. a. O. Nr. 212): *Praeter eximium Berneggerum nihil hic bonarum literarum aut humanitatis inter omnes academiae antistites.*

in Bretten seine alten Tage zubrachte. Doch der Scholarch Peter Storck hielt Bernegger, dem er ja wohl wollte, für den geeigneten Mann, als Lehrer der Beredsamkeit die Hochschule wieder in Flor zu bringen, und setzte seinen Willen durch, wie sehr auch Bernegger selbst dem Plane widerstrebte. Ihn lockte die höhere Stellung so wenig, dass er noch in der Senatssitzung, als er vorgeschlagen und nominiret ward, sich dagegen „beschweret, 1. wegen seiner leybs- und verstandts ohnmöglichkeit, er hätte die *dona* nicht; 2. müsse er neue, mehr und andere Bücher zur Hand bringen, da er doch bis dato bis in 2000 fl. *ad historiarum libros* ahngewendet; 3. hab er sondere Lust und Freude *ad tractandas sententias disputando et perorando,* hieran würde er gehindert; also auch 4. ahn der *refutation* des vorhabenden *operis contra Jesuitam Roestium.* Jedoch alle seine Einwendungen nutzten nichts, er wurde „zue einer *professura eloquentiae* erkhandt, nur wurde ihm allerdings freigestellt, erstallegierte Exercitia wie er sie bishero nach seinem belieben gehabt fürters als sowohl *disputando* als auch *perorando* und nicht aus schuldigkeit zu traktieren." Sein Nachfolger wurde der Gymnasiarch Kaspar Brülow, der, um nur „vom Schulstaube" befreit zu werden, sich sofort, nachdem es ihm mit der oratorischen Professur nicht geglückt war, um die historische bewarb. Doch hielt er erst im Mai des folgenden Jahres seine Inauguralrede und starb schon am 14. Juli 1627. Der Tod Brülows bot Bernegger erwünschte Gelegenheit, um Enthebung von seinem neuen Amte einzukommen, das ihm nur eine „Tretmühle eselhafter Arbeit" und eine Quelle vielfachen Ärgers war. Er bat daher die Schulherren, „ihme die *professionem historicam* wiederumb ahnzuvertrauen" und will „erhebliche *rationes alio tempore* benamsem". Doch sein Gesuch wurde ihm nicht gewährt, trotzdem sich Gelehrte wie der Ulmer Hebenstreit*) um die erledigte Stelle bewarben, vielmehr wird ihm „*per Dominum Magnificum* freundlichst zugesprochen, dass er bis zue ehister Erörterung beede *professiones* zue-

*) Vergl. Reifferscheid a. a. O. zu 269, 48.

gleich versehen wolle“. Und Bernegger, der bei seinem Pflichteifer im neuen Amte allein so gewaltig zu arbeiten hatte, dass von jetzt an die Klage über die Arbeitslast in seinen Briefen stehend wird und dass auch seine Freunde ihn nicht zu stören wagten, weil sie wussten, dass er „*obrutus negotiis respirare vix potest*“, ihm blieb nichts weiter übrig, wollte er sich seine Stellung in Strassburg sichern, als sich auch damit einverstanden zu erklären. Dafür wurde er dann wiederholt von der Verpflichtung das Dekanat zu bekleiden entbunden. Sonst aber nutzte man die Arbeitskraft des pflichtgetreuen Mannes bis aufs äusserste aus und beliess ihn in dieser Doppelstellung, wie dringend er auch seine Bitte um Enthebung von der oratorischen Professur wiederholte.*) Erst am 27. Februar 1629 ist „ihm seinen bishero beschehenen underschiedlichen begehren nach wiederumb die *professio Historica* ahnvertraut worden“, und der junge Joh. Conr. Dannhauer ward aus Jena zum Lehrer der Beredsamkeit berufen.

Nur fünf Semester hat demnach Bernegger die oratorische Professur bekleidet, für die er, nach seinen Reden zu urteilen, vorzüglich geeignet erschien; aber diese paar Jahre waren, abgesehen von seiner letzten Leidenszeit, die härtesten seines

*) Im Senatsprotokoll vom 18. April 1628 heisst es: Hr. M. Mathias Bernegger per Dominum Magnif. (er war damals krank) repetirt sein jüngstes bitten wegen profess. histor. Ihme zu willfahren. Ist itzo *ad proximum conventum* eingestellt. 16. Juli: *Historicam professionem* betr. repetirt Hr. M. Mathias Bernegger sein deswegen in nächstvorigen beyden *Consiliis* gethane begehren, pitt nochmal, Ihme zue solcher profession widerumb kommen zuelassen. Er wolle es für die grösste Gnad und gutthat halten, und begehre beyde *professiones* nicht beysamen zu haben. Es wird decretirt: Wann solche professio künftig widerumb bestellt und ehist maturirt werden, solte Er vor andern darzue kommen: entzwischen wie bishero in beeden *professionibus docendo* fortfahren wolle. Dessen Hr. Berneg. wohl zuefrieden, doch pitt er mit seinem möglichen Vleiss auch vergnügt zu sein. Dass er sich in der That überarbeitete, beweist auch die Mahnung Keplers, der selbst sich und ebenso seinem Freunde etwas zumutete (5/15. Apr. 1628): *Ut valeas, modum lectioni statue, satis superque habes in thesauris et plus quam non tantum eloquaris sed etiam cogitando percenseas.*

Lebens. Als ein gebrochener Mann ging er aus denselben hervor. Schuld daran war aber nicht nur die Überanstrengung, welche dem schon geschwächten Körper schwere Krankheiten brachte, und die Unlust an der neuen Thätigkeit, sondern natürlich auch die Widerwärtigkeiten, welche ihm die Not der Zeit und die Feindschaft seiner Gegner schuf.

2. DAS AMT DES ORATOR.

Denn die neue Thätigkeit war von seiner bisherigen nicht sehr verschieden.

Nach den „Leges“ sollte der „Orator“ 1. alle Morgen 8 Uhr lesen für die „Studiosen aller Facultäten, alternatim ein Jahr umbs ander a) die *orationes Demosthenis, Ciceronis,* auch *Historicorum* und anderer *classicorum scriptorum,* b) *praecepta Rhetorica ex Platone, Aristotele, Cicerone, Hermogene, Quintiliano* lesen und erklären.

2. alle vierzehn Tage ein *exercitium declamandi* durch seine *auditores* halten lassen, und „damit ein solches desto füglicher geschehen möge, solle er alle Montag seinen *auditoribus* eine nützliche, löbliche und den zeiten nach auch den *discipulis* bequeme *materiam declamandi* zu tractiren fürgeben, dieselbe folgends corrigiren, auch ehe dann die *declamationes publice* angestellet werden, sie *privatim* hören, *in actione, pronunciatione* u. was dergl. mit fleiss underweisen und abrichten.

3. bei den *publicis declamationibus* (nämlich auch anderer Professoren) emsig zugegen sein.“

Auch die Form der Vorlesungen blieb ähnlich. Sturms *epistolae classicae* bestimmen, dass die Reden der Klassiker abschnittsweise unter die Hörer verteilt werden sollten, so dass jeder seinen Abschnitt zu Hause aus dem Griechischen ins Lateinische oder aus dem Lateinischen ins Griechische oder auch ins Deutsche schriftlich oder mündlich zu übersetzen hatte, und diese Übersetzung sollte in der Stunde überhört und verbessert werden. War so die Rede bekannt geworden, so sollte der Professor eine disponierte Inhaltsübersicht

geben und zeigen, wie die Vorschriften der Rhetorik in derselben befolgt seien, insbesondere auf die rhetorischen Kunstmittel und deren praktische Anwendung aufmerksam machen.

Wie Sturm selbst diese Lehrweise thatsächlich ausgeübt hat, zeigen seine Veröffentlichungen darüber.*) Bei dem sorgsamsten Eingehen auf alle nur irgend heranziehbaren rhetorischen Gesichtspunkte und bei einer oft schwerfälligen und langweiligen dialektischen Behandlungsweise wurde er auch der Sacherklärung durchaus gerecht, und als geistreicher Lehrer wusste er auch ferner Liegendes heranzuziehen. Weniger anziehend muss aber die theoretische Unterweisung in der Rhetorik gewesen sein; wenigstens behandeln Sturms *Libri tres de imitatione oratoria* zwar mit grosser dialektischer Schärfe und Gewandtheit aber gar zu trocken und ausführlich immer nur die *imitatio Ciceronis.* Freilich wer die dort gegebenen Anweisungen genau befolgte, gewissenhaft die empfohlenen Übungen vornahm, der musste ohne Zweifel ein *perfectus orator* im Sinne Sturms werden; aber wie wenige hatten die Kraft oder die Geduld, den unendlich langen und mühevollen Weg Schritt für Schritt zu gehen! Wurde doch selbst die praktische Anwendung dieser Regeln in den Deklamationen den Schülern häufig so widerwärtig, dass schon 1565 der alte Magister Hertel den Meister auf die Gefahren dieser Einförmigkeit aufmerksam machte und Sturm selbst von den Erfolgen nichts weniger als zufrieden war.

Sein Genosse und Nachfolger Junius war aber weder ein so umfassender Geist noch eine so energische Persönlichkeit. In der *Imitatio* Ciceros und Sturms ging sein ganzes Dasein auf. Sein Grundriss „*Methodus eloquentiae*"**) ist selbst ein Muster dieser *Imitatio*, deren höchste Stufe die *imitatio*

*) z. B.: *Commentarius in orationem Ciceronis pro Plancio 1551. Commentarii in Ciceronis Tusculanam primam 1575. Commentarii in artem poeticam Horatii 1576.* Dazu kommen dann seine Textausgaben (vergl. Charles Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm. Strasb. 1855. S. 316 ff.).

**) *Methodus eloquentiae comparandae scholis rhetoricis tradita a Melchiore Junio.* Argent. 1592.

tecta et libera war. Denn obwohl äusserlich kaum eine erhebliche Übereinstimmung mit den oben erwähnten Schriften Sturms zu finden ist, so ergiebt doch eine Vergleichung, dass Junius' Schrift nur eine andere Bearbeitung desselben ist. Jedoch ist das Büchlein für den Unterricht viel zweckmässiger. Abgesehen von einer Weitschweifigkeit, die öfters allerdings ärgerlich wird, giebt es in musterhafter Stufenfolge, schlicht, klar und übersichtlich alles das, was man heutzutage Anweisungen zur Anfertigung eines lateinischen Aufsatzes nennen würde, mit ansprechenden Beispielen und beachtenswerten praktischen Ratschlägen. Diese *Methodus* nun diktierte er offenbar seinen Hörern, an Stelle der *Imitatio oratoria* Sturms, in die Feder. Damit verband er aber, wie er selbst mitteilt, gleich die Redeübungen: er gab den Gedankengang, zeigte, wie man anfangen müsse, und wies auf die entsprechenden Muster in den Klassikern hin. Die Schüler hatten den Stoff dann auszugestalten, insbesondere mit dem rhetorischen Beiwerke zu versehen.*) Freilich durfte er gar häufig nicht einmal diese geringe Selbstthätigkeit seinen Schülern oder deren *Paedagogis* zumuten und verstand sich dazu, um nach aussen hin mit seinen Erfolgen prunken zu können, die Disputationen von vorn bis hinten für seine Studiosen auszuarbeiten.**) So entstanden die Reden und Deklamationen, welche er von den Jahren 1592 bis 1600 in einer langen Reihe von Bänden veröffentlicht hat. Wohlthuend berührt darin die Mannigfaltigkeit der Themata und das Streben, dieselben entweder aus dem Leben der Gegenwart zu entnehmen oder zur Gegenwart in

*) *Junii Orationes Pars I (1589), praefat.* S. 3 ff.: *Incubui hactenus, ut cum artis dicendi praeceptis probatisque exemplis etiam* μελέτας, *declamationes oratorias conjungerem et* ἰχνογραφία *atque* ἐγχειρήσει *instituta lineas primas orationum nudis sententiis ac quasi hastas amentatas exercere sese volentibus darem, historicarum concionum et orationum aliarum monstrarem vestigia, tractationem, dilatationem, exornationem ipsis relinquerem.*

**) Brief Gruters an Bernegger 16. Jul. 1626: *Nam ut Junium vestrum Melchiorem imiter, h. e. a capite ad calcem studiosis praescribam orationem, quam recitent pro sua, neque voluntas mihi est neque facultas.*

Beziehung zu setzen, endlich die Rede möglichst lebensvoll zu gestalten. Daher hat er eine besondere Vorliebe für die Umwandlung einer Ciceronianischen Geschichtsrede in eine regelrecht durchgeführte *actio*. Die *Divinatio in Caecilium* z. B. wird folgendermassen umgeformt. Zuerst recitirt ein Student, welcher den Cicero vorstellt, dieselbe bis § 4 (*quaestor non fuisset*). Da erhebt sich Caecilius und begründet, warum es ihm eher zustehe, die Anklage gegen Verres zu übernehmen. Darauf spricht Cicero weiter, bis er in § 12 wieder von Caecilius unterbrochen wird, der auf die entlastenden Zeugnisse der Syracusaner und Mamertiner hinweist. Dem entgegnet wieder Cicero mit § 12—14, und so wird die Rede durch elf Interpellationen des Caecilius unterbrochen. Darauf erhebt sich der Praetor, fasst die Ausführungen der beiden kurz zusammen und ersucht die Richter ihre Ansichten über den Fall auszusprechen. Es folgen fünf Meinungsäusserungen derselben, die Majorität ist für Cicero. Der Praetor stellt dies in den Schlussworten fest und überträgt ihm die Anklage. Es ist einleuchtend, wie anregend und wirkungsvoll diese lebendige Behandlung war. Man erkennt ferner in dieser Dramatisirung denselben Junius, der die Schulkomödien zu so hoher Blüte brachte. Ähnlich werden die Catilinarischen Reden und Sallusts entsprechende Darstellung zu einer grossen *actio* verarbeitet, und Livius' Bericht über die Rogation des Canulejus (IV, 1—6) zu einer förmlichen Senatsverhandlung in der Weise umgestaltet, dass zuerst die Rede des Konsuls in direkter Form gegeben und durch Hinzufügung Ciceronianischer Floskeln und rhetorischer Figuren bedeutend erweitert wird, dann kommen fünf Meinungsäusserungen von Senatoren, darauf die Rede des Volkstribunen, wieder sehr in die Breite gezogen, vielfach unterbrochen durch zustimmende Äusserungen aus der Volksmenge, sodass im Ganzen dreizehn Personen auftreten. Dabei kommen in mannigfacher Abstufung die verschiedenen Grade der *Imitatio* zu bequemster Anwendung, von der wörtlichen Recitation des Urtextes bis zur freien Ausgestaltung einzelner Gedanken zu einer selbständigen Rede. Auch griechische Autoren

sind in dieser Weise behandelt, Thukydideische Reden, Stellen aus Herodot, Plutarch, ferner biblische Stoffe. Endlich finden sich häufig Themata, die sich auf die Gegenwart beziehen, sowohl allgemein moralischer Art als auch Gelegenheitsstoffe, wie Grab- und Neujahrsreden.

Diese Übungen waren also ein ausgezeichnetes Mittel nicht bloss Redefertigkeit zu gewinnen sondern auch zur Lektüre anzuregen, da es darauf ankam den Stoff mit möglichst viel Lesefrüchten zu verbrämen. Doch führten sie schliesslich zu der Kunst mit vielen Worten wenig zu sagen. Und diese hat Junius' Nachfolger, Florus, hoch ausgebildet. Er schwelgt förmlich in hohlem, gedankenarmem Bombast; und während Junius' Redseligkeit dadurch, dass er sich nur an klassische Vorbilder, insonderheit Cicero, anschliesst und hierdurch einen gewissen sprachlichen Charakter gewinnt, doch noch Geschmack und Sinn für lateinischen Stil verrät, thut sich sein Nachfolger darauf etwas zu gute, aus entlegenen Quellen möglichst seltene Ausdrücke zu entnehmen und sein leeres Gedankengerüst damit auszustaffieren. Zu dieser verkehrten Richtung kam seine Langweiligkeit, welche seinen Hörsaal leer stehen liess, und dieser Umstand machte ihn wieder missgestimmt und mürrisch. Er schob die Schuld davon auf die *Methodus* seines Vorgängers und schrieb ein neues Lehrbuch der Rhetorik, das aber keinen Anklang fand.

3. BERNEGGERS LEHRWEISE.

Es erhellt, wie gerade in dem Fache der Beredsamkeit der Niedergang der Hochschule am deutlichsten zu spüren war. Bernegger wurde berufen es wieder in die Höhe zu bringen. Er ging zunächst auf Sturm und Junius zurück und stellte darum in seiner Antrittsrede*) wieder Cicero als das wichtigste, ja ausschliessliche Vorbild für den lateinischen Stil hin. Zugleich aber wollte er die schlichte, einfache, natürliche Ausdrucksweise, die Sprache des *sensus communis*, das *judicium naturale*, pflegen und nichts wissen von

*) Oratt. acad. X, gehalten am 2. Dezember 1626.

jenen saft- und kraftlosen *ampullis, corybantiasmis, sesquipedalibus verbis* und dem Prunken mit der Zusammenstoppelung seltsamer Phrasen. Darum ist auch die Rede durchaus kein oratorisches Kunstwerk, sondern, man möchte sagen, geschäftsmässig findet er sich mit seiner Aufgabe ab. Was er über sein Thema: „Welches ist die beste Unterweisung in der Beredsamkeit?“ zu sagen hat, entnimmt er aus Sturms und Junius' Schriften, dann giebt er eine Übersicht der Schriften Ciceros. Er hat sich's also ziemlich leicht gemacht, und wenn die Rede dabei doch, wie es bei Bernegger nicht anders zu erwarten ist, übersäet ist mit gefälligen Citaten, fesselnden Anekdoten, gewürzt mit Scherz und Laune, so schimmert doch oft eine trübe Stimmung durch. Er fühlt sich alt und ohne Freudigkeit, und von der studierenden Jugend sind nur spärliche Trümmer als Zuhörer anwesend, die übrigen hat „eine vielleicht unnötige Furcht verscheucht“.

Abgesehen von dem engen Anschluss an Ciceros Muster und der Pflege einer einfachen, natürlichen Ausdrucksweise unterschied sich Bernegger von seinem Vorgänger drittens dadurch, dass es ihm erlaubt wurde seine „*Disputationes* und *Declamationes wie bishero zu tractiren*“. Dementsprechend beginnt er seine Vorlesungen mit der Erklärung von Ciceros erstem Briefe *ad Quintum fratrem*, weil dieser die „schönsten politischen Lehren enthält“, und seine rhetorischen Disputationen unterscheiden sich kaum von den historischen. Die *Disputatio de nobilitate* erörtert in 55 Thesen das Wesen des Adels. Nach der *etymologia* und *definitio* wird die *causa formalis* besprochen, die Verleihung des Adels durch den Souverain, dann die *causa materialis*, welche Bedingungen der zu Adelnde und der Adelige zu erfüllen habe. Die Antwort lautet: er muss *virtuti deditus* sein. Diese *virtus* ist erstens *militaris*, dann *civilis*. Zur letzteren gehört besonders *justitia, magnificentia, eloquentia, jurisprudentia*. Notwendig ist ferner die *justa forma nobilitandi*. Danach kommt die *causa relativa*, *Quaestiones*, welche Art der Nobilität vorzuziehen sei, ob die durch kriegerische Leistungen oder die durch Wissen erworbene, ob die ererbte oder die selbstverdiente, endlich

welche Privilegien dem Adel zuständen. Alles das wird besprochen auf Grund moderner Rechtslehrer und geziert mit Sentenzen aus den Klassikern. Ganz ähnlich sind die drei zusammenhängenden *Disputationes politicae de jure eligendi reges atque imperatores* aus demselben Jahre angelegt. Die erste giebt in 195 Thesen *generalia quaedam de electione* und weist in der ersten Hälfte (Th. 1—97) nach, dass das Wahlfürstentum der Erbfolge vorzuziehen sei, Th. 98—112 kommen die Gründe, welche für die Erbmonarchie sprechen, und Th. 113 die *Decisio*, dass *absolute* weder das eine noch das andere vorzuziehen sei, sondern dass immer die bestehende Regierungsform beibehalten werden müsse. Der letzte Abschnitt bringt die Bestimmungen der deutschen Kaiserwahl nach der goldenen Bulle. Um einen gewissen Gegensatz zu einer historischen Disputation anzudeuten, wird gelegentlich bemerkt, dass es eine eitle Mühe sei untersuchen zu wollen, wann das Institut der sieben Kurfürsten entstanden sei. Die Disputation ist eine tüchtige rhetorische Schularbeit. Die zweite bespricht die Erfordernisse der Wählbarkeit. In unmittelbarer Fortsetzung der ersten geht sie aus von den Bestimmungen der goldenen Bulle, verbreitet sich dann über die Frage, ob ein Ausländer Kaiser werden könnte, und wird schliesslich mehr moralisierend, indem sie auseinandersetzt, was der Thronbewerber gelernt haben müsse. Oben an steht die Geschichte, dann kommt Geographie und Geometrie, Fortificationslehre, Jurisprudenz, Logik und zuletzt kommt die Eloquentia. Auch soll kein Jagdliebhaber gewählt werden. Die dritte Disputation endlich bringt in 98 Sätzen die *effecta et consequentia electionis*. Sie erörtert zunächst, ob man das Amt, zu dem man erwählt sei, annehmen müsse, und kommt zu dem Schlusse, dass ein Einheimischer dazu verpflichtet sei, ein Fremder aber nicht. Sie stellt dann die Förmlichkeiten bei der Wahl und bei der Krönung dar und führt den Beweis, dass auch ohne päpstliche Krönung der Gewählte Kaiser sei, auf Grund des Hergangs bei der Krönung Karls des Grossen und der *constitutio* Ludwigs des Bayern, die aus des Balbus Schrift (vergl. S. 194) wörtlich übernommen wird.

Weitere rhetorische Disputationen waren nicht aufzutreiben, und wenn auch gelegentlich noch eine *Disputatio de calcato colle Friderici Barbarossa* erwähnt wird,*) die hierher gehören könnte, so werden bei dem damaligen geringen Besuche der Universität**) kaum viel mehr abgehalten worden sein. Sein Nachfolger Conr. Dannhauer hat durch eine viel grössere Zahl Disputationen und anderer Schriften von seiner Thätigkeit als Lehrer der Rhetorik Zeugnis abgelegt und zugleich offenbart, wie sehr seine Lehrweise sich von der Berneggers unterschied. Zunächst bot er ein *Collegium psychologicum* über Aristoteles Seelenlehre, das er schon in Altorf zu Disputationen ausgearbeitet hatte und 1630 auf „dringendes Verlangen der Strassburger Studenten" wieder veröffentlichte, dann *Exercitationes tropologicas*, ein Handbuch über die Lehre von den Tropen. Seine Vorlesungen hat er zusammengefasst in einer *Epitome dialectica* (1634) und *rhetorica* (1635), welche in der katechismusähnlichen Anlage und der systematischen Durchführung sich kaum von den Lehrbüchern Sturms und Hawenreutters unterscheiden. Er legt wieder den Hauptwert auf die Formeln und Regeln und behandelt, wie es dem Theologen zukommt, mit Vorliebe philosophische und theologische Fragen.

Wenn übrigens Bernegger, trotzdem so wenig rhetorische Disputationen von ihm vorhanden sind, so sehr klagt, welche mühselige und ärgerliche Arbeit er gerade mit den rhetorischen Disputationen und Deklamationen habe, während er von den eben besprochenen bemerkt, dass er mit ihnen sich kaum beschäftigt habe, so meint er damit die lästige Korrektur und Einübung der wöchentlichen *exercitia*, deren er immer noch eine erhebliche Anzahl bekommen haben muss, da bei dem Professor der Eloquenz die meisten Studenten Kolleg belegten.

*) *Georgii Richteri epistolae,* Nürnb. 1662, S. 458: *Ego novi longe doctiores ac meliores, imprimis Berneccerum cum Remo, quorum alter disputatione, alter oratione publice habita negativam propugnavit rationibus sane non contemnendis.*

**) *Cessant nunc academica ista exercitia raritate, non enim ignavia dixero studiosorum,* schreibt Bernegger am 20/30. Mai 1628.

4. DIE LAUDATIO POSTHUMA PETRI STORCKII 1627.

Dazu kamen noch andere Amtspflichten. Als Orator hatte er die wohlstilisierten Adressen und Schreiben abzufassen, mit welchen die Universität bei besonderen Gelegenheiten und hochgestellten Persönlichkeiten gegenüber ihre Teilnahme zu äussern pflegte. Als z. B. der Landgraf von Hessen ihr die Leichenpredigt zu Ehren seines Vaters übersandte, wurde Bernegger beauftragt *latine* zu antworten und als am 22. Mai 1627 der Altammeister und Scholarch Peter Storck das Zeitliche segnete, lag ihm die Pflicht ob, dem verdienten und ihm nahestehenden Manne die Gedächtnisrede zu halten. Dieselbe, gross angelegt und nach Form und Inhalt bedeutend, erschien im Druck unter dem Titel:

Laudatio posthuma Petri Storckii, Consulis et Scholarchae Argentoratensis, qua optime merito Patrono universa Argentoratensis academia justa solvit ore Matthiae Berneggeri . . . die 30 Augusti anno MDCXXVII.

Die Einleitung liest sich wie ein Stück aus Ciceros Tusculanen oder Officien: bei aller Fülle des Wortes schlicht, durchsichtig, frei von Überschwenglichkeit, sparsam in rhetorischen Figuren. Auch im Folgenden verzichtet er grundsätzlich auf jedes unnötige Pathos und giebt diesem Grundsatze förmlichen Ausdruck;*) eine Todtenklage, eine Trauerrede dürfe man von ihm nicht erwarten. „Unserem Schmerze ist Genüge gethan, jetzt soll in dankbarer und freudiger Erinnerung der Tugenden und der Wirksamkeit des Mannes gedacht werden.“ Darum beginnt er mit einem begeisterten Loblied auf Strassburg mit seiner Kriegesstärke, seinem wolkenragenden Münster, seiner musterhaften Verfassung und findet bald darauf Gelegenheit, auch des Gymnasiums und seines Gründers Joh. Sturm rühmend zu gedenken, darum erzählt er gern einzelne Begebenheiten aus dem Leben des Verewigten in heiterem Tone. Und indem er dasselbe mit behaglicher Anschaulichkeit

*) *Sane si mihi detur optio, malim equidem indisertam indoctamque prudentiam quam stultitiam loquacem et inani persuasione doctrinae tumentem.*

vorführt, bietet er zugleich seinen Zuhörern ein helles Bild von dem damaligen politischen Leben Strassburgs, insbesondere von den kirchenpolitischen Verhandlungen, mit manchen scharfen Streiflichtern auf die gegenwärtigen Verhältnisse. Wenn er z. B. die Zeit der Kindheit Storcks (geb. 1554), die schöne Zeit des Augsburger Religionsfriedens und Ferdinands I. segensvolle Duldsamkeit in Vergleich setzt zu der schweren Not der Gegenwart, wenn er eingehend der bedeutenden Männer gedenkt, die mit Storck befreundet und seines fröhlichen Studentenlebens Genossen waren, wenn er die Zweckmässigkeit der Ämterfolge in der Strassburger Stadtverwaltung und die Bedeutung jedes einzelnen Amtes genauer bespricht, wenn er schliesslich lange verweilt bei den diplomatischen Reisen Storcks, so tritt er dabei aus dem Rahmen einer Parentation heraus und bezweckt seine Zuhörer zu gleich frischem, energischem und zielbewusstem Wirken anzuregen. Ja, er nimmt sogar die Gelegenheit war, eine wichtige persönliche Angelegenheit zu besprechen, nämlich seinen Standpunkt in dem Streite mit Roest zu rechtfertigen.

Über die Thätigkeit des Verblichenen bringt er manche bemerkenswerte Einzelheit: Storck hat veranlasst, dass nach mehrjähriger Pause im Jahre 1621 wieder Schulkomödien aufgeführt wurden; ihm ist die Erweiterung der Bibliothek, die Gründung des botanischen Gartens, die Neubauten und Verschönerung der Hochschule zu danken. „Er hat als Censor darüber gewacht, dass nichts gedruckt wurde, was die Religion schädige oder jemandes Achtung mindere oder gegen die gute Sitte wäre. Insbesondere hat er in diesen letzten Kriegsjahren nie geduldet, dass gegen hochgestellte Männer, auf welcher Seite sie auch mochten gestanden haben, irgend welche Schmähung gedruckt wurde, selbst in den Wochenblättern hat er jedes unbedachte Wörtlein, das auch nur verletzend für die Fürsten konnte gedeutet werden, sorgsamst ausgemerzt und trotz alledem sind die Jesuiten über uns hergefallen und haben eine Äusserung in der Tuba (vergl. S. 186f.) so gedeutet, als beteten wir für den Sieg der Türken.“ Bemerkenswert ist ferner, dass der Redner selbst diese Gelegen-

heit benutzt, ausführlich über die Bedeutung des Unterrichts zu sprechen und mahnende Worte an die Studentenschaft zu richten, deren Auftreten damals wenig erfreulich gewesen zu sein scheint. Und ferner macht er ziemlich scharfe Bemerkungen über solche Ratsherren, die weder die nötige Befähigung besitzen, noch in der Schule etwas Rechtes gelernt haben und darum andere für sich arbeiten lassen.*) Man sieht, bei aller Güte und Nachsicht gegen die Schüler konnte er auch streng und scharf sein, bei aller Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit fehlte es ihm an Freimut nicht.

5. DIE FORMA REIPUBLICAE ARGENTINENSIS.

Für die Geschichte ist die Rede aber noch in anderer Beziehung wichtig. Indem Bernegger veranlasst wurde, die politische Thätigkeit Storcks im einzelnen zu verfolgen, musste er, um die verschiedenen Ämter, die er bekleidet hatte, gebührend würdigen zu können, sich von dem gesamten Staatswesen Strassburgs ein Bild machen, und so mag er wohl, vielleicht auch angeregt durch die poetische „Strassburger Chronik" Michael Kleinlauels, welche im Jahre 1625 erschienen war, auf den Gedanken gekommen sein, von der Strassburger Verfassung einen kurzen Abriss zusammenzustellen, der nach einigen bibliographischen Angaben**) schon in demselben Jahre 1627 unter dem Titel:

Forma reipublicae Argentinensis

veröffentlicht sein soll. Jedoch stellen sich dem schwerwiegende Bedenken entgegen. Zunächst ist auffallend, dass, wie es

*) *Qui neutro sunt horum (scil. neque prudentia naturali neque ratione conformationeque doctrinae) instructi (et vero tales in Curiam ac ad honores hominum errore nonnunquam obrepere, nemo negaverit), hi profecto vel naufragam faciant rempublicam oportet, si soli rerum potiantur: vel, aliis hanc molem sustinentibus, ipsi nil nisi nomen ac speciem senatoriam prae se ferentes, simulacris illis haud absimiles sunt quae magnis in aedificiis aut mutulorum vicem gerunt, aut extra mutulorum abacos projecta sunt eamque speciem intuenti praebent ut magnopere niti ferendae moli atque insudare videantur, quum revera sensu careant.*

**) Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres, vol. 27, 1734; Zedler, Universal-Lexicon, Bd. III, 1733.

scheint, ein Exemplar dieser Ausgabe nirgends mehr vorhanden ist, ferner dass Bernegger über ein solches Büchlein nirgends auch nur die geringste Andeutung gemacht hat, während er doch gerade über diese Zeit in seinen Briefen die eingehendsten Nachrichten hinterlassen hat. Zudem scheint auch der Titel der Ausgabe vom Jahre 1667, welcher lautet:

> Forma reipublicae Argentoratensis delineata olim a Matthia Berneggero, nunc autem paulo fusius exposita per Jo. Casparum Berneggerum, Mathiae filium

in Verbindung mit dem Zusatze: *Editio secunda,* welche die Auflage vom Jahre 1673 hat, den Schluss zu rechtfertigen, dass Matthias Bernegger sich nur für seine Privatzwecke Aufzeichnungen über die Strassburger Verfassung gemacht hat, die der Sohn erst stilistisch ausführte und veröffentlichte. Dafür spricht auch die ungeschickte Anordnung des Stoffes und das holprige Latein, welches nur an einzelnen Stellen von einer auffallenden Glätte und einer Art von taciteischer Ausdrucksweise unterbrochen wird. Und diese wenigen Stellen enthalten entweder geschichtliche Rückblicke oder etymologische Betrachtungen, so dass zu vermuten ist, diese gerade seien als Randbemerkungen zu jenen Aufzeichnungen aus des Vaters Feder geflossen.

Der Inhalt des Büchleins ist kurz folgender:

Die höchste Behörde bilden die Herren *Dreizehner,* welchen die Leitung der Kriegs- und äusseren Angelegenheiten obliegt. Zugleich sind sie die höchste Gerichtsstelle in der Stadt; doch ist von ihnen in gewissen Fällen Berufung an das kaiserliche oder Kammergericht möglich. Diese Behörde ist zusammengesetzt aus den vier adligen Stettmeistern, den vier Altammeistern und vier Bürgern, den Vorsitz hat der regierende Ammeister und alle Vierteljahr abwechselnd ein Stettmeister. Dann kommen dem Range nach die Herren *Fünfzehner,* welchen die Leitung und Beaufsichtigung der inneren Angelegenheiten und der Finanzen obliegt. Sie bestehen aus fünf Adligen und zehn Bürgerlichen und wählen sich alle Halbjahr den Vorsitzenden. Die dritte Behörde sind

die Herren *Einundzwanziger*. Dieselbe bestand früher, vor der Einsetzung der Dreizehner und Fünfzehner, aus der ihrem Namen entsprechenden Zahl von Mitgliedern. Seitdem aber sind es nur vier bis sechs, einer vom Adel, ein oder zwei Altammeister, zwei oder drei sonstige Bürger. Diese bilden im Verein mit den Dreizehnern und Fünfzehnern *die drei geheimen Stuben*, auch das *beständige Regiment* genannt, weil sie sich durch Kooptation und zwar aus den Reihen der Ratsherren oder Schöffen ergänzen, und entscheiden alle die Angelegenheiten, welche nicht vor den grossen Rat kommen. Die Mitglieder derselben sind gewöhnlich auch Oberherren der Zünfte, deren es vor dem Jahre 1482 achtundzwanzig, seitdem zwanzig giebt.

Diesem beständigen Regiment gegenüber steht der jährlich neu gewählte *grosse Rat*, bestehend aus zehn Adligen, *Constoffler* genannt, darunter wieder die vier Stettmeister, und zwanzig Bürgerlichen. Stettmeister werden von den Adligen vier gewählt, die in ihrem Amte sich vierteljährlich ablösen, Ammeister von den Bürgerlichen sechs mit jährlich abwechselnder Amtsbefugnis. Der letztere bildet die erste Instanz in Rechtssachen und nimmt Beschwerden entgegen. Die bürgerlichen Ratsherren werden gewählt am ersten Donnerstage des Jahres von den Zunftherren und den vierzehn Schöffen, und zwar auf zwei Jahre, indem jährlich zehn ausscheiden. Ebenso scheiden von den Constofflern jährlich fünf aus und treten teils in den Rat der Einundzwanziger, teils in den kleinen Rat über. Für sie werden auf der Herrenstube zum Hohen Steg von den Adligen fünf neue in den grossen Rat gewählt, darunter zwei alte und zwei neue Stettmeister. Die Hauptthätigkeit des grossen Rats besteht in der Rechtspflege, dazu beraten die Herren gemeinsam mit den Einundzwanzigern alle inneren Angelegenheiten, welche vom beständigen Regiment ihnen zugewiesen werden.

Aus allen diesen Räten werden ferner eine Reihe von Kommissionen gewählt, denen die Leitung der einzelnen Zweige der Verwaltung obliegt. Die wichtigsten und das Wohl und Wehe des ganzen Staates berührenden Angelegen-

heiten aber werden der Entscheidung des *Grossen Schöffenrats* unterbreitet, der aus 300 Mitgliedern besteht. Der *Kleine Rat* endlich besteht aus sechs adeligen und zwölf bürgerlichen Schöffen und hat die Gerichtsbarkeit in Civilsachen im Werte von 300 bis 1000 Gulden. Grössere Sachen kommen vor den grossen Rat, kleinere vor das Stadt- oder vor das Siebenergericht. Alle diese Gerichtshöfe erneuern sich in der Weise, dass jährlich die Hälfte der Schöffen ausscheidet. Streitigkeiten aber zwischen Zunftgenossen über zünftige Angelegenheiten werden von besonderen Zunftgerichten entschieden. Auf diese Darstellung der verschiedenen Behörden kommt eine Aufzählung der Zünfte, deren Bedeutung und innere Verfassung eingehend besprochen wird, und eine Beschreibung der würdevollen Feier des Schwörtages. Das Büchlein schliesst mit dem patriotischen Wunsche: „Möge der allmächtige Gott diese Republik, unsere geliebte Vaterstadt und diese aufs beste geordnete Verfassung, in welcher die Mängel der Demokratie durch die heilsame Mischung aristokratischer Elemente ausgeglichen werden, gnädiglich erhalten und behüten.“

6. DIE DEKANATS- UND REKTORATSREDEN 1630 UND 1631.

Es scheint, als habe Bernegger, von der oratorischen Professur befreit, bei jeder Gelegenheit zeigen wollen, wie wenig er sich aus der kunstmässigen Beredsamkeit mache; denn seitdem tragen die Ansprachen, welche er als Dekan oder Rektor dem Herkommen gemäss zu halten hatte, ein wenig mustergiltiges Gepräge, und in der ersten Rede nach der Niederlegung jener Professur, in welcher er als Dekan am Schlusse des Wintersemesters 1629—30 acht Magister und neun Baccalauren promovierte, spricht er offen von der „schweren und lästigen Rolle des Orator, dessen gezierte Redefiguren nur jüngeren Leuten anstehen und zu den jetzigen schweren Zeiten überhaupt nicht passen“. Dagegen hat er sich jetzt ganz in den Dienst der Philologie gestellt und giebt bei dieser feierlichen Gelegenheit zum ersten Male eine rein philologische Erörterung, um dadurch diese Wissenschaft auf

den ihr gebührenden Platz in dem Organismus der Universität zu stellen. Er untersucht nämlich die Bedeutung des Wortes *magister*, und zieht dabei jetzt nicht mehr ausschliesslich die gewöhnlichen Autorenstellen heran, sondern mit Vorliebe Grammatiker, Lexikographen und Inschriften. Dazu legt er besonderen Wert auf die geschichtliche Entwicklung des Sprachgebrauchs, wobei ihm Gruter und Salmasius Führer sind. Doch deutet er auch an, dass er mit Forschungen auf dem Gebiete der Longobardengeschichte beschäftigt ist und mit besonderem Interesse die Geschichte des Deutschritterordens studiert hat. An anderen Stellen bekundet er wiederum sein Interesse für alle Fragen der Paedagogik, seine antiquarischen und bibliothekarischen Liebhabereien und daneben den sorgenvollen Blick für die drohenden Gefahren der Gegenwart.*) Damit bei alledem auch das Vergnügen und die Lachlust der Zuhörer nicht unbefriedigt bleibe, bietet auch diese Rede wieder eine Menge feiner, gelehrter Scherze, echte Schul- oder Professorenwitze möchte man sie nennen. Und dabei legt er so wenig Wert auf die regelrechte Form einer Rede, dass er sich gestattet, eine lange Reihe von *Magisterien* einfach in alphabetischer Folge aufzuzählen.

Ebenso verzichtet er in der Rede, mit welcher er am 22. Oktober 1630 zum zweiten Male das Rektorat übernahm, förmlich auf die Rolle eines Redners und begnügt sich mit einer Mahnung an die Studenten zu grösserem Fleisse. Um aber die vorgeschriebene Zeit von einer Stunde auszufüllen, schickt er eine moralische Betrachtung voraus, die zwar mit mancherlei kleinen Scherzen und vielen Lesefrüchten verbrämt ist, sich aber doch im Ganzen gerade so liest, wie eine der abgedroschenen Moralpredigten des Junius oder Florus oder eines Theologen. Man ist fast versucht an eine leise Parodie dieser Beredsamkeit zu denken, wenn man von Ber-

*) So sind z. B. in das aus der dritten Rede übernommene Eingangsgebet die Worte: *hostes ecclesiae tuae, nefaria foederis societate conjunctos, ab aris templisque tuis, a vita fortunisque omnium nostrum arceas etc.* mit Rücksicht auf das Restitutionsedict eingefügt.

negger folgenden Gedankengang zu hören bekommt: „Mein hochverehrter Vorredner, der *Rector magnificus* (näml. Melchior Sebitz), hat uns über eine Stunde aufs wunderbarste unterhalten durch den Nachweis, dass Menschen nicht in Tiere verwandelt werden können. Wenn das jemand bis dahin geglaubt haben sollte, jetzt wird er diese Ansicht verwerfen. Jedoch kann man jene Erörterung auch noch zu einem höheren Ziele führen und zeigen, dass der Mensch sich in anderem Sinne hoch über die Tiere erhebt. Zwar in vielen Stücken sind die Tiere den Menschen überlegen, doch die Vernunft macht uns zu Herren über sie alle, macht uns sogar der Gottheit teilhaftig, darum müssen wir uns dieses göttlichen Geschenkes würdig zeigen, nicht dem Bauche leben sondern nach dem Göttlichen streben.“ Nimmt man dazu, dass wieder grosse Abschnitte aus früheren Reden wörtlich übernommen sind, so erhellt, wie wenig Bernegger daran lag als Redner zu glänzen. Und als er am 3. Mai 1631 das Rektorat an den Theologen Dorsche übergiebt, bittet er, man möge ihn von einer eigentlichen Rede entbinden, und beschränkt sich auf wiederholte Mahnungen an die Studenten zum Fleiss und Gehorsam, deren Wirkungslosigkeit er aber voraussieht, und auf das Bemühen, seinem Nachfolger Schmeichelhaftes zu sagen, was ihm aber nicht recht gelingen will. Trotz langer Citatenfüllsel kann er seine Worte nicht auf die herkömmliche Ausdehnung bringen und muss sich mit einem Trauerfalle in der Familie entschuldigen. Übrigens lassen die letzten Reden erkennen, dass die bösen Jahre nicht allein ihn frühzeitig zum alten Manne gemacht, sondern auch Stadt und Universität furchtbar mitgenommen haben.

7. DER PANEGYRICUS AUF LUDWIG XIII. 1632.

Trotzdem sich aber Bernegger alle Mühe gab als ein unbedeutender Redner und ungeeigneter Vertreter der Universität zu erscheinen, und trotzdem unterdessen der *Orator* Dannhauer in einer *Oratio Panegyrica* auf den Sieg Gustav Adolfs bei Leipzig sich auch als politischer und Staatsredner

gezeigt hatte, wurde schon im folgenden Jahre seine Beredsamkeit wieder in Anspruch genommen für eine Feierlichkeit, welche die Strassburger Akademie am 23. Oktober 1632 zu Ehren des französischen Königs Ludwig XIII. veranstaltete. Welches die Veranlassung dafür gewesen, ist schwer zu sagen, da die Protokolle der städtischen und der akademischen Behörden für diese Zeit arg trümmerhaft sind, und Bernegger selbst in seinen Briefen nichts darüber erwähnt. Soviel steht fest, dass Strassburg damals auf Frankreich hauptsächlich seine Hoffnungen setzte, in unterwürfiger Weise sich um dessen Wohlwollen bemühte und sich ihm gegenüber zu grossem Danke verpflichtet hielt. Denn die Begeisterung für Schweden hatte sich sehr bald abgekühlt. Gustav Adolf galt der Freiheit der Stadt für nicht minder gefährlich als der Kaiser, während Frankreich für die Wahrung dieser Freiheit alles einzusetzen verhiess. Schon Anfang Juli 1631 war wenigstens für einen Teil der Strassburger „der Schwedische Adler zum Geier geworden“, und wenn auch der Schwedische Rittmeister Marx von Rechlingen, der im Oktober 1631 im Auftrage seines Herrn vernehmen wollte „was ihr Maj. in vorhabender *recuperatione libertatis Germanicae et securitatis publicae* sich gegen alhiesiger Statt zu versehen habe“, freundliche Aufnahme fand und kein Zweifel schien, „er werde alhier nicht weniger als auch zu Ulm und Nürnberg beschehen, eine gute resolution empfangen“, so hatte die Stadt doch schon Ende August auf ihr Gesuch hin von Frankreich eine Unterstützung von 50000 Livres, rückzahlbar in zwei Jahren, zinslos empfangen und sich dabei verpflichtet, mit Schweden kein Bündnis einzugehen. Denn darauf legte Frankreich ganz besonderen Wert, trotzdem es ja am 23. Jan. 1631 den Allianzvertrag von Baerwalden mit der nordischen Macht geschlossen hatte. Und es kam nach wiederholten Anerbietungen Ludwigs XIII., in denen er der Stadt in allgemeinen Ausdrücken alle mögliche Hilfe und Freundschaft verhiess, Ende 1632 allerdings kein förmliches Bündnis, aber doch eine freundschaftliche Übereinkunft zu Stande, in welcher „Ein ersamer Rhat verspricht noch eyferiger als jemahls sein underthänigste correspondentz

undt neygung gegen Ihrer Maj. und der Crone Frankreich fortzuesetzen, alles derselbigen nachtheiliges, so viel dissortes möglich, verhüetten, was zue Ihr Königl. Maj. vorhabenden Zweckh der Gemeinen freyheit diensam undt erspriesslich zue befördern, auch sonsten Ihr Maj. alle mögliche underthänigste dienste zue leisten". Ferner erbeut sich die Stadt „den Pass und Repass über den Rhein Ihr Königl. Maj. und deren Comitatum zu verstatten, mit dem beyvermelden, dass vor das überige Kriegesvolk wo nöthig anderswo der Pass über Rhein erlangt werden möge"; auch will sie „von munition und Proviant soviel ohne abbruch der nothwendigkeit dieser Statt und Ihrer ahngehörigen sein mag, umb bahr bezahlung underthänigst mitteilen und folgen lassen" und erklärt endlich, dass „mit Schweden kein sonderbares Verbündniss noch Passverspruch vor derselben Kriegsheer vorgangen". Dafür bittet sie aber, das französische Kriegsvolk möchte aus dem Lande abziehen.*)

*) Bemerkenswert ist auch der Eingang des Schriftstückes, welches A. Legrelle: Louis XIV et Strasbourg, Paris 1884, nicht erwähnt: „Meister und Rat wünschen darin der Königl. Maj. Glück zue dero sowohl hievorigen als newlichen siegreichen Verrichtungen undt glückliche Ankunft in der Statt Metz, sagen underthänigst Dank vor dero gnädigste gewogenheit gegen die Statt undt sonderbahren miltesten ahnerbiethen ... darfür Ew. Königl. Maj. als ein grossmächtigster Beschirmer der gemeinen libertet und dem allhiesigen Stattwesen ... wir tiefest zu ehren und deroselben gewogenheit äusserster unserer möglichkeit nach underthänigst zu verdienen unss jederzeit je mehr undt mehr befleissigen wollten."

Der Ton der Unterthänigkeit, welcher hier wie in allen Seitens der Strassburger an den französischen König gerichteten Schriftstücken dieser Zeit zu finden ist, hat nichts Auffälliges mehr, wenn man die Schreiben liest, in welchen die Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und Johann Georg von Sachsen zur selben Zeit Ludwig XIII. um Unterstützung bitten. — Übrigens dachte die gemeine Bürgerschaft, die gänzlich unter dem Einfluss ihrer Prediger stand, über diese Annäherung an Frankreich weniger günstig; man fürchtete wegen der Religion, und diese Besorgnis wuchs, wie die bei Reifferscheid abgedruckten Briefe Berneggers aus den Jahren 1633 und 1634 zeigen, immer mehr, je näher die französischen Truppen heranrückten, und führte öfters Scenen leidenschaftlichster Erbitterung und förmlichen Aufruhrs herbei.

Und dass diesem Begehren in der That möglichst entsprochen wurde, war das eifrige Bemühen der französischen Gesandten Maguin und besonders Melchiors de l'Isle, der auch sonst durch seine Freundlichkeit, sein Interesse an der Universität, durch die Bereitwilligkeit und Thatkraft, mit welcher er allen, die sich an ihn wandten, zu ihrem Rechte verhalf, nicht minder durch seine Eigenschaften als geborener Deutscher und gewesener Protestant und als elsässischer Grossgrundbesitzer auf die geschickteste Weise für sich und die Sache seines Königs Stimmung machte und hierin offenbar den schwedischen Geschäftsträgern Mockel und Glaser den Rang ablief. Zudem hatte Glaser schon seit 1624 von Frankreich Geld angenommen*) und nach dem Tode Gustav Adolfs bewarb er sich eifrigst um Verwendung im Dienste Frankreichs.

Natürlich hüteten sich die Strassburger dabei wohl es mit den Schweden offen zu verderben, schlossen vielmehr trotz der oben erwähnten Verpflichtungen Frankreich gegenüber am 25. Mai 1632 auch mit ihnen ein Bündnis,**) und schlugen im übrigen bei beiden das bewährte Verfahren des Zögerns und Hinhaltens ein, durch kleine Mittel beider Freundschaft zu erhalten suchend. Eins von solchen Mitteln, die gut aussehen und nicht viel kosten, scheint nun auch dieses Dankfest zu Ehren Ludwigs XIII. gewesen zu sein. Dass Bernegger gerade dazu als Festredner ausersehen wurde, könnte auffällig erscheinen, da ja Dannhauer als Professor der Rhetorik in erster Linie dafür in Betracht kam. Jedoch einerseits mochte dieser noch zu jung und als Theologe und eifriger Lutheraner für solche Aufgabe nicht recht geeignet erscheinen, andrerseits war Bernegger anerkanntermassen weitaus der beste Redner der Universität, auch als Historiker am ehesten im

*) Brief Berneggers an Freinsheim 9/19. Juli 1635, abgedruckt bei Reifferscheid S. 927.

**) Dieser Schritt wurde übrigens von keiner Seite als irgendwie anstössig aufgefasst, denn sonst würden nicht darüber Loblieder in Strassburg selbst gedruckt erschienen sein, wie solche z. B. in der *Pemptas gratulationum et elogiorum* zu finden sind, welche ein *Philadelphus Irenaeus Argyropolitanus* Gustav Adolf gewidmet hat.

Stande dem Gegenstande gerecht zu werden. Und dann wird er, wenn er auch mehrmals ausdrücklich betont, dass er „*jussu procerum*“ die Rede zu halten gezwungen sei, doch nicht ungern den Auftrag angenommen haben. Denn er durfte hoffen, dadurch das Wohlwollen Ludwigs XIII. in besonderem Masse sich zuzuwenden. Und das schien ihm von nöten. Wusste er doch seinen Sohn in Paris und dessen Zukunft abhängig von Persönlichkeiten, denen eine Verherrlichung des Königs aus seinem Munde sehr angenehm sein musste, zählte er doch Männer wie Diodat, Hotman, Marescot zu seinen Freunden und Gönnern, durch deren Fürsprache er Unterstützung für sein buchhändlerisches Unternehmen, vielleicht gar eine Anstellung in Frankreich erhoffen durfte.*) Dass er sich zu gleicher Zeit zu denselben Zwecken auch an Oxenstierna und den Schwedenkönig wandte, entspricht nur den damaligen politischen Verhältnissen und Anschauungen.

Die Rede, unter dem Titel

> Panegyricus christianissimo Galliarum et Navarrae regi Ludovico XIII ob susceptam ab Ipso Majoribusque libertatis Germanicae curam jussu procerum reipub. Argentoratensis in amplissimo consessu Academico dictus a Matthia Berneggero . . . die 29. Oktobr. Βασιλεῖ τ' ἀγαθῷ κρατερῷ τ' αἰχμητῇ. 1632.

im Druck erschienen, ist dem Kardinal Richelieu gewidmet, „dem Beglücker seines Vaterlandes und seines Jahrhunderts, dessen Weisheit seinem Herrn, Ludwig dem Gerechten, auch des Auslandes Liebe und Zuneigung gewonnen hat,“ und beginnt mit einer geistvollen Ausführung des Gedankens, dass erst durch die Not wahre Tugend zur Erscheinung komme. „Die schweren Kriegsdrangsale, die uns jetzt so viel Gefahren, Schmerzen, Seufzer und Thränen kosten, haben doch manche Wirkungen, um deren willen sie uns fast gefallen könnten.

*) Er ward aber nur mit einer goldnen Schaumünze abgespeist. (Vergl. Brief an Marescot: *Rex optimus maximus . . . sibi me nummi aurei pondere pretiosissimi transmisso vere regio munere . . . auctoravit.*

Denn sie entreissen falschem Werte die Maske, wahrem die Verhüllung, und Treue findet nur in der Not ihren Preis. Um so höheres Lob aber verdient die Tugend, wenn sie sich in solchen Zeiten offenbart. Dies ist bei *Ludwig dem Gerechten* der Fall, dessen Ruhm zu verkünden die einfachste Pflicht der Dankbarkeit uns gebietet."

In schwungvoller, bilderreicher Sprache wird nun ausgeführt, wie gegen die immer gewaltiger anwachsende, alles erdrückende Übermacht der Spanier Frankreichs Herrscher von jeher erfolgreich angekämpft hätten und es sich dabei hätten angelegen sein lassen die Freiheit der deutschen Stände zu schützen. So habe Franz I. den Landgrafen Philipp von Hessen mit Subsidien unterstützt, so habe Heinrich III. „sich unendliche Verdienste um Deutschland erworben, indem er den Mahnungeu der Verfechter der Freiheit und Religion, der Fürsten Moritz von Sachsen, Albrecht Achilles von Brandenburg Deutschlands Freiheit zu gedenken, entsprach und durch sein Einrücken in deutsches Land den Passauer Vertrag erzwang."

Auf sein eigentliches Thema kommend, sucht der Redner nun darzuthun, dass Ludwig XIII. seine Vorgänger noch überragt. Denn während Heinrich erst in reiferen Jahren und schon in der Regierung erfahren, den Thron Frankreichs bestieg, die Gegenpartei sich durch ihr grausames Wüten gegen Freund und Feind, sowie durch ihre Verbindung mit Spanien bei der ganzen Bevölkerung verhasst gemacht hatte, dazu die deutschen Protestanten, insbesondere der Pfalzgraf, ihn kräftig unterstützten und Spaniens Macht durch den Untergang seiner Armada einen schweren Stoss erlitten hatte, kam Ludwig schon als Kind zur Regierung und war im Kampfe gegen die inneren Feinde nur auf die eigene Kraft angewiesen.

Zum Beweise dessen rühmt er in überschwenglichen Phrasen des Königs Frühreife und geht seine Kriegsthaten durch: „Wegen der Unsicherheit der Verhältnisse, woran natürlich spanische Tücke schuld war, hatten die Hugenotten *(diversi ritus complices)* einige Festungen gleichsam als Pfand besetzt. Das hierin sich zeigende Misstrauen seiner Unter-

thanen gegen seine im Auslande gepriesene Redlichkeit hatte schon Heinrich gekränkt, doch hatte er Gewalt gescheut, weil er die Bezwingung für zu schwer hielt. Ludwig aber wollte nicht, dass einer seiner Unterthanen anderswo seine Sicherheit suche als in des Königs Gnade und Treue, es erschien ihm für seine Stellung unziemlich sich einschränken zu lassen und sich dem Scheine auszusetzen, als müsse er erst durch aufgezwungene Verträge, nicht durch freie Entschliessung auf den Weg ehrlicher Verständigung geführt werden, deshalb beschloss er zu erzwingen, was er in Güte nicht gewinnen konnte.“ Und nun folgt, als Glanzpunkt der Rede, eine Schilderung der Belagerung von Larochelle, in welcher besonders der Mut der Verteidiger gerühmt und nach livianischem Muster die Schrecken der Hungersnot in grellen Farben gemalt, zum Schluss aber die Milde des Königs gepriesen wird, der „mehr wie ein Vater denn wie ein Herr den Bezwungenen nach leichter Züchtigung ihre Penaten, ihre Freiheit und ihre Religion zurückgab und durch solche Milde und Treue dem Reiche Eintracht und Frieden wiederschuf.“

Bald bietet sich dem Fürsten Gelegenheit, den traditionellen Kampf gegen die spanisch-habsburgische Macht zum Heile der bedrohten Völker wieder aufzunehmen. Aus Anlass der Erbstreitigkeiten in Mantua und Montferrat rückt er aus, um gemäss seinem hohen Beinamen „der Gerechte“ den Unterdrückten gegen das Unrecht der Mächtigen Hilfe zu bringen. Den Übergang über die Alpen in strenger Winterszeit benutzt der Redner zu einer kunstvollen Schilderung wieder nach livianischem Muster, wobei der „*Hercules Gallicus*“ über Hannibal, Caesar und den Hercules des Altertums gesetzt wird, besonders weil er nicht Elephanten oder sonstiges leichteres Kriegszeug, sondern Kanonen hinüberzuschaffen wagte. Dabei wird Ludwigs Grossmut gepriesen, weil er, trotzdem der Feldzug fünfzig Millionen gekostet, keine Kriegskosten verlangte, sondern dem Herzog von Savoyen bedingungslos seine Herrschaft liess. „Danach richtete Ludwig sein Auge auf Deutschland, gerührt in seinem allergnädigsten Herzen durch den trostlosen Zustand der einst so blühenden Provinz und durch das heisse und,

was für ihn das Entscheidende war, berechtigte Flehen vieler Deutschen, und er schloss bereitwillig mit dem Schwedenkönige den Vertrag, nach welchem er eine Million Franken Subsidien zahlen und mit einigen dreissigtausend Mann der Retter Germaniens werden wollte". Wie „segensreich" dies Bündnis für Deutschland geworden ist, hütet sich Bernegger wohl mit Thatsachen zu belegen sondern hat dafür nur hohle Redensarten. Dagegen hebt er passend hervor, wie Ludwig den Herzog von Lothringen, der im Bunde mit Spanien in Deutschland einfiel, zur Ruhe zwang, und er weiss schliesslich auch den Bruderkrieg, den Gaston von Orleans erregte und der mit der Hinrichtung des Marschalls von Montmorency abschloss, gewandt zur Verherrlichung des Königs zu benutzen. „In dieser schlimmen Zeit", heisst es, „ward des Königs mildes Herz zerrissen durch den Widerstreit der Staatsinteressen und seiner persönlichen Empfindungen: auf der einen Seite die Pflichten der Blutsverwandtschaft, das Schwergewicht des brüderlichen Namens, auf der anderen des Vaterlandes Frieden, Recht, Pflicht und Name des Königs, der ja der Erhalter, der Vater, der Gerechte zubenannt ist. Dennoch wusste er beiden Rechnung zu tragen: er schlichtete die Unruhen und verzieh der Reue." Nach einer überschwenglichen Lobpreisung der *göttlichen* Tugenden seines Helden, seiner Menschenfreundlichkeit, Güte, Reinheit, die er *religioso quodam silentio* lieber bewundern als besprechen möchte, vor allem seiner Gerechtigkeit und seiner Weisheit, mit der er für die Ausführung seines Willens die geeignetsten Kräfte zu finden weiss, geht er dazu über, die Verdienste Richelieus, „den auch die Andersgläubigen wegen seiner hervorragenden Einsicht, seiner seltenen Liebe zum Frieden und zu den Wissenschaften, seiner unermüdlichen, treuen Sorge für König und Vaterland, seiner sonstigen *heroischen* Tugenden lieben und verehren, dem auch das Ausland nicht zum mindesten seine Freiheit verdankt", und die des Gesandten Charnassé wegen des Abschlusses des schwedischen Bündnisses zu rühmen. Eine besondere Anerkennung wird schliesslich dem persönlich anwesenden Melchior de l'Isle zuteil, der „die Kurfürsten von Sachsen und Branden-

burg und die übrigen Stände Germaniens wieder zu gemeinsamem Vorgehen angetrieben, auf dem Leipziger Konvent (12. April 1831) durch die Zusicherungen, die er im Namen des allerchristlichsten Königs machte, den Anstoss zum bewaffneten Widerstande gegeben und wegen dieses unendlichen Verdienstes Strassburg zur grössten Dankbarkeit verpflichtet hat.“ „Wie segensreich die Politik Ludwig XIII. in den verschiedensten Ländern Europas wirkt und immer nur die Sicherheit und Freiheit der Völker zum Ziele hat, davon ist Zeuge unser Germanien, das für die eigene Freiheit selbst (schmachvoll ist's zu gestehen!) weniger als dieser König Sorge trägt . . . Zeuge ist endlich Strassburg selbst, das so oft des Königs väterliche Sorge, Treue und Hilfe erfahren hat.“ „In diesen jammervollen Kriegszeiten, da anderswo alles in Blut, Mord und Brand untergeht und die Schäden des Friedens noch ärger gefürchtet werden als die Niederlagen des Krieges, hat er durch den Schrecken seines unüberwindlichen und glorreichen Namens und durch die Hilfe, die er uns teils verheissen teils geleistet hat, Drangsal und Unheil von uns abgewendet, und als ein Unterpfand seines königlichen Wohlwollens und Schutzes hat er seinen Gesandten hier wohnen lassen. Ja, was wir an Nachsicht und Ruhe von den Feinden erlangt haben, das verdanken wir der Gnade Gottes und des Königs.“

Um auch dem anwesenden Vertreter Schwedens etwas Angenehmes zu sagen und zugleich zu zeigen, wie die beiden Mächte in der Fürsorge für Strassburg gewissermassen Hand in Hand gehen, erwähnt er zu guter letzt noch die Überrumpelung Benfelds durch Gustav Horn. Diese Waffenthat entspräche ganz den Ansichten Heinrichs IV., der aus ganz besonderer Geneigtheit für die Stadt die Anlage eines befestigten Platzes in der Nähe Strassburgs immer verhindert und auch in dem Bischofskriege vor dreissig Jahren ihr die Zerstörung der Befestigungen Benfelds, dieses *Blutegels* Strassburgs, ermöglicht habe.

Und nun kommt der Dank für alle diese Wohlthaten Frankreichs. Der wird aber vorsichtiger Weise so ausge-

gesprochen, dass sich die Stadt dabei zu nichts verpflichtet. „Es ist ja“ heisst es, „unser einziger, sehnlicher Wunsch, unsere Dankbarkeit thatsächlich zu beweisen, möchte sich doch einmal Gelegenheit dazu bieten! Aber eines solchen Königs Glück bedarf nicht solcher Entgeltung und unsere Lage bietet leider jetzt nicht die Möglichkeit dazu; im Privatverkehr heisst es einander das Gute erwidern, Deine und der Deinen Wohlthaten, grossmächtigster König, sind aber so erhaben, dass sie eine Gegenleistung nicht erfordern. Darum wollen wir, was allein in unserer Macht steht, die pflichtschuldige Dankbarkeit durch die Gesinnung unseres Herzens bezeugen und zu Gott beten für das Wohlergehen Ludwigs des Gerechten, dem vor allen der Ehrentitel *amor et delicium generis humani* zukommt.“

Wenn die Darstellung der französischen Politik sich für uns zuweilen sonderbar ausnimmt, so ist zu bedenken, dass damals das Nationalgefühl hinter „Religion und Libertät“ weit zurücktrat und dass den deutschen Protestanten Frankreich immer noch näher stand, als die jesuitisch-spanische Macht, deren Interessen der Kaiser vertrat und mit deren Hilfe er Deutschland „bis zur Verödung beruhigt hatte.“ Wenn ferner die Lobhudeleien, mit denen der König überschüttet und förmlich vergöttert wird, Anstoss erregen, so braucht nur auf die Ausdrucksweise hingewiesen zu werden, welche man damals jedem Fürsten, Prinzen oder Adeligen gegenüber anzuwenden pflegte. Zudem stand in der That das französische Königtum so glanzvoll und die Verkörperung desselben so erhaben über alle anderen Fürsten, höchstens mit Ausnahme des Kaisers, dass eine aufrichtige Bewunderung für dasselbe wohl Platz greifen konnte. Endlich verstanden es die Franzosen vorzüglich durch Gefälligkeiten sich Freunde zu machen, und von Frankreich hatte noch keiner Unannehmlichkeiten, dagegen viele Vorteile erfahren, während man den Druck der Schweden spürte und sich gegen ihre Ansprüche auflehnte. Für die Beurteilung des Redners aber ist zu beachten, dass er hier die genauesten Anweisungen der Behörden zu befolgen hatte. Mehrmals betont er, dass er nur

auf Befehl der Vorgesetzten spreche. Darum fehlt hier auch die heitere Grazie, welche Bernegger sonst zu einem so anmutenden Redner macht; keine schimmernden Vergleiche, keine launigen Wortwitze, keine Abschweifungen, kaum eine Anekdote aus dem Altertume, oder ein Citat unterbricht den Gang der Darstellung. Und wenn dieselbe auch schwungvoll ist und geistvolle Sätze enthält, so sind doch mehr die groben Mittel der Rhetorik angewendet, um Effect zu machen. Die Anrede an den französischen Gesandten*) z. B. dürfte auch damals wohl wenig geschmackvoll geklungen haben, und das Ganze hat etwas Gespreiztes und Erzwungenes. Man braucht deshalb nicht anzunehmen, dass was Bernegger sagt, gegen seine Überzeugung wäre, im Gegenteil wissenschaftliche Thätigkeit und persönliche Beziehungen haben ihn zu einem aufrichtigen Freunde und Bewunderer Frankreichs gemacht,**) aber heikel war ihm die Aufgabe doch und er hatte kein Vergnügen mehr an öffentlichen Reden, am wenigsten an den Blüten kunstvoller Rhetorik.***)

*) *Hinc ille Melchior de Insula, qui licet ad nomen tantum suum praesenti modestia faciem demittit totoque vultu laudum suarum usuram nobis invidet: non efficiet tamen, quin liceat nobis vera profiteri . . .*

**) „*Quid impedit*“, schreibt er am 19. Mai 1634 an Freinsheim nach Metz, als dieser wegen seiner Ernennung zum französischen Sekretär patriotische Beklemmungen hat, „*quid impedit, maxime si Rex ut apparet in Germania pedem promoverit, quin in ipsa Germania sedem figere et munere tuo fungi possis? Quomodo ante funestum hoc bellum in hac urbe poetam egregium ac cetera quoque doctissimum Joan. Brandt Borussum pari tecum munere fungentem pluribus annis honoratissime commodissimeque vixisse memini.*“ Das zeugt zwar von einem bedauerlichen Schwinden des Nationalgefühls, ist aber unter den bösen Verhältnissen, unter denen er in Strassburg lebte, erklärlich und entschuldbar. Denn wenn er im Januar 1635 nach Genf schreibt: *a bimestri beneficio Regis optimi non modo tutis sed paene securis nobis esse licet*, so hatte er thatsächlich Recht.

***) Das spricht er auch hier wiederum offen aus, wenn er die Schilderung der Belagerung von Larochelle mit den Worten beginnt: „*accuratior structura verborum, ingeniosior artifex, robustior eloquentia requiritur.*“

8. DIE TRAUERREDE AUF DEN TOD GUSTAV ADOLFS. 1632.

Trotzdem sah er sich nach kurzer Zeit wieder in dieselbe Lage versetzt, bei einer bedeutsamen Feierlichkeit politischer Art den Gefühlen der Bürgerschaft Ausdruck zu geben. Es wurde ihm nämlich für die am 10. Dezember desselben Jahres stattfindende Trauerfeier auf den Tod Gustav Adolfs die Festrede übertragen, ein Beweis, wie sehr er mit seinem Panegyrikus auf Ludwig XIII. den Erwartungen der Behörden entsprochen hatte, nicht zum wenigsten in Bezug auf den politischen Standpunkt, den er dabei zum Ausdruck gebracht. Ebenso geschickt macht er es auch in dieser Trauerrede:

> Gustavi Magni, Suecorum, Gothorum, Vandalorumque regis invictissimi atque gloriosissimi Laudatio funebris in universitate Argentorensi recitata a Matthia Berneggero. Argent. Ex officina Wilhelmi Christiani Glaseri. Anno MDCXXXIII.

Bei aller Bewunderung der Heldengrösse des Fürsten, bei aller Anerkennung der kriegerischen Erfolge der Schweden hütet er sich weislich vor irgend welchen Versprechungen, vergisst auch nicht des französischen Monarchen als der „zweiten Hoffnung Deutschlands" in Ehrfurcht zu gedenken und bringt so das zurückhaltende, laue Wesen, durch welches die Strassburger bei aller Ängstlichkeit ihre „Libertät" zu wahren hofften, deutlich zum Ausdruck. Trotzdem aber sagt ihm das Thema hier mehr zu, er fühlt sich mehr mit dem Herzen dabei, und darum entfaltet er hier wieder seine rednerische Eigenart.

Schon durch die Wahl des Stoffes hebt er sich ab von der unendlichen Menge ähnlicher Lobreden und Lobschriften, die vor und nach seinem Tode den Schwedenkönig verherrlicht haben. Denn während diese meistenteils sich mit den Kriegsthaten desselben beschäftigen oder seine Verdienste um Deutschland und den Protestantismus preisen, vermeidet er diese breitgetretenen und doch so anstossreichen Bahnen und

unternimmt es, die Persönlichkeit Gustav Adolfs von der rein menschlichen Seite vor Augen zu führen. Und indem er dabei nur solche Charaktereigenschaften sich auswählt, die weniger Bewunderung als Zuneigung erwecken, die auch auf gegnerischer Seite ungeteilte Anerkennung gefunden haben, die dem Redner und den Hörern persönlich nahe liegen, entspricht er seinen eigenen auf Versöhnung der Gegensätze, auf Pflege wahrer Geistes- und Herzensbildung gerichteten Bestrebungen. Gleich im Anfange erklärt er, er wolle nicht nach der Vorschrift der Rhetoren eine grossartige Einleitung vorausschicken, und verzichtet darauf, nach Art der „Redekünstler" um das Wohlwollen seiner Zuhörer besonders zu bitten. Nachdem er seinem persönlichen Schmerze Ausdruck gegeben, wobei er in einer für den heutigen Geschmack wunderlichen Weise auf sich hinweist,*) führt er zunächst die Grösse des Verlustes vor Augen, den Strassburg und das ganze protestantische Deutschland erlitten hat. „Als Aratos, der grosse Feldherr, die Nachricht von der Zerstörung von Megalopolis erhielt, teilte er die Kunde dem versammelten Volke mit in den Worten: „Die grosse Stadt ist von Kleomenes vernichtet". Ähnlich sagte in Rom der Praetor Pomponius nach der Niederlage am Trasimenischen See: „In einer grossen Schlacht sind wir besiegt worden". Auch wir, o deutsche Mitbürger, sind in einer grossen Schlacht besiegt worden: unsere Stadt und unser Vaterland ist dahin. Gott allein ist unsere Hoffnung, aber es steht zu befürchten, dass er auch fernerhin den Born seiner Gnade für uns will versiegen lassen. Das künden die auffälligen Witterungsverhältnisse und Erscheinungen am Sternhimmel, ein schauernd kalter Sommer, ein lauer, regnerischer Winter, ein Komet. Solche Zeichen bedeuten gegenwärtige Strafe und Schrecknis für die Zukunft. Denn in der That sieht es nach dem Tode

*) *In ipso discentis ore tristitiae notas animadvertitis. Nam fronte nequicquam commasculata, luminibus non satis bona fide siccis, spiritu angore pectoris identidem intercepto, sententiis parum congruis atque cohaerentibus, eluctantibus verbis quae singula in me hoc tempore omnes agnoscunt atque sentiunt, animus ad tantam calamitatem male fortis proditur.*

des Helden, welcher der Verfechter des Glaubens, der Befreier Germaniens, der Vernichter der Tyrannei, der Schreken der Bösen, das Entzücken der Guten war, für uns geradezu verzweifelt aus. Wenn jener auch, einem Samson gleich, noch im Tode die Feinde zerschmettert hat, so ist doch die Gefahr gross, dass unser Heer, um mit Demades zu reden, dem geblendeten Kyklopen zu vergleichen sei. Unser König ist mitten aus der Bahn seines Lebens und seiner Siege hinweggerafft, ohne, abgesehen von einem unmündigen Töchterchen, einen Thronerben hinterlassen zu haben, der Friede ist noch in weiter Ferne, noch erheben die Feinde ihr Haupt, und dass eine so grossartige Persönlichkeit sich in irgend einem anderen Manne werde finden lassen, steht nicht zu hoffen.“ Nachdem er sich mit diesem letzten Satze endlich den Zugang zu seinem eigentlichen Thema eröffnet hat, scheint er nun in dasselbe eintreten zu wollen. Doch nein! er muss erst noch auseinandersetzen, in wiefern er seine Aufgabe einschränken will, er kommt dabei auf die unfruchtbaren und unwahren Lobreden zum Preise anderer Fürsten zu sprechen, in welchen „die gewandtesten Wortkünstler nur den Eindruck hervorzubringen vermögen, ein wie grosses Vaterland, eine wie berühmte Familie die Gefeierten verunehrt haben, mit welchem Glück sie unfähig gewesen sind, mit welcher Geschäftigkeit sie nichts geleistet, wie gute Bundesgenossen, wie ruhige Nachbarn sie gehabt haben, oder höchstens, wenn doch zufällig etwas geschah, während sie auf ihrem Throne ruhten, wieweit ihre Untergebenen sie überragt haben.“*) Er knüpft daran eine ziemlich bittere Schilderung schlechter Fürsten, die schlecht erzogen, schlecht beraten, nur dem Genusse gelebt und Verderben über ihr Land gebracht haben, und dann endlich stellt er im Gegensatz zu diesen den schwedischen Herrscher als ein Musterbild aller Tugenden dar. „Von seinem Vater (der fast mit denselben Worten wie Heinrich IV. im Panegyrikus auf Ludwig XIII. gerühmt wird) und seiner mit den Lakonierinnen

*) Sollte sich das vielleicht auf den Pfalzgrafen Friedrich V. beziehen, der kurz vorher, am 19. Nov. 1632, zu Mainz gestorben war?

an männlichem Sinne wetteifernden Mutter aufs trefflichste erzogen, gab er schon in früher Jugend von seinen glänzenden Anlagen, insbesondere seinen Sprachkenntnissen und seiner Thatkraft Beweise, welche an Alexander und Themistokles erinnern. Als Jüngling bekundete er in den Feldzügen seines Vaters hervorragende Neigung zum Kriegswesen und Kampfeslust. Auf den Thron gelangt, zeichnete er sich aus durch Einfachheit, besonders auf den Reisen, die er ausschliesslich der Erweiterung seines Gesichtskreises und scharfer Beobachtung widmete, und durch Leutseligkeit, im Gegensatz zu anderen Herrschern, die, „um das Geheimnisvolle ihrer Hoheit zu bewahren, von ihren Unterthanen nicht gekannt sein wollen, auf besondere Weise essen, sprechen, sich kleiden, ja den Gebrauch der Stimme und der Füsse und alles Harmlose aufgeben, bei deren Erscheinen der gewöhnliche Sterbliche wie beim Anblick eines wilden Thieres bleich und entsetzt hinweg flieht oder bebend sich naht, wie in Todesgefahr oder als ob er einem Elefanten ein Stück Brod reichen müsste."

Dann wird seine Menschenkenntnis und seine Liebe zu den Wissenschaften gerühmt, welche die Akademie besonders mit ihm verknüpft. „Er suchte selbst die tüchtigsten Theologen in seinem Lande aus, hörte ihre Probedisputationen mit an und verstand sie zu beurteilen, führte sie persönlich in ihr Amt ein, verlieh ihnen dadurch das nötige Ansehen und sorgte für die ihnen gebührende Besoldung und Rangstellung. Dadurch wollte der beste aller Fürsten deutlich zeigen, wie verkehrt andere thäten, wenn sie eine so wichtige Angelegenheit verächtlich behandelten." — Nachdem im Folgenden seine Gerechtigkeit und Milde, die Mannszucht in seinem Heere, seine Frömmigkeit und seine Feldherrntüchtigkeit kurz hervorgehoben ist, wird schliesslich in begeisterten Worten sein Heldentod geschildert, das rühmlichste und glückseligste Ende, das man sich denken könne. Um zu füllen, wird hier in recht störender und ungeschickter Weise eine förmliche Schulabhandlung eingeflickt über die Frage, ob der Herrscher

persönlich am Kampfe teilnehmen müsse. Auch hier wieder kommt eine bittere Bemerkung über solche Fürsten, die vom Kampfe fern bleiben, wohl in Erinnerung an den Böhmenkönig und aus Mitgefühl für Lingelsheim, der noch immer in Strassburg das bittere Brot der Verbannung essen musste.

Der letzte Teil mahnt die verbündeten schwedischen und deutschen Heerführer und Leiter der Politik zur Zuversicht, Besonnenheit und vor allem zur Eintracht und spendet reiches Lob den schwedischen Staatsmännern und Generälen, besonders dem im Elsass kämpfenden Gustav Horn und dem mit Bernegger befreundeten Josias Glaser, einem geborenen Strassburger. Übrigens verrät die Art, wie der Redner wiederholt zur Eintracht mahnt, dass er selbst nicht recht an den Fortbestand derselben glaubt, auch berührt es seltsam, wenn in der nun folgenden Lobpreisung der verbündeten deutschen Fürsten besonderer Wert auf die Standhaftigkeit des sächsischen Kurfürsten gelegt wird, weil er so lange auf der Gegenseite festgehalten habe, oder auf die Treue des Brandenburgers, die er, so oft treulos und unwürdig vom Kaiser behandelt, endlich der gerechten und frommen Kriegführung zugesagt habe. Mit der Versicherung, dass der Königin Maria Eleonora und der Tochter Christina den schuldigen Dank abzustatten für die Verdienste des unvergesslichen Helden und seinen Tod zu rächen die Fürsten und Stände des Reiches, insonderheit die Strassburger Republik denselben Eifer, mit welchem sie bis jetzt die gemeinsame Gefahr abgewehrt haben, auch fernerhin beweisen werden, schliesst diese letzte seiner Reden, die nicht überall die Vorzüge Berneggerischer Beredsamkeit offenbart, sondern an mehreren Stellen eilig und ungeschickt zusammengestoppelt und ausgefüllt ist. Trotzdem überragt sie ähnliche zeitgenössische Leistungen, wie den berühmten *Panegyricus* von Daniel Heinsius oder Freinsheims Lobschrift auf Gustav Adolf um ein Bedeutendes und brachte ihm den Ruhm eines *vir* πολιτικώτατος und *fortis* ein.*)

*) Brief Georg Richters an Michael Virdung, vom 28. Juli 1633.

9. DIE ZWEITE BERUFUNG.

Es war nicht gerade Glänzendes, was Bernegger in den letzten Jahren als Redner geleistet hatte, und immer ausschliesslicher in historische und philologische Studien vertieft, hatte er keine Gelegenheit verabsäumt, seine Abneigung gegen die Kunstberedsamkeit auszusprechen. Trotz alledem und trotz zunehmender Kränklichkeit — „wegen continuirlicher Leybsblödigkeit“ war er, wie er „bei gehaltener Umbfrag wegen versäumbter *Lectionum*“ zu Protokoll gab, „fast in zweien Jahren im *Collegio* nicht erschienen,“ hatte aber „im Hause *profitendo* seinen äussersten Vleyss ahngewendet“ — wurde ihm die oratorische Professur noch einmal aufgenötigt. Der Theologe Dannhauer behielt dieselbe nur bis 1633, nachdem durch den Tod Fröreisens (1633) ein Lehrstuhl für ihn frei geworden war, und sein Nachfolger, der bisherige Gymnasiarch Sinnitz, starb schon im folgenden Jahre. Zwar wurden anfänglich eine Reihe anderer Bewerber in Betracht gezogen, der Ulmer Hebenstreit, Gronovius aus Amsterdam und H. Böcler „*studiosus* allhie“. Dazu bemühte sich Bernegger Lingelsheim für die Stelle zu gewinnen, und als das vergeblich war, schlug er den Tübinger Professor Rauscher vor, von welchem aber bald abgesehen wurde, da er schon „in Würtemberg in Bestallung und für sich wol begüttert, daher schwerlich zu erhaben.“ „Denn die Strassburger Schulherren wollten gebeten und umworben werden, damit sie um so unterthäniger machten, wem sie solcherlei Ämter anvertrauten, und boten nicht gern solches freiwillig an.“ Jetzt dachte Bernegger an seinen liebsten Schüler, Freund und Mitarbeiter Johannes Freinsheim. Doch teils waren bei ihm seitens der Schulherren „ettliche Stuckh zu bedenkhen, denn er nicht Magister und *nesciunt*, ob *purus in Religione*, zwar ietzt wol mit einem Ehren Ampt begabt, seye Königl. französischer *Interpres* und *Registrator* Germaniae, zue Pariss und Nanci in grossem Ahnsehen,“ teils hielt ihn auch Bernegger für zu gut, als dass er zu einer Zeit, „da nit allein gemeinen Burgern sondern auch den vornehmsten Regiments-

personen die Zins mehrerenteils mus vorhalten,“ seine Kraft der Stadt sollte zur Verfügung stellen. Um ihm aber für alle Fälle den Lehrstuhl zu sichern, „erklärte Hr. Professor Bernegger *ad interim* und biss zue seiner alherigen *Vocation* und einstellung solche *profession* nach Notturfft zu versehen“, und die Scholarchen ersuchen ihn darum, „bis Gott bessere Zeythen mit Gnaden verleihen würde, mitt Vertrösten einer hülfflichen Addition seines *salarii*,“ von welcher er natürlich nichts verspürte. Doch bedang er sich aus, dass er sein geschichtliches Kolleg in den Stunden lesen durfte, welche dem Orator vorbehalten waren, und die Stunde nach Belieben verändern durfte. So wurden die beiden Professuren in eine zusammengezogen in der Weise, dass er als Professor der Geschichte gelegentlich auch rhetorische Stoffe behandelte und bei den Disputationen auch auf die Gesetze der Rhetorik hinwies, wofür die oben (S. 340f.) besprochenen Schriften und die Bearbeitung des Plinius Belege sind. Früher unter Sturm und Junius der Mittel- und Glanzpunkt der Akademie, wurde die Professur der Eloquenz jetzt ein Anhängsel der Geschichte! So schwer hatte der Krieg die Stadt heimgesucht. Und dabei war die Zahl der Studierenden so gering, und so gering ihre Kenntnisse, dass Bernegger alle seine Zuhörer zu Hause unterweisen konnte und sie in die Anfangsgründe des Griechischen einführen musste „*felicius quam exitio sperare fuisset ausus*“. Das Verhältnis der beiden Professuren zu einander blieb auch später bestehen. Zwar wurde am 14. Februar 1637 Böcler zum *Professor eloquentiae* erwählt, doch hauptsächlich als Gehilfe seines Meisters und weil dieser nicht mehr im stande war, Vorlesungen zu halten; und nach Berneggers Tode vereinigte er wieder beide Ämter.

Ein seltsam Spiel! Bernegger als Schulmann und Redner der rechte Nachfolger Sturms, hat bewirkt, dass das Fach der Eloquenz, früher der Schwerpunkt der ganzen Hochschule, unterdrückt und verschlungen wurde von der Geschichte, die vor ihm eine Vorstufe der Jurisprudenz war.

X.

IN DER HÄUSLICHKEIT.

1. BIS ZUM JAHRE 1629.

Es erübrigt noch einen Blick auf den äussern Lebensgang Berneggers zu werfen, der in seiner stillen Gleichförmigkeit dem Wesen des Gelehrten entspricht, in seinen Schwierigkeiten und Plagen den Charakter der bösen Zeit widerspiegelt. Bis zum Jahre 1629 konnte er trotz häufiger Kränklichkeit mit seinem Schicksal wohl zufrieden sein. Seine Kinder, vier Söhne und eine Tochter, entwickelten sich zu seiner Freude, seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm in den Jahren 1622—1625 ohne Convictores zu leben, und liessen ihn seine Gutmütigkeit und Mildthätigkeit Studenten und Bekannten gegenüber nicht allzusehr bereuen. In den Werken der Barmherzigkeit und christlichen Nächstenliebe kannte er keine Grenzen. Die eigene Not nicht achtend, opferte er zu Zeiten den dritten Teil seines Gehaltes den Armen. Wer durch den Krieg vertrieben, elend und obdachlos sich nach Strassburg flüchtete, fand bei ihm allezeit offene Hand und offenes Haus; ja es betrübte ihn, wenn jemand sein Anerbieten ablehnte oder nicht lange genug seine Hilfe in Anspruch nahm, sodass ihm von Sebitz förmlich der Ehrenname *refugium multorum exulantium* beigelegt worden ist. Und als er sich entschloss, wieder Studenten in sein Haus aufzunehmen,*) so nennt er sich zwar bedauernd „*caupo factus*

*) Im Mai 1625 zogen acht vornehme Convictores bei ihm ein, welche einen Dukaten (= 2 Rthl. = 3 Fl.) wöchentlich Pension, dazu 1/2 Fl. für Benutzung der Bibliothek bezahlten.

ex studioso", aber der Verkehr mit den wissbegierigen Jünglingen bot ihm die reichsten Freuden. Zumal wenn er nach angestrengter Arbeit sein „Museum", das wie ein Heiligtum gehütet wurde, verliess und sich zu Tisch begab, dann machte er durch seine heitere Laune und sein anregendes, belehrendes Wort diese Stunde für sich und seine Umgebung zum schönsten Genusse, der bei den Jünglingen in dankbarer, froher Erinnerung blieb. „Uber Tisch", schreibt er einmal, „haben wir underschiedliche nützliche Bücher durchlesen, daraus wir zu nützlich Gespräch Anlass genommen." Sein Behagen wurde noch erhöht, als er im Sommer 1626 nach dem Tode des älteren Sebitz das geräumige, schöne Kapitelhaus, der „rote Hof" genannt (jetzt Schuhmachergasse Nr. 1, Ecke des Thomasplatzes), bezog, welches früher von Johannes Sturm bewohnt war und dadurch eine besondere Weihe empfangen hatte.*) Gar anmutig und fast in horazischer Weise schildert er's, als er Kepler zu sich einlädt (Brief vom 23. Februar 1627): „*Est mihi domus ampla satis cum aëre permeante tum et horto amoenissimo: ex qua hypocausta duo, cubiculum unum, cellam culinamque separatam et, quod caput est, animum ad omnia hospitalitatis officia promptissimum offero, si veneris, pactus mercedem, qua nulla mihi pretiosior, alloquium conversationemque tuam quotidianam.*" Und nicht bloss im Hause war er jetzt der Nachfolger Sturms, sondern auch in der akademischen Thätigkeit hatte er dessen Stelle eingenommen. Er stand da als die hervorragendste Lehrkraft und hatte trotz der Gegnerschaft der orthodoxen Predigerpartei massgebenden Einfluss in seiner Fakultät und in Universitätsangelegenheiten.

Aber kaum hatte er die oratorische Professur angetreten, so befiel ihn eine heftige Augenentzündung, welche sich fast Jahr für Jahr wiederholte. Vom September 1626 bis in den April 1627 wütete eine Epidemie in Strassburg, welche im Anfang wöchentlich 100 Menschen hinraffte.**) Mit Beginn des

*) Das Haus ist abgebildet bei Seyboth, d. alte Strassburg, S. 107.

**) Strassburg hatte damals 40000 Einwohner.

folgenden Jahres traf ihn eine schwere Erkrankung, die ihn dem Tode nahe brachte und erst Ende Februar wich, um im Herbst wiederzukehren. Zur selben Zeit herrscht in Folge der verheerenden Kriegszüge schwere Teuerung, er hat mit Schulden und Nahrungssorgen zu kämpfen, die Kinder werden von den Masern befallen, ein sechsjähriges Söhnlein wird ihm durch den Tod genommen. Doch wie er die Anfeindungen seiner Widersacher mit wahrhaft sokratischer Seelenruhe hinnimmt, so erträgt er alle diese Leiden mit wunderbarer Standhaftigkeit, wetteifernd mit seinem Freunde, dem vielgeprüften Lingelsheim, den man den *Cato* seiner Zeit nannte.

Und es sollte noch schlimmer kommen. Hatte bis dahin der Sieg der kaiserlichen Waffen, die Brandschatzungen der Truppen in Verbindung mit den Drohungen katholischer Heisssporne zuerst Niedergeschlagenheit und Bangen hervorgerufen,*) stand doch die Freiheit der Stadt, die Freiheit des Glaubens, für Prediger und Lehrer die ganze Existenz auf dem Spiele, und das ängstliche Bemühen erzeugt, mit dem Kaiser Frieden und gutes Einvernehmen zu bewahren, so treibt jetzt die Not wenigstens einen Teil der Bürgerschaft zu anderen Entschlüssen. Die Frage, ob man mit Gewalt Widerstand leisten solle, wird ernsthaft erwogen. Der städtische Kommissar Reinhard Storck ersucht im Februar 1628 Bernegger um ein Gutachten, ob man sich dem Kaiser, wenn er die Religionsfreiheit antasten wolle, mit den Waffen widersetzen dürfe, und Bernegger, unter Bezugnahme auf viele Aktenstücke, entscheidet sich dafür, die Frage zu bejahen, der Kaiser habe eine Fundamentalbestimmung seiner Wahlkapitulation verletzt, es handle sich dabei nicht allein um die Verteidigung des Glaubens sondern auch der politischen Freiheit. Gleich den Makkabäern und den Niederländern dürfe und müsse Strassburg die heiligsten Güter mit dem Schwerte verteidigen. Doch derartige Äusserungen waren vereinzelt, der grossen Mehrheit schien jeder Widerstand unnütz und gefahrvoll, ruhig und gefügig wurden die Forderungen

*) Im December 1627 schreibt Bernegger an Schickardt: *in hoc publicorum calamitatum iliade privatorum incommodorum quisque facile solemus oblivisci.*

der kaiserlichen Kommissare auf Herausgabe der sequestrierten Güter erörtert und mit gebührender Feierlichkeit wurden sie empfangen, als sie, noch vor Erlass des Restitutionsediktes im Januar 1629 zugleich mit einigen Jesuiten in der Stadt erscheinen, um die Besitzergreifung der Kirchengüter, inbesondere auch des Vermögens von St. Thomas, vorzubereiten. „Wenn das geschieht,“ ruft Bernegger aus, „dann ist's vorbei mit der Akademie, vorbei mit den Professoren“, und er hat nur den traurigen Trost, dass er bereits im Jahre 1621, als es sich um die Verleihung der Universitätsprivilegien handelte, diese schlimme Möglichkeit vorausgesagt habe. In der That würde, wenn es zum äussersten gekommen wäre, Bernegger wohl das erste Opfer gewesen sein. Darum sieht er sich bei Zeiten nach einer Zufluchtsstätte um. Schon im April 1628 hatte ihm Kepler die Aussicht auf eine Professur in Rostock eröffnet, vorausgesetzt dass Wallensteins Glück von Bestand sein würde, der als Beherrscher der Mecklenburger Lande sich den Ruhm eines Beförderers der Wissenschaften ohne Ansehen der Religion zu erwerben trachte. Doch diese Stellung schien Bernegger immerhin bedenklich, sei es dass sein Gewissen sich damit nicht abfinden konnte, sei es dass der zähe Widerstand Stralsunds schon damals das Vertrauen zu jenem „Phaëthon Germaniens“ erschüttert hatte. Jetzt aber bemühte er sich durch Vermittlung des Meursius in Dänemark eine Anstellung zu finden, auch nach Frankreich riet man ihm sich zu wenden, wo er viele einflussreiche Freunde und Gönner hatte. Selbst mitten in Italien wollte er sich getrauen seinen Aufenthalt zu nehmen, „wenn nur dort Patrone für seine Studien, und die Duldung zu finden ist, dass man einen Menschen, der zwar an seiner Religion festhalten, aber niemand Beschwerde und Ärgernis verursachen würde, ertragen könnte. Jedenfalls würde es dort erlaubt sein zu schweigen, und das grausame Verfahren, welches hier die Katholiken einschlagen, würde dort von guten und gebildeten Männern wohl nicht gebilligt werden.“ Vor allem aber bemühte sich Robert Robertin von Paris aus, wo er mit dem dänischen Gesandten Zobel befreundet war, ihm eine Stelle als Hofhistoriograph bei Gustav Adolf zu erwirken, und

Bernegger wäre gern darauf eingegangen und hätte, wenn nicht anders dies Amt, noch lieber aber eine Professur in Schweden angenommen. Indessen erwiesen sich die Verheissungen Zobels als trügerisch und er musste sich schon mit dem Gedanken vertraut machen, vielleicht durch mathematischen Privatunterricht sein Leben zu fristen, denn neun Monate lang wurde ihm in dieser Zeit sein Gehalt vorenthalten; zum Glück verstanden es aber die Strassburger, die Verhandlungen mit den kaiserlichen Kommissarien so lange hinzuziehen, bis das Erscheinen Gustav Adolfs, das schon seit Herbst 1629 erhofft wurde,*) die Gefahr abwandte.

2. EIN LICHTBLICK.

Mit Berneggers Vermögensverhältnissen wurde es freilich auch jetzt nicht besser. Das war bei seiner Selbstlosigkeit und Vertrauensseligkeit kaum anders zu erwarten, zumal er bei aller Sparsamkeit der Haushaltung für seine Bibliothek keine Kosten scheute. Aber sonst brachte das Jahr 1630 eine freundliche Unterbrechung seiner Not. Es war doch wieder Friede im Lande, man konnte auf eine bessere Zukunft hoffen, und er selbst war von Krankheit verschont, wurde dazu durch die Geburt eines Töchterchens beglückt und genoss die besondere Freude, für die Tochter seines lieben Kepler, Susanna, die sich bis dahin im Stift zu Durlach aufgehalten hatte und sich nun mit Jac. Bartsch, einem früheren Schüler von ihm, vermählen sollte, an Vaters Statt die Hochzeit auszurichten. Durch die Teilnahme der Universität und der städtischen Behörden an dem Feste, durch das stolze Bewusstsein, dass allein seine hingebende Bemühung das Glück des Paares geschaffen habe, ward ihm der 2. März zum Ehrentage.

Wie ein Sonnenblick in langen, trüben Regentagen wirkt der Bericht über das Fest, den er dem fernen Freunde nach

*) Opitz schreibt den 29. October 1629 an Lingelsheim: *Polonorum turpes cum Sueco induciae regem fortissimum ad majora incitabunt.*

Sagan sendet: „Glück, Heil und Segen von Gott!“ hebt er feierlich an. „Endlich eilen zu Dir, Du grosser Mann, und vertrauen sich heute der Reise an unsere Neuvermählten, Schwiegersohn und Tochter . . . Ich wollte sie nicht ohne einige Zeilen an Dich entlassen, um Dich wenigstens des glücklichsten Verlaufes der Hochzeitsfeier zu vergewissern. Manches Hindernis hatte zwar des Schicksals mürrische Güte in den Weg geworfen,*) doch nun ist nach unserem Wunsche heute vor zehn Tagen in der Hauptkirche nach christlichem Brauche in glücklicher Verheissung zwischen den Deinen der Bund der Ehe geschlossen worden. Dem Bräutigam stand an Vaters Stelle der Rector Magnificus Herr Kaspar Bitsch zur Seite und ausserdem Herr Melchior Sebitz, unter dessen Vorsitz in grosser, auserlesener Versammlung er am Morgen desselben Tages mit dem medizinischen Doktorhute geschmückt wurde, und ferner Herr Isaac Malleolus, zu dessen Stellvertreter oder selbstverständlichem Nachfolger in der mathematischen Professur er schon im vorigen Monat durch Senatsbeschluss bestimmt worden ist, und endlich sein Bruder Friedrich. Ich habe, wie Du befohlen, Deine Stelle so gut es ging, eingenommen, unterstützt von Deinem lieben Bruder Christoph und Deinem Sohne Ludwig. Der Braut waren Zier und Schutz Deine Schwester und Deine Gevatterin, Herrn Marchtrenchers Ehgemahl. Denn die meine, welche Du ebenfalls zur Brautfrau gewünscht hast, konnte das nicht sein, da wir kürzlich unser zweites Töchterchen bekommen haben, zu deren feierlicher, christlicher Taufe ich als Zeugen und Gevattern Braut und Bräutigam gerade an ihrem Hochzeitstage heranzog (also Doktorpromotion, Kindtaufe und Hochzeit an einem Tage!), um durch dieses heilige Band unsere Freundschaft noch enger zu verknüpfen und dem neuen Ehebunde ein glückliches Omen zu bereiten. Auch das übrige Geleite des Festzuges bestand aus den erlesensten Leuten aller Stände und der Blüte der ganzen Bürgerschaft,

*) Die Vorgeschichte der Heirat hat Reifferscheid a. a. O. zu 322, 29 zusammengestellt.

sodass die Strassen, die wir durchzogen, überall von Menschen wimmelten, die zusammenströmten sich das seltene Schauspiel anzusehen. Diese Ehre galt aber besonders Dir, den man gar zu gern persönlich geschaut hätte und nun wenigstens in Deinen Anverwandten und Ebenbildern betrachten wollte, der bräutlichen Tochter, die im Geleite der Frauen wie der Mond unter den Sternen erstrahlte, Deinem Bruder, Deiner Schwester, Deinem Sohne, die einer dem andern von der gaffenden Menge mit Hand und Mund bezeichnete. Nach der heiligen Handlung empfing uns ein Festmahl, für die Zeitlage stattlich hergerichtet, zu welchem der hohe Rat der Stadt zwei Fässer edleren Weines verehrt hatte, und in der grossen Versammlung vornehmster Gäste fehlte nichts zur Heiterkeit als die Musik, der schon lange von der Obrigkeit Schweigen geboten worden ist, damit wir es nicht dem Hannibal gleich thun, und während andere das allgemeine Unglück beweinen, allein lachen mögen."

Es war ein heller Freudentag für den vielgeprüften Mann. Doch bald zog sich wieder trüb Gewölk zusammen. Gegen Ende des Jahres, am 15./25. November erhielt er durch Schickardt die erschütternde Kunde von dem am 5./15. November in Regensburg erfolgten Tode Keplers. Wie schwer ihn dieser Schlag getroffen, darüber ist nirgends eine Äusserung vorhanden, nur aus dem Umstande, dass er in jenen Tagen die notwendigen Briefe durch seinen Sohn schreiben liess, kann man's ermessen. Arbeit und Sorgen liessen ihn noch am ehesten den Schmerz verwinden: einerseits nahm ihn die Drucklegung des Justinus und der Privatunterricht, welchen er dem englischen Baron Basilius Filding erteilte, sehr in Anspruch, andrerseits hatte er eine Menge oft ärgerlicher Rektoratsgeschäfte zu erledigen und mancherlei Unordnung abzustellen.*) Im folgenden Frühjahr schuf ihm der

*) So heisst es z. B. im Senatsprotokoll vom 4. März 1631: „*Protocollum Academicum* habe sich under den Herrn Professoribus und deren vielfältigen *manuscriptis* verloren. Man wisse nicht, bey wehme es verlegt sein müsse, währe nutz und nothwendig einen gewissen *locum pro archivo et armario* zue bestimmen, da-

Tod eines Schwagers Leid und Last und bald hatte er Sorg' und Mühe, Keplers Sohn Ludwig, der in Basel und Strassburg leichtsinnig gewirtschaftet hatte, vom Schuldturme zu retten. Dazu kamen die bitteren Anfeindungen seiner Kollegen (vergl. oben S. 201 ff.), und am Schlusse des Jahres zwang ihn wieder eine heftige Augenentzündung über einen Monat zur Unthätigkeit. Auch das Verhalten der Studenten gab zu Klagen Anlass.

3. KASPAR BERNEGGER UND DIE BUCHDRUCKEREI.

Dazu kam noch andre Not.

Um bei dem grossen und auf lange Jahre angelegten Unternehmen der Schulausgaben lateinischer und griechischer Historiker nicht mehr von der Laune und dem Eigennutze der Buchdrucker abhängig zu sein, die ihn mit seiner hoffnungsvollen Vielgeschäftigkeit in Druckangelegenheiten schon manchmal in arge Verlegenheit gebracht hatten, fasste er im Mai 1631 den kühnen Entschluss die Wyriot'sche Druckerei und zwar „um ein gering Geld", wie er behauptete, käuflich an sich zu bringen und in seine Behausung zu verlegen. Doch so vorteilhaft dieser Schritt für die Drucklegung der Klassiker war, bei seinen knappen und häufig ganz stockenden Einnahmen — die Hoffnung *alienis sumptibus*, besonders durch Aufträge der Elzevirs das Geschäft in Gang zu halten, ging nicht in Erfüllung — und bei seiner Gutmütigkeit geriet er finanziell in eine bedenkliche Lage und nur die Unterstützung einiger vornehmer Gönner, die früher seine Schüler gewesen waren, und die Zuwendungen schwedischer und französischer Diplomaten, um die er sich in zuweilen recht kläglichen Bettelbriefen bemühte, vermochten das Unternehmen

hin allweg solch protokoll und *rationes* Acad. verwarlich könnte gelegt werden." Aus diesem Vorkommnis sind vielleicht die vielen starken Ungenauigkeiten des jetzt vorhandenen Protokolles zu erklären, das z. B. Professoren noch in der Präsenzliste aufführt, welche längst gestorben waren.

über Wasser zu halten. Die Hauptausgabe, ja fast die einzige, verursachte übrigens das Papier; denn Arbeitslöhne drückten ihn nicht weiter: es fanden sich immer Studenten bereit, gegen freie Kost als Setzer und Drucker zu schaffen;*) und vor allen sollte sein ältester Sohn Kaspar, der nachmalige Ammeister Strassburgs, dabei thätig sein und in diesem Berufe „ins künftig sein ehrlich Auskommen haben“.

Derselbe, geboren 1612, hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre das Gymnasium besucht; doch da in der Secunda, in welche er versetzt war, Dialektik und Rhetorik nach dem von einem „Schinder der Geister“ bearbeiteten Lehrbuch gegeben wurde, „die Dialektik so dunkel, dass sie die Lehrer selbst nicht verstanden,“ da auch der lateinische Unterricht in verkehrter Weise erteilt wurde und die Disziplin mangelhaft war, so hatte der Vater ihn nach Marburg geschickt, wo er unter der Aufsicht des strengen Lutheraners aber einsichtsvollen Pädagogen Meno Hanneken solche Fortschritte machte, dass er schon nach Jahresfrist zu den „*publicas lectiones* an der Strassburger Universität admittieret“ wurde. Zwar sollte er eigentlich die Universität Genf beziehen, um dann vielleicht nach Tübingen oder nach Paris zu gehen, doch diese schönen Aussichten scheiterten an den schlimmen äusseren Verhältnissen, er musste daheim bleiben. Obwohl er nun ein braver, stiller, gewissenhafter und williger Mensch war, so war der Verkehr mit den Studenten, welche durch die Druckerei in Berneggers Haus kamen, und zum Ärger der Hausfrau, zum Gerede der Nachbaren mancherlei Unordnung veranlassten, von üblem Einfluss auf ihn. Kurz, eines Tages „ist Kaspar durch einen meiner Herren Convictores zu einem übrigen Trunk gleichsam gezwungen worden“; heimgekommen, wird er von der Mutter ausgescholten; in Folge dessen verlässt er sofort heimlich das Haus und lässt wochenlang nichts von sich hören zur grössten Sorge seines Vaters, der schon fürchtete, „er möchte

*) Solche Verbindung von Buchdruckerthätigkeit und Gelehrtentum findet sich damals noch sehr häufig, selbst Gelehrte in angesehenen Stellungen rechnen mit der Aussicht in eine Buchdruckerei einzutreten.

ihm selbsten (*abominor dicere*) ein leid haben angethan, weil er ohne dass etwas kleinmütig und zur *melancholia* geneigt.“ Fast ein Monat verging, bis der Sohn seine Eltern von ihrer Angst befreite. Aus Paris schrieb er ihnen nämlich, dass er hier seinen früheren Privatlehrer Balthasar Venator getroffen habe, von demselben freundlich aufgenommen und vornehmen Familien empfohlen worden sei. In der That wurde er von dem mit Bernegger befreundeten Diplomaten Joh. Hotoman als Privatsekretär angenommen und erwarb sich in dieser Stellung im Laufe mehrerer Jahre solche diplomatische Fähigkeiten, dass er später von seiner Vaterstadt mit Staatsgeschäften betraut und bald förmlich zum Geschäftsträger der Stadt am französischen Hofe ernannt wurde. Das war damals der wichtigste und verantwortungsvollste Posten in der Strassburger Regierung und die grosse Reihe der Berichte und Aktenstücke von der Hand Kaspar Berneggers besonders aus den Jahren 1639 bis 1645, welche noch jetzt im Strassburger Stadtarchiv liegen, zeugen von dessen umsichtiger Thätigkeit. Dieselbe wurde auch von der Stadt anerkannt; denn von Stufe zu Stufe steigend, wurde er schliesslich zur höchsten Würde des Ammeisters erhoben. So machte ein unbesonnener Jugendstreich einen angehenden Buchdrucker zu einem hohen Diplomaten.*)

Von Paris aus konnte er auch dem Vater auf mancherlei Weise förderlich sein. Es gelang ihm durch Marescots Vermittlung ein französisches Druckprivileg für die Historiker-Ausgaben zu erwirken und des Vaters Stellung gegen alle Feindseligkeiten zu sichern und zu verbessern.

Viel war freilich für diesen damit nicht gewonnen. Weder vom Kaiser noch von Schweden konnte man ein Druckprivileg erhalten. Erst nach Jahren ward ihm wegen seiner Lobrede auf Gustav Adolf auf die Fürsprache eines früheren Convictoren ein „vortreffliches und recht fürstliches *praesent* von 100 spanischen *Duplonen* zu behelf und fortsetzung der

*) Vergl. Geistliche Regentenschul (Titel der Leichenrede auf Joh. Kasp. Bernegger) von Joh. Theob. Heinrici. Strassburg 1675.

vorhabenden *laborum* und insunderheit der *edition* des *Taciti cum commentariis*“ von Oxenstierna zu Teil, während der Panegyricus auf Ludwig XIII. ihm nur eine goldene Schaumünze und ein Ehrendiplom eingebracht hatte. Mit welcher Zähigkeit und Zuversichtlichkeit er auch alle Schwierigkeiten zu überwinden suchte,*) die ob der Konkurrenz erbosten Buchdrucker und Buchhändler schufen ihm viele Widerwärtigkeiten und peinliche Verlegenheiten. Und als die Not ihn zwang einen Teil seiner Bibliothek der Stadt zum Verkauf anzubieten, musste er zuvor Wehrschaft leisten, dass die Bücher nicht etwa schon „andern versetzt oder auch noch nit alle bezahlt seien“, und nahm diese Gelegenheit wahr dem Bibliothekar Prof. Dorsche gegenüber sich offen und scharf über diese Dinge auszusprechen. „Nun ist zwar nit ohn“, sagt er,**)

*) Von Chr. Forstners' *epistula de comitiis Ratisbonensibus,* welche er auf seine Kosten drucken liess, konnte er *propter conspirationem bibliopolarum et typographorum* nicht ein einziges Exemplar verkaufen. Vergl. ausser dem, was Reifferscheid S. 897 und anderswo veröffentlicht hat, auch einen Brief an Robert Königsmann (1633), der eine Unterstützung von Lord Filding erwirken sollte. Es heisst darin: . . . Volgendes schreib ich darumb teutsch, weil ich es dess Herren discretion anheimstelle, ob ers verschweigen will oder verdolmetschen: Niemand weis u. versteht besser als der Herr meine gute intention mit gekauffter trukherei u. guter autoren angefangener edition. Daran werde ich aber merklich verhindert nit allein weil die Buchhändler mir allerhand Spring machen sondern auch weil es mir bei dieser schweren Zeit und ausbleibender meiner Besoldung an notwendigem Verlag mangeln will . . . Denn ich sovil spur dz mirs unmöglich ohne Verlag fortzukommen. Wann nur dz fundament gelegt und der Anfang recht gemacht were, zweifel ich nit, es wurde vol. Deo wol fortgehn. *Talia facilius crescunt quam incipiunt: nec minus typographia quam bellum se ipsum alere potest.* Curtius ist yzt *ad prelum* fertig. Anstatt kostgeldes weisst Lucius mir bei Herren Lukh, designirtem Amptmann zu Stauffenberg, (dessen numismatische Thätigkeit öfters gerühmt wird) die alten *numismata* an, soviel deren *ad illustrandum Suetonium* dienstlich, in welchem *autore* ich langsam fortfahr, nur aus mangl Verlags, so all meine gute intention zuruckh schlegt.

**) Abgedruckt bei Reifferscheid zu 303, 43.

„dass ich bei meinem neunundzwanzigjährigen Dienst, bei der *sterili cathedra*, nit allein nichts ersparen künnen, sondern zum theil auch mein eigen *patrimonium* einbiessen, iezuweilen auch, sonderlich bei disen letzten bösen jahren bei so lang ausbleibender besoldung und unverhoffter abschlagung anderer hülf, geld aufnemmen müssen: ich hab aber durch einkommene etlich alte schuld von kostgengern mich also Gottlob herausgewirkht, dass ich nun ein geraume Zeit her keinem einzigen Menschen mit schuld verhafft bin. Mit den büchern hab ich nun in die dreissig Jahr mein Gelübd gehalten, dass ich mir keins in mein haus getragen, es sei denn vorher bezahlt".

Ob die hier gegebene Darstellung seiner Vermögensverhältnisse der Wirklichkeit entsprach, ob er insbesondere ein Recht hatte sich zu rühmen, dass er „eine geraume Zeit her" keinem Menschen etwas schuldig war, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war er nach einem halben Jahre schon wieder in Not. Was die Herausgabe des Curtius ihm eingebracht, schreibt er im Februar 1638, „ist draufgegangen für Papier, Schriften, Farben und andere *praeparatoria*", darum möchte er gern 200—300 Rthl. aufnehmen. Und wenn ihm nicht dann und wann, zuweilen unverhofft in höchster Not, Spenden dankbarer Schüler zugeflossen wären, so würde er sich schwerlich haben über Wasser halten können.

4. VEREITELTE HOFFNUNGEN.

Im Herbste 1633 wütete in Strassburg wiederum eine furchtbare Epidemie, die in manchen Wochen über dreihundert Menschen dahinraffte und über das Jahr hinaus anhielt. Viele flüchteten voller Verzweiflung, Bernegger aber hielt sein Gottvertrauen aufrecht: unbeirrt und ohne Vorsichtsmassregeln nahm er tagtäglich an den Leichenbegängnissen teil. Seine Zuversichtlichkeit teilte sich auch seinen Hausgenossen mit, sodass seine Convictores bei ihm verblieben und sich bei Tisch durch die heiteren und belehrenden Vorträge ihres Professors die Sorgen verscheuchen liessen. Und wenn vom Sohne oder

von Freunden Briefe ankamen, war die Freude gross, zumal manche eine bessere Zukunft in sichere Aussicht stellten.

Vor allem bemühte sich Lingelsheim, der nach den schwedischen Siegen wieder in sein altes Dienstverhältnis an den Pfälzer Hof zurückgekehrt war, seinen Freund und „Bruder“ Bernegger an die sofort wieder aufgerichtete Heidelberger Hochschule zu ziehen. Schon im Oktober stellt er ihm seine Berufung in Aussicht und hat ihm bereits ein Haus in seiner Nachbarschaft als Wohnung besorgt. Doch zunächst ist Frau Bernegger dagegen. Um deren Widerstand zu überwinden, wendet sich Bernegger an seinen Sohn Kaspar in Paris, dessen Ansicht will er sich unterordnen. Und seine Berechnung trifft zu. Da Kaspar die Übersiedelung billigt und nur noch einige Zeit zu warten rät, bis die Zustände in der Pfalz sich mehr geordnet hätten, so ändert auch die Frau ihren Sinn und hat nur noch Bedenken, ob ihr im calvinistischen Lande Gewissensfreiheit gewährleistet werde, und Bernegger selbst wünscht statt der Professur der Beredsamkeit, für welche des Fürsten persönlicher Wunsch ihn ausersehen hatte, die historische zu erhalten, während er für jene den früheren Heidelberger Professor Konrad Schoppius vorschlägt. Allen Wünschen und Bedenken Berneggers und der Seinen wird in Heidelberg aufs zuvorkommendste Rechnung getragen, und da die Universität Ostern 1634 wieder eröffnet werden soll, wird sein Lehrstuhl bis zum Herbst frei gelassen. Unterdessen wird Frau Bernegger, *instincta vicinae nostrae, sapienticulae medici uxoris, suggestionibus,* wieder anderen Sinnes, und er bittet nun den französischen Gesandten Melchior de l'Isle um Rat. Der meint, Bernegger müsse auch gegen den Willen seiner Frau thun, was ihm das zweckmässigste scheine, und dem Rufe nach Heidelberg Folge leisten, nur rate auch er zu warten, bis die Lage in der Pfalz sicherer wäre. Aber wie sehr er selbst wünscht aus Strassburg herauszukommen, wie zuversichtlich und freudig die Heidelberger ihn als den ihrigen zu begrüssen hoffen, er kann zu keinem Entschluss kommen, bis endlich die Einnahme von Regensburg und vor allem die Nördlinger Schlacht allen diesen Plänen ein jähes

Ende bereitete. Schon am Tage nach der Schlacht schreibt er an Lingelsheim, sein Sohn widerrate jetzt der Übersiedlung, *quod labentibus et ut earum facies est, ad Gallum inclinantibus rebus nullibi tutiores nos fore quam in hac urbe crederet.* So hatte Zaudern und Unschlüssigkeit ihn gerettet und es ihm ermöglicht, seinerseits dem vertriebenen Freunde wiederum ein Obdach anzubieten, während andere wie Schoppius in die grösste Not gerieten.

Trotzdem war Berneggers Stellung nach wie vor recht gefährdet und würde unhaltbar geworden sein, wenn nicht unterdessen sein Sohn Kaspar aus Paris zurückgekehrt und ihm eine Stütze gewesen wäre. Unter solchen Umständen sah er immer wieder nach einer Gelegenheit aus, anderswo eine bessere Professur zu erlangen. Doch weder die Bemühungen des Grotius und des Vossius ihm in den Niederlanden einen Lehrstuhl zu verschaffen, noch die Bestrebungen der Tübinger Freunde ihn an die Stelle des am 23. Oktober 1635 verstorbenen Schickardt zu bringen führten zum Ziel. Er sollte in Strassburg seine Tage beschliessen und dabei noch in eine sonderbare Fährlichkeit geraten.

5. GEFÄHRLICHER BRIEFWECHSEL.

Von vornherein hatte er als „*vir* πολιτικώτατος“ ein lebhaftes Interesse für alle politischen Tagesfragen, und da seine eigene Existenz davon abhing, so verfolgte er die politischen Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei seinen weitverzweigten Verbindungen mit Männern, die im Vordergrunde des öffentlichen Lebens standen, und seinem durch historische Studien geschärften Blick war er im Stande anderen zuverlässige und wichtige Nachrichten zu geben. Jetzt konnte er seinem Sohne und seinen Freunden Freinsheim und Lingelsheim dadurch auch viel nützen. So ward er unbewusst zu einem förmlichen politischen Korrespondenten. Am 16. Dezember 1633 teilt er Lingelsheim mit,*) es sei auf

*) Vergl. *Epistularis commercii M. Berneggeri cum viris eruditione claris fasciculus secundus.* Argent. 1670, S. 55 und Reifferscheid S. 917.

des Königs Befehl kürzlich eine Schnelläuferpost zwischen Frankfurt und Metz eingerichtet, so dass jetzt binnen zehn Tagen Briefe von Paris nach Strassburg und umgekehrt gehen können, dann entschuldigt er sich, dass er über politische Angelegenheiten, weil er nicht eifrig danach spüre, kaum etwas erfahren könne, was nicht bereits in aller Munde wäre, und bringt dabei doch wichtige Nachrichten. „Die französischen Truppen sollen in der Nähe sein und halten unsre Leute in gespannter Erwartung, ob sie unseren Feinden oder unserer Freiheit mehr schaden werden. Jedenfalls ist sehr zu befürchten, dass sie das Pfaffentum, die haupsächlichste, wenn nicht einzige Gefahr für unsere Existenz, wiederherstellen werden. Durch seine Begünstigung derselben hat der französische Gesandte (Melchior de l'Isle) sich bei unseren Leuten bereits viel Feinde gemacht. Aber der, glaube ich, weiss besser, was er zu thun hat, und führt nur seines Königs Befehle aus. Vielleicht gehen auch die unsrigen zu weit. Henot wenigstens (einen französischen Diplomaten), wenn es wahr ist, was er mir selbst erzählt hat, haben sie schmählich behandelt.“ Ähnliche Mitteilungen über die Bewegungen des französischen Heeres und die Stimmung in Strassburg macht er Lingelsheim noch öfters, mehr aber schreibt er darüber an seinen Sohn und an Freinsheim, der bei Marescot in Metz als Sekretär beschäftigt war. Und Marescot wäre ein schlechter Diplomat gewesen, wenn er nicht die günstige Gelegenheit benutzt hätte, auch direkte Mitteilungen von dem arglosen Gelehrten zu erhalten. Unter dem Vorgeben, als interessiere er sich für elsässische Geschichte, ersucht er ihn zunächst darauf bezügliche Bücher ihm zu senden, und Bernegger fügt gleich einige Neuigkeiten über die Verhältnisse in Strassburg und um Breisach bei, die er nur aus den leitenden Kreisen empfangen haben konnte.

So sind seine Briefe an Freinsheim aus dem Jahre 1635 regelrechte politische Korrespondenzen und machen ihn förmlich zu einem Agenten Frankreichs. Am 13. April meldet er: „Die Stellung Melchiors de l'Isle in Strassburg soll erschüttert sein, das wäre sehr bedauerlich, zumal wenn ein so unfähiger, junger Mensch wie der, von dem man hier spricht, sein

Nachfolger würde, da wäre der französische Hof über die hiesige Stimmung übel unterrichtet." Die Abberufung unterblieb auch, trotzdem de l'Isle nach Berneggers Bericht sich bald durch seine Übergriffe missliebig machte. Besonders ausführlich teilt er mit, wie man in Strassburg über den Prager Frieden denkt. „Gallas verlangt die Annahme desselben und droht mit allen Schrecken der Belagerung. Aber die französische Partei setzt ihre Hoffnung auf Gott und den grossen König, der fortfahren wird, der Übermacht der Tyrannen Zügel anzulegen, und während die Regierung sich ins tiefste Geheimnis hüllt, toben die *demagogi (quod permagni hic momenti est)* und die Volksmasse gegen jede Unterhandlung. Auch ist Kaspar Bernegger schon nach Paris geschickt, um französische Hilfe herbeizuholen, doch Eile thut not. Ein *Badensis hypobolimaeus* wühlt eifrig in der Stadt für Versöhnung mit den Pfaffen und ein Ratsherr soll schon zu den Kaiserlichen nach Heilbronn abgereist sein, um zu verhandeln", doch ist Bernegger überzeugt, dass nichts geschehen wird, was den König aus einem Freunde und Schutzherrn zum Feinde machen könnte. „Übrigens," fährt er fort, „gehen unsere jungen Leute mit grosser Lust nach Frankreich". „Am 12. August ist auch ein französischer Gesandter *sane perquam opportuno tempore* angekommen, er wird durch die Autorität seines grossen Königs mit leichter Mühe alle Umtriebe zu Schanden machen, welche *calliditas Iberica ad hanc urbem operibus Aquilii jungendam et in insidiosa pacis Saxonicae retia pertrahendam moliebatur.* Schon hat der sogenannte Lutherische Jesuit (Hoë) hierher ein Gratulationsgedicht wegen des Friedens geschickt, doch hat er sich dadurch bei allen rechtschaffenen Leuten *infam* gemacht. Selbst unsere Theologen sind auf ihn erbittert. Auch geht das Gerücht, dass selbst der Sachse, *lecto catalogo ad mortem ab Aquilio destinatorum*, auf Abfall von seinem Frieden sinne." Im folgenden Briefe an Freinsheim teilt er genau mit, unter welchen Bedingungen die Kaiserlichen dem als Flüchtling in Strassburg weilenden Herzog Eberhard III. die Regierung Würtembergs wieder zugestehen wollen, und wie die Strass-

burger die Verhandlungen mit ihnen verschleppen, um Zeit zu gewinnen. Ein andermal wird der frühere schwedische Agent Josias Glaser der französischen Regierung empfohlen. Derselbe will „über alle Vorgänge in unserer Stadt, die zu kennen dem Könige von Wert sind, genau berichten, und niemand ist hier, der über die deutschen Angelegenheiten, die ihm von allen Seiten durch die Briefe seiner Freunde bekannt werden, so gut wie er aufklären könnte.“ Solche Mitteilungen mussten den französischen Staatsmännern sehr erwünscht sein.

Doch das Sprichwort von dem Kruge, der zu Wasser geht, sollte sich auch hier bewähren. Am 4. Oktober 1635 schrieb er an Freinsheim einen Brief, in dem es heisst: „Rings umlagern uns des Gallas Truppen, jedoch noch nicht in feindseliger Weise, wohl aber drängen sie unsere Leute den sächsischen Frieden anzunehmen. Wir suchen sie immer hinzuhalten, noch nicht wie andere in die äusserste Not gebracht, in der Hoffnung, dass inzwischen vom Könige oder vom Herzoge von Weimar uns irgend welche Hilfe komme. Diesen beiden sind die unsrigen sehr geneigt und wünschen nur das eine, dass sie sich beeilen und uns von der Notwendigkeit befreien, jenen schmachvollen Frieden anzunehmen“.*) Dieser Brief fiel den Kaiserlichen in die Hände, und was nun geschah, wird im Protokolle der philosophischen Fakultät

*) Der ganze Brief ist bei Reifferscheid S. 928 abgedruckt, ebenso was sonst in Berneggers Briefen über den Verlauf der Angelegenheit mitgeteilt wird. Die Sache kam auch vor die Herren Einundzwanziger zur Verhandlung. In deren Protokolle vom 14. Dezember heisst es: „Grav Gallas (der damals um Zabern stand) communiciert MH. ein lateinisch schreiben, so von hier abgegangen, erbiett sich zu Hinachschickung des originals, remonstrirt damit, wie diejenigen so von MH. dependiren gegen der Kaiserl. Maj. und dem heyl. Reich affectionirt seyen, auch wz sie von dem frieden halten. Erkandt: die Verordneten Hh. sollen bedenkhen, wz den Gallassischen abgeordneten zu antworten, wie der author zu erkundigen sei und wer sich ein Trinkhgelt verdient haben möchte. 19. Dec. Grav Mathias von Gallas schreibt, der author des intercipirten lateinischen schreibens seye H. Mathias Bernegger, wz MH. darauff verfügen werden, stehe an seinem orth, dz werk werde künfftig den meister loben.“

(vom 4. Jan. 1636) folgendermassen dargestellt: „Es hat H. Berneggerus ein schreiben an Freinhemium in Frankreich abgehen lassen, doch ohne subscription und pittschaft, darinnen er den Sächsischen frieden *pacem pudendam* soll genennet haben. Dieses schreiben ist von den Kaiserlichen Soldaten aufgefangen und dem Wesselio, Generalfeldtdirectori eingehändigt worden, der dann die Hand, weil er vor diesem H. Berneggeri *discipulus* gewesen ist, alsobald gekannt hat. Darauf ist ein schreiben vom General Gallas an hiesigen Magistrat kommen. Man solle solchen Mann strafen, sonsten müsse er hieraus spüren, dass die Stadt es mit dem Frieden fälschlich meine. Ist hierauf Berneggero geboten worden, dass er sich solle bis auf weiteren bescheidt zu Hause halten.“ Der gute Mann schwebte in grosser Angst und dachte schon daran, heimlich nach Schaffhausen oder Basel zu entweichen. Doch es rettete ihn die Fürsprache Wessels, die er, in geradezu kindlicher Weise den Sachverhalt beschönigend, in einem langen Briefe anflehte. In Folge derselben „begehrte dess H. Berneggers halben Ihre Exc. der Kaiserl. General-Lieutenant: man wolle in ihn seines schreibens halber weiter nicht setzen sondern ihn dess arests erlassen und ihme sagen, dz er sich dergleichen correspondentzen ins künftig zu enthalten.“ Wusste er doch, wie es im Protokoll der Dreizehner vom 22. Jan. 1636 heisst, „dz bey einem so weitläuffigen Regiment allerhand leut von underschiedlichen humoren gefunden werden, da einer sein affection dahin, ein andrer dorthin trage, zumal da ihm bekannt sei, wie unverschambt die franzosen seyn, welch gestalt der Cardinal Richelieu bisher gesucht die gemüther zu corrumpiren und auf ihr seitt zu bringen.“ Darum wolle er nicht „einen oder den anderen anklagen oder dahin bringen, dz er etwa aus dem Rat möchte verstossen oder sonsten übel angesehen werden,“ sondern „er sehe auf dz Hauptwerkh und dasjenige, wessen sich ein löbliger Magistrat *in universo* erklären werde.“ So blieb die Sache mit dem Hausarrest und einer Mahnung erledigt und das drohende Unheil ward ihm zu einer erwünschten Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit. Denn wegen des Hausarrests von den Vorlesungen ent-

bunden, konnte er sich wochenlang ausschliesslich seinem Tacitus widmen, sodass er mit schwerem Herzen aus dem *jucundissimo carcere et suavissimo Musarum consortio ad pistrinum ingratissimarum occupationum* zurückkehrte.

6. AD VESPERAM ET OCCASUM.

Doch durfte er sich den grössten Teil des Jahres 1636 verhältnismässigen Wohlseins und Behagens erfreuen. „Ich mit allen den Meinigen," schreibt er im Juli, „bin seit längerer Zeit in glücklichem Wohlbefinden. An meinen Kindern sehe ich nichts, dessen ich mich zu schämen oder zu betrüben hätte, sie sind alle gut angelegt, thun ihre Schuldigkeit und entsprechen den Wünschen ihrer Eltern über die Massen". Und später sagt er von ihnen: „Sollte mich Gott vor vollendung dieses Werkhs (der grossen Tacitus-Ausgabe) nach seinem gnädigen willen abfordern, weis ich meine Kinder und angehörige also gesinnt, dass sie lieber ihr Eigentum verkaufen als verstatten würden dz von meinetwegen jemand umb einen heller betrogen würde". Sein ältester Sohn Kaspar war jetzt im Alter von vierundzwanzig Jahren schon mit wichtigen diplomatischen Sendungen betraut, sollte bald Vorsteher der städtischen Kanzlei werden und sich (1638) durch Vermählung mit der Wittwe eines Herrn von Türkheim den angesehensten Familien der Stadt einreihen. Elisabeth, des Vaters Herzblättchen, war die Verlobte seines lieben Johannes Freinsheim, und als dieser zu seiner Freude Anfang 1637 wieder nach Strassburg zurückkehrte, wurde Hochzeit gehalten. Den elfjährigen Tobias hoffte er zu seinem Freunde Chr. Forstner nach Mömpelgard zu schicken, damit er dort französisch lerne; und die beiden kleineren erheiterten mit ihrer frohen Lust Herz und Haus. Emsig wurde unter Beihilfe von Studenten an Curtius und Tacitus gearbeitet und freundliche Zuwendungen dankbarer Schüler halfen zuweilen unverhofft über die schwerste Not hinweg. Auch Herzog Bernhard von Weimar hatte kurz vor seinem Tode, der zur grossen Trauer Berneggers am 8/18. Juli 1639 „früe umb 7 Uhr zu

Neuburg am Rhein nach dreitägiger Krankheit an *febris pedechialis* erfolgte,*) hundert spanische Dublonen bewilligt.

Aber auch manches Böse hatte er noch zu ertragen. Als im Oktober 1636 sein Freund und Nachbar Cluten starb, dem man nach seinem Prozesse (vergl. S. 203) doch verstattet hatte in Strassburg zu bleiben, entstanden ihm durch die Vormundschaft und Fürsorge für den Nachlass nicht nur viele Mühen sondern auch schlimme Verläumdungen. Der Tod von Keplers Schwiegersohn und der Leichtsinn des jungen Grotius, für den er sich verbürgt hatte, verursachten ihm Kummer und Verluste, die „überaus elende" Zeit lastete schwer und mit ihm selbst ging es allgemach bergab. Seit Oktober 1636 ist er wieder durch die Gicht ans Bett gefesselt und erst im Mai 1637 „*ex tripode* zu einem *bipes* geworden und seinem *museo* wieder gegeben". Doch schon im folgenden Monate fühlt er, wie es „mit Riesenschritten mit ihm dem Abend zueilt", er ordnet seine Briefe, bestellt sein Haus und hält Einkehr bei sich selbst. Er glaubt, dass „durch die Betrachtung und Erforschung der Werke Gottes der Ruhm seines göttlichen Namens viel mehr verherrlicht werde als durch die *spinosas et futiles quaestiunculas*, von denen der Akademien Katheder erschallen". Er weiss, „dass er sich nie geschämt hat, selbst von einem Kinde und dem niedrigsten Mitmenschen eine Belehrung anzunehmen". Während sein Sohn Kaspar Hochzeit hält, korrigiert er auf dem Krankenlager mit matter Hand die Druckbogen des Tacitus und teilt einem Freunde seine meteorologische Beobachtungen und Ansichten mit. Dass aber mit ihm „alles *ad vesperam et occasum* gehet", erkennt er daraus, dass „ihm die früher verhasste *desidia* jetzt *longo decubitu* lieb und vertraut werden will" (10. März 1639). Doch fast noch ein Jahr muss er leiden, mit wunderbarer Frische und Regsamkeit des Geistes auf alles achtend, für alles sorgend, bis er am 5. Februar 1640, Mittags um halb elf Uhr, erlöst wurde.**)

*) Brief Berneggers vom 25. Juli 1639.

**) Vergl. das *Programma* des Rektors Joh. Rebhan vom 8. Februar („6 Iduum Februar."): „diem extremum *nudius tertius*,

Von seinem Ableben berichtet in würdigster Weise das Protokoll der philosophischen Fakultät: „5. Febr. *Obiit cl. Dn. Berneggerus, magnum lumen Academiae nostrae totiusque Germaniae, media undecima meridiana.*" Auch der Senat nimmt, was sonst nicht der Fall ist, Akt von dem Ereignis: „Hr. M. Matthias Bernegger," heisst es in der Sitzung vom 21. Februar, „weyl er in Gott selig entschlaffen, soll Ihme *pp. merita* Von Herrn M. Boeclero parentirt werden." Das Leichenbegängnis fand am 8. Februar statt. Zu demselben lud der Rektor Joh. Rebhan die Universität in einem *Programma* ein, das an tönendem Wortschwall Unglaubliches leistet und offenbart, in wie wunderlicher Weise jene Zeit die Tiefe der Empfindung, die Grösse des Schmerzes ausdrückte. „*Vitae personam deposuit,*" ruft er aus, „*heu! abiit de hac luce de hoc seculo, ex his turbis et colluvionibus, in coelum, in aeternam beatitudinem demigravit, avolavit, ad Divinum illud Angelorum Sanctorumque omnium concilium et coetum penetravit. Eheu! quomodo dicam pro acerbitate fati, cum ex vero indicanda tum ex solatio dulcoranda? obdormivit cum Patribus suis, complevit dies suos, decessit, congregatus est ad populum suum, obdormivit, accidit ipsi aliquid humanitus, contigit ipsi aliquid humanum, dulci functus est officio etc. Sic enim non tantum Sacri Commentarii, verum etiam in indigesta illa Digestorum Juris et Codicis mole Icti et Impp. Veteres* (Rebhan war Jurist), *dictatoriam mortalitatis legem ejusque rigorem et duritiem mitigaturi, mortem beate defunctorum vocant. Et utinam conveniens dolori nostro suppeteret nomen! Abiit enim eheu! non revertetur Vir familia parique fama per Vniversum orbem Nobilis, ingentibus in Rempublicam literariam praecipue vero in almam hanc Vniversitatem nostram meritis Magnus, etsi cum Maximis comparetur* . . . τὸ μέγα θαῦμα βροτῶν, *Philosophus nulli Veterum secundus, imprimis Historicus, Orator, Poeta, Mathematicus, incom-*

ipsis Nonis Februar. clausit". Aus *nudius tertius* hat Böcler in dem seiner *oratio funebris* angehängten *Tumulus* A. D. III. Febr. und daraus Reifferscheid (a. a. O. zu 76, 1) den 3. Febr. gemacht.

parabilis et Clarissimus." In dieser Weise geht es noch lange fort und bezeugt, mit welchem Rechte ein Mann von Geschmack wie der Verstorbene über diese Art von Beredsamkeit empört sein musste. Es folgt eine Lebensbeschreibung des Verstorbenen. „Gar viel und grosse Not, Feindschaft und Missgeschick, woran kein ander Menschenleben reicher war, hat überwunden seine Herzensgüte, seine allen Glauben übersteigende Geduld und seine Arbeitsamkeit, die geradezu ein Wunder war." Nicht minder seltsam nimmt sich für uns das *Programma* aus, durch welches drei Monate später Rektor Sebitz die akademischen Bürger zur feierlichen *Parentatio* einlädt. Auch hier wie im Jahre 1619 (vergl. S. 211) schildert er drastisch das lockere Leben und das Zechen der Studenten, die wissenschaftlichen Sinn für unehrenhaft und „Schulfuchserei" halten, bringt dann einen langen Schulaufsatz über die Art, wie das klassische Altertum seine grossen Männer ehrte, und ermahnt am Schluss die Studenten um des Verstorbenen und des Redners willen, sich am 7. Mai um 8 Uhr im grossen Auditorium zahlreich einzufinden.

Ob aber diejenigen, welche der Einladung folgten, von der Festrede einen grossen Eindruck gewonnen und viel verstanden haben, darf bezweifelt werden. Denn Böclers *Oratio funebris in obitum summi viri Matthiae Berneggeri* ist wegen der ungemein gekünstelten, verzwickten und langatmigen Sprache schon zu lesen keine leichte Aufgabe. Dazu kommt die Weitschweifigkeit, der gewöhnliche Fehler der damaligen gelehrten Welt, und die Aufdringlichkeit, mit welcher der Redner seine eigenen Gedanken über Bildung, Erziehung und Wissenschaft vorträgt. Dieselben sind übrigens nicht schlecht, zuweilen geistvoll, sie offenbaren eine hohe Auffassung von diesen Dingen und ein klares Urteil. Aber indem die moralischen und litterarischen Betrachtungen gar zu sehr überwuchern, enttäuscht er den Litterarhistoriker und Biographen, der von dem Leben Berneggers und seiner Zeit hören möchte. Eine genaue Lebensgeschichte zu geben lag nicht in seiner Absicht, er wollte vielmehr den Verstorbenen als Lehrer und Gelehrten darstellen. Das war berechtigt und darin ist er ihm

auch durchaus gerecht geworden. Er rühmt die Begabung des Schülers, den unersättlichen Wissensdrang des Jünglings, der ihn zu einem Hauptvertreter der Encyclopädie gemacht hat, die Liebe und Freundlichkeit, die er seinen Schülern bewiesen, als er die *paedagogicas sordes* auf sich nahm. Ausführlich schildert er dann seine ausgezeichnete Lehrthätigkeit als Professor der Geschichte und Beredsamkeit und die Bedeutung seiner Schriften, besonders der Historikerausgaben. Gebührend hebt er auch seinen Briefverkehr hervor, der in der That nicht nur für die Beurteilung seiner Persönlichkeit das wichtigste Stück und für die damaligen politischen und Kulturzustände eine schätzbare Quelle ist, sondern auch an und für sich als Litteraturwerk Beachtung verdient. Schliesslich findet er auch für die Persönlichkeit seines Lehrers, für die unendliche Herzensgüte und Freundlichkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Dienstfertigkeit, seine Geduld, Bescheidenheit und Frömmigkeit das rechte Wort.

Und in dem Preise dieser Tugenden Berneggers sind alle Zeitgenossen, auch die fern stehenden, einig; am knappsten hat Hugo Grotius seine Persönlichkeit charakterisiert mit den Worten: *eruditio, pietas, modestia.* Er war zu weich, um gross zu sein, und nicht mit Unrecht hat die Geschichte ihn in den Hintergrund gestellt, aber er war ein Lehrer von Gottes Gnaden, und eine besondere Fügung ist es, dass er mit dem letzten Worte, das er der Nachwelt erhalten hat, diesen seinen Beruf in schönster Weise besiegelt hat. In seinem letzten Briefe bittet er nämlich Jacob Gothofredus in Genf, den Sohn eines Ammeisters, der dort als Student einen Fehltritt begangen und, von Angst und Reue gefoltert, denselben zuerst und allein seinem alten Lehrer Bernegger gebeichtet hat, den Jüngling zu trösten und die Sache zum guten zu wenden: er werde hier des Vaters Zorn besänftigen und alles ins rechte Geleise bringen. Der Lehrer, der solches Vertrauen geniesst, steht in Not und Trübsal gross und glücklich da. Sein Leben ist köstlich gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen.

REGISTER.

A.

Ablass 159.
Aeneas Sylvius 117. 157.
Agricola, Jul. 111 ff. 116. 127.
—, Rud. 19.
Agrippa, Heinr. C. 238.
Akademische Gerichtsbarkeit 257.
Albrecht Achilles 355.
Ammeister, der 324.
Amnestie, die 195.
Andreae, Val. 23. 198. 201. 239. 255. 269.
Anomaeus, Matth. 3.
Antiroestius 197 f. 200.
Apostelgeschichte 167.
Archimedes 70.
Aristoteles 102 f. 154. 212. 228. 342.
Arithmetik 233 f. 266. 284.
Aschaffenburger Vertrag 245.
Astrologie, Astronomie 62. 77. 107. 155.
August, Herzog von Lüneburg 141.

B.

Baccalaureat 58. 98. 218. 236. 240. 348.
Bach, Geo. Gymnasiarch 284. 292.
Baerwalden, Vertrag von 351.
Balbus, Hieron. 193 f. 341.
Barclay, John 175.
Baronius 150. 165 f.
Barth, Kasp. 306. 332.
Bartsch, Jac. 372 f. 387.
Baudius, Dom. 330.
Bauern um Strassburg 128. 168.
Bauernrechnung 266.
Baumgartner, Heinr., Ammeister 24 f.
Bausius, Lehrer am Gymnasium 287.
Bayern 168.
Beatus Rhenanus 117. 189.
Bebenburg, Leopold von 193 f.
Bechtold, Joh., Prof. in Strassburg 146 ff. 164. 210. 254.
Bedrottus, Jac., Prof. in Strassburg 107.
Beier, Strassburger 128.
Bellarmin, Jesuit 146.
Beluarde 75.
Benfeld 358.
Bentz, Joh., Lehrer in Strassburg 13. 15. 212. 279.
Bernegger, Matthias (Pseudonym 171), Abkunft 1; Eltern 17. 165. 197; Unterricht 3 ff.; Schüler in Strassburg 10 f. 13. 18; akademische Studien 14 ff. 19 f. 125; Magister 16; Reisen 18. 319; Vicarius 25. 27; Paedagogus im Predigercolleg 29. 35 ff.;

Heirat 47. 380; Lehrer der Prima 28. 56ff. 69; Professor der Geschichte 93. 100. 108ff. 139. 216. 229. 312. 321. 324. 326. 328. 332. 334. 366f.; Professor der Beredsamkeit 199. 333ff. 339f. 342f. 367. Kinder (s. auch Kaspar und Tobias Bernegger) 327. 372f. 386. Leibliche Beschaffenheit 10. 41; Krankheiten 36f. 41. 89. 165. 192. 198. 204. 288. 316. 328. 331. 335. 366. 369f. 375. 387; Wohnung 16. 47. 369; Lebensverhältnisse 37. 90. 138ff. 203. 327. 328. 331. 334. 360. 368. 370. 372. 377ff. 381; Buchdruckerei 328. 330f. 375ff.; Bibliothek 87. 326. 333. 368. 372. 278; Tod 387.

— als Dekan 59. 165. 195. 209. 236. 269. 316. 348; als Rektor 99. 248. 253ff. 269. 349. 374; Charakter 17. 21. 41. 86. 94. 109. 118ff. 128. 136ff. 139. 141f. 164. 173. 187ff. 195. 200f. 204f. 240. 252. 270. 277. 279. 288. 295. 299. 304f. 309. 314ff. 318. 321f. 324ff. 327. 334. 349. 362. 365. 368ff. 375. 379f. 385. 387. 389f.; als Mathematiker 13f. 20f. 58. 62. 64f. 74ff. 88ff. 106f. 216. 229. 266. 372; als Meteorologe und Astronom 77. 89. 218. 220. 314; als Lehrer 35. 47. 92. 109ff. 115f. 118. 126ff. 130ff. 134. 138. 229ff. 234. 267. 272ff. 294ff. 300ff. 306. 315. 333. 349. 369. 390; als Philologe 114f. 116ff. 166ff. 258. 273. 299ff. 303f. 309. 317ff. 348f.; als Schriftsteller 129. 160. 170. 175f. 179. 206. 233. 269. 274. 292 311. 313f. 320ff. 327. 331. 346; als Übersetzer 65. 84; als Redner 57. 101ff. 109. 155f. 162. 195ff. 237. 248ff. 253. 256. 289. 343. 348ff. 353. 357. 359ff. 365f.; politischer Standpunkt 115. 118. 120ff. 141. 161f. 171. 175. 177ff. 185ff. 190. 195. 197. 302f. 341. 348. 358ff. 365. 370. 372. 381ff. Eifer für deutsche Sprache 121f. 195. 304ff.; religiöser Standpunkt 122ff. 161f. 166. 170. 180f. 187f. 190. 197. 201ff. 236. 255. 290. 318. 371. 387.

Bernegger, Kaspar 47. 81. 277. 313. 331. 346. 354. 376f. 380f. 383. 386.

Bernegger, Tobias 101. 313. 386.

Bernhard von Weimar 384. 386.

Berstett, Joach., Scholarch 274.

Besold, Prof. in Tübingen 297. 307.

Bettelmönche 182.

Beuther, Joh., Prof. in Strassburg 93.

Beuter, Mich., Prof. in Strassburg 108. 149.

Beyer, Joh. Hartm., Mathematiker 69f. 72. 75.

Bibel, die 134. 148. 155.

Biberach 30.

Bibliothek, akademische 143. 344.

Bitsch, Kasp., Prof. in Strassburg 27f. 92f. 100. 108. 135. 150f. 156. 164. 214. 232. 283. 316. 373.

Blanckenburg, Friedr., Prof. in Strassburg 148. 164. 244.

Bobhardt, Jac., Strassburger 164.

Böckle v. Böcklinsau, Stettmeister 36. 47. 49.

Böcler, Heinr., Prof. in Strassburg 60. 133. 277. 291f. 299. 311. 328ff. 366f. 388f.

Böhmen 182.

Bodinus 61. 70. 102f. 122. 125. 128. 250.

Bologna 144.
Bonifacius VIII., Papst 156.
Borromeo 174.
Bosch, Mich., Prof. in Strassburg 16. 219. 332.
Botanischer Garten 144. 344.
Boxhorn 83. 330.
Brahe, Tycho de 69.
Brandt, Joh. 360.
—, Sebastian 136.
Breisach 382.
Brülow, Kasp., Prof. in Strassburg 58. 143. 155. 219 f. 222. 232. 255. 260. 332 f.
Bruno Giordano 238.
Büchergasse 33.
Bulle, die goldene 341.
Bürgi, Jost, Mathematiker 59. 63. 71. 75.
Buxtorf, Joh., 201. 205. 244. 317. 327.

C.

Caesar 159. 276. 308. 356.
Calvinisten 148. 152. 181. 187. 236. 255. 284.
Camerarius, Joach. 144. 154.
—, Ludw. 200.
—, Phil. 117. 128.
Canisius, Petr. 165.
Capra, Balth. 64.
Cardanus, Hier 155.
Carthago, Synode von 157.
Casaubonus 61. 299. 301. 329.
Caselius, Joh. 269.
Catonis Disticha 279.
Censur 344.
Centuriatoren 152.
Charnassé, franz. Diplomat 357.
Chemnitz, Theologe 167. 236.
Chronologie 77. 106 f.
Chrysoloras 154.
Chytraeus' Katechismus 220. 233. 235 f.
Cicero 106. 160. 210. 212. 215. 220. 232. 238. 242. 260 f. 275 f. 279. 283 ff. 335 f. 338 ff.
Classici (Schüler) 96 f.
Clavius, Mathematiker 70. 76. 78.
Cluten, Joach., Prof. in Strassburg 92. 151. 203. 215. 218 f. 256. 387.
Coler, Christoph 306.
Collectaneen Berneggers 134.
Comenius, Amos 286.
Concordienformel 52. 236.
Conrector 145.
Constantin, Constant. Schenkung 135. 150. 153. 158.
Constitutio Ludwigs v. Bayern 194.
Constoffler, die 347.
Convictores 30 ff. 35. 42 ff. 202. 329. 368. 376 f. 379.
Copernicus 61. 80. 82 ff.
Corollarium 137.
Corvei 159.
Corvinus, Matth. 114. 126.
Crüger, Peter, Mathematiker 20. 72 f.
Crusius, Paul, Prof. in Strassburg 57 f. 143. 220. 332.
Cujacius 61. 125.
Curtius Rufus 326 ff. 378 f. 386.
Cusa, Nic. 150.
Cyrillus, Patriarch 318.
Czepko, Dan. von 306.

D.

Dannhauer, Joh. Conr., Prof. in Strassburg 203. 207. 274. 277. 283. 334. 344. 350. 353. 366.
Dasypodius, Conr. 11 f. 14. 18. 20. 59. 78. 88. 140. 232. 234.
Dekan 50. 57. 97. 112. 225. 243. 245 f.
Demokritos 172.
Denkmünzen auf das Reformationsfest 145. 156.

Depositio 260.
Desmoulins Rochefort, Arzt 140.
Deutsche Lehrhäuser (Volksschulen) 151.
Deutsche Sprache 121 f. 195. 265 f.
Deutschland 116 ff. 250. 356 ff.
Deutschritter 349.
Dezimalbrüche 59. 69. 75.
Dialektik 172. 232. 261. 275. 279. 283. 376.
Diana von Ephesus 168. 198 f.
Diatribae in Suetonium 298 f. 323. 380.
Dietenberger, Joh. 148.
Diodat, Elias (Deodatus) 81. 85. 89. 354.
Diogenes 156.
Disputationen 50. 53 ff. 95 ff. 112. 114. 116. 125. 132. 134 f. 145 ff. 154. 212. 225. 236. 256. 289. 299. 306 ff. 329. 340 ff.
Disticha Catonis 279.
Dogmen 147.
Dominikanerkloster 30.
Dorsche, J. G., Prof. in Strassburg 203. 207. 274. 277. 378.
Drudenfuss 120.
Durlacher Fürstenschule 24. 34. 284.
Dury (Duraeus) 206 f.

E.

Eberhard III. von Würtemberg 383.
Ehinger, Rektor in Augsburg 319.
Ekphantos, Pythagoräer 85.
Elias 153.
Elzevir 82. 88. 375.
Empiriker 153.
Encyclopädisches Wissen 129. 390.
Engelcke, Benjam., Schüler Berneggers 83.
Erasmus, Desiderius 19. 184. 214. 240. 275.
Ercker, Laz. Oberbergmeister 69.
Euklides 71. 74.
Eulenspiegel 167.

F.

Faber, Joh., Prof. in Strassburg 147 f. 210. 254. 256.
Fantoni, Seb. Karmeliter 85.
Ferber, Nik., Prof. in Strassburg 57. 108. 154. 218. 279.
Ferdinand I. 123. 180. 194. 196. 344.
Ferdinand II. 180. 247.
Ferien 44. 51. 210.
Ferrara, Joh. Petr. von, Jurist 183.
Flach, Paul, Strassburger 127.
Florus, Historiker 276. 280. 311. 319. 321. 323. 325.
— Marc., Prof. in Strassburg 48. 146. 217. 274. 332. 339. 349.
Forstner, Chr. 205. 330. 378.
Foscarinus, Ant., Karmeliter 84 f. 206.
Franken, die 157.
Frankfurter Messe 170. 187.
Frankreich, Franzosen 204. 316. 351 ff. 359; franz. Sprache 251.
Franz I. 355.
Freher, Marquardt 193 ff.
Freinsheim, Joh. 27. 81. 116. 133. 141. 311. 317. 320 ff. 326. 331. 360. 365 f. 381 f. 384 ff.
— Melchior 328. 331.
Fremdwörter 121.
Fricius, Andr. 206.
Friedrich II., deutscher Kaiser 183.
Friedrich, Markgr. v. Baden 72.
Friedrich V. von der Pfalz 182. 193. 200. 245. 303. 313. 363. 365.

Frischmann, Joh. 329 f.
Fröreisen, Prof. in Strassburg 254. 256. 366.
Fürsten, Stellung der 161. 364.

G.

Galenus 154. 240.
Galilei 20. 62 ff. 80 ff.; Schriften 82. 86. 88. 206. 275. 277. 328.
Gallas, Feldmarschall 383 ff.
Gaza, Theod. 154.
Gegenreformation 2. 17.
Geographie 106. 279. 282.
Georg Wilhelm, Kurfürst 352.
Gerbelius, Nik., Prof. in Strassburg 108.
Gerichtsbarkeit, akademische 255.
Germania des Tacitus 115.
Geschichte, Auffassung Berneggers von der 101 ff., 115. 136. 165.
Geyler von Kaisersberg 136.
Giessen, Univers. 233. 246.
Glaser, Josias, Strassburger 193. 353. 365. 384.
— Phil., Prof. in Strassburg 16. 19. 108.
Gloner, S., Lehrer 293. 332.
Gnilius, Paul, Lehrer 46. 215. 219.
Golius, Theoph., Prof. in Strassburg 16. 228. 269 ff.
Gothofredus, Dion., Jurist 16. 19. 201. 254.
— Jac., Sohn des Vorigen 315 f. 390.
Grade, akademische 99. 251.
Graecus, der 284.
Grammatik, Wert der 103. 230. 261 f. 282; lateinische 212. 214 f. 218. 265. 269. 279. 281.
Gretser, Jesuit 150.
Griechische Sprache 154 f. 230. 250. 261. 277. 279. 285 f.
Gringaletti, Mathematiker 77.
Gronovius, J. F. 5. 6. 61. 366.
Grotius, Hugo 19. 61 f. 204. 206 f. 317. 331. 381. 390; dessen Sohn 387.
Gruter, Jan. 129. 198. 201. 203. 252. 275 f. 299 f. 305. 313. 317. 321. 337. 349.
Guicciardinus, Franc. 168.
Gustav Adolf 80. 186. 325. 350 f. 353. 357. 361 ff. 371 f. 377.
Gymnasiarch, der 255. 258 f. 283 ff.
Gymnasium, Strassburger 6 ff. 108. 250. 258 ff. 268. 275. 278. 283. 286. 290 ff. 376.

H.

Habrecht, Mathematiker 20. 80.
Habsburg 180. 183.
Hafenreffer 220.
Hanneken, Meno 269. 277. 376.
Hasenmüller, Soph. 233.
Haugsdorf, Pfarrer 190.
Hawenreutter Joh. Ludw. 15. 19. 24. 25 f. 36. 47 f. 49. 154. 221. 342; Schola Argent. 11.
Hebenstreit 333. 366.
Heidelberg 277. 332. 380.
Heinrich III., König von Frankreich 355.
Heinrich IV., König von Frankreich 358. 363.
Heinsius, Dan. 5. 61. 365.
Helmstädt 41.
Helvicus, Prof. 233. 242. 279. 284.
Henot, französischer Diplomat 382.
Hepp, Kasp., Lehrer 25. 27. 33ff. 43.
Herber, Joh. Geo., Jesuit 125. 201. 206.
Hertel, Lehrer am Gymnasium 336.

Heyden, Jac. von, Kupferstecher 82 f.
Heyden, Christoph, Buchhändler 165.
Hippokrates 152 f.
Hirtzwig, Heinr. 22.
Historiker 81. 87. 103. 110. 152. 156. 280. 282. 284. 320 f. 328.
Historische Professur 93 ff.
Hoë, Theologe 383.
Hoffmann, Kasp., Prof. in Altorf 316. 320.
Hofprediger 200.
Hohenburg, H. Geo. Hoerwarth von 105.
Horoskop 62. 155.
Horn, Gustav 358. 365.
Hortus medicus 144. 213. 245.
Hotomannus, Joh. 206. 354. 377.
Hugenotten, die 355.
Hulsius, Lev. 63.
Hunnius, Theologe 236.
Hutters Loci communes 220. 233. 235. 265. 279. 284.
Hypobolimaea 160.

I.

Idolum Aspricolle 198.
— Hallense 198.
— Lauretanum 164 ff. 183. 185. 198 f.
Ignitabulum 164.
Ilinus, Rektor in Lindau 275 f.
Indices 323. 327 f. 330 f.
Ingoldt, Franz Rudolf, Scholarch 202. 311.
Inspector habituum theatralium 143.
de l'Isle, Melch., französischer Diplomat 353. 357. 360. 380. 382 f.
Isny 30.
Itzehoe 283.

J.

Jacob I., König von England 174.
Jena 41. 233.
Jesaias 153.
Jesuiten 2. 122 f. 161 f. 163. 165. 171 ff. 180 ff. 192. 197. 200. 303.
Johann XXIII., Papst 184.
Johann Georg, Kurfürst von Sachsen 352.
Johanna, Päpstin 135. 166.
Jubiläum 146. 149. 156.
Juden 137 f. 146. 181. 239.
Junius, Melch., Prof. in Strassburg 4. 7 ff. 16; im Alter 11. 18; als Rhetor 65. 136. 216. 336 ff. 349. 367.
— —, Prof. in Strassburg, Sohn des Vorigen 92. 249.
Junta, Nik., Strassburger 126.
Juristen 149 ff. 213. 241.
Justinus 80. 107. 134. 276. 280. 311. 317. 323 ff. 374.

K.

Kabala 237 f.
Kalender, gregorianischer 303.
Kandengiesser, Pädagog im Predigercolleg. 32.
Karl der Grosse 135. 341.
Karl V. 193 f.
Katholiken, Katholizismus 182 ff. 235 f. 247. 257.
Kepler, Joh. 3. 62. 82. 200. 204. 374; Beziehungen zu Bernegger 15. 18. 21. 58. 62. 78. 142. 197. 199. 334. 369. 371 ff.; Schriften 20. 77 f. 80. 84. 104 f. 112. 119; Kinder 372 f. 375.
Khlesl, Melch. 2. 181. 313.
Kirche, christliche 167.
Kleinlauel, Mich., Verfasser einer Strassburger Chronik 345.
Kolb, Pfarrer 33.

Kolophon 155.
Kometen 77. 80. 91.
Konfessionen 163.
Konstanz 30.
Konzil 147. 150. 180.
Kremsmünster 3.
Kritik, philologische 296. 298.
Kronenburger Thor 310.
Kursachsen 144. 161 f. 357. 365. 383.

L.

Lang, Jos., Prof. in Strassburg 14. 18. 20. 229.
Lansius, Prof. in Tübingen 297.
Larochelle, Festung 356. 360.
Lascaris, Joh. 154.
Lateinische Sprache (s. auch Grammatik) 276.
Latinus, der 284. 287.
Lauinger Schule 24.
Leges academicae 93 f. 210. 212. 221 f. 225 ff.
Lehrer am Gymnasium 26. 28. 51 f. 259 ff. 267 f. 278. 287. 289.
Leibnitz 122.
Leipziger Konvent 358.
Leo X. 160. 185.
Leopold, Erzherzog 248.
Leuprand, Joh. 60.
Lindau 30.
Lingelsheim, Mich. 87. 193. 200. 277. 305 f. 313. 324. 332. 365 f. 370. 380 f.
— Theob. 193.
Lipsius, Just. 19. 61 f. 103. 108. 110 f. 125. 128. 187. 276; Schriften 110. 128. 131 ff. 152. 160. 299. 301. 313. 329 ff.
List, Franz., Ungar 126.
Loci communes 51. 111. 114. 116.
Logicus, der 283 f.
Logik, Berneggers Ansicht über 105. 228.
Longobarden 157. 349.
Loretto, Maria von 165 ff. 198.
Lucas, Apostel 167 f.
Lucius, Ludw. 21. 205. 378.
Ludolfsche Zahl 70.
Ludwig von Bayern 183. 194. 341.
Ludwig XIII. 351. 353 ff. 361. 382.
Lullianer 154. 203. 237 f.
Lustration 226 f.
Luther, Mart. 144. 146 ff. 155. 161. 164; Schriften 154. 236. 256. 264; Tischreden 152.
Lutheraner 163. 174. 181. 187. 191. 236.

M.

Macchiavelli 125. 180. 184.
Maginus, Mathematiker 76 f.
Magister 98 f. 236. 311. 348 f.
Maguin, französischer Gesandter 353.
Malleolus, Is. Prof. in Strassburg 78 f. 155. 164. 216. 218. 268. 373.
Mansfeld, Ernst von 192. 248. 313.
Mantua 356.
Manuale mathematicum 71 ff. 233.
Marburg 41. 277. 376.
Marescot 354. 377. 382.
Marienthal b. Hagenau 168 f.
Marx, St. Internat 26. 30; Kaplanei 47 f.
Mathematik 65. 266. 279. 282. 285.
Matrikel der Schüler 255.
Mauritius, griechischer Kaiser 157.
Maximilian von Bayern 183.
Maximilians II. Privileg 10. 246.
Mayer, Martin 117.
Mediziner 152. 164. 211 f.
Meier, Justus, Prof. in Strassburg 92. 149. 171. 213 f. 232. 254.
Meistergesang 118.
Melanchthon 152. 154. 207. 235 f. 276. 296. 305.

Memhardt, Rektor 21. 58.
Memmingen 30.
Mertel, Elias, Schaffner 34 ff.
Messe, kirchliche 168.
Metrophanes Kritopulos 199. 318 f.
Metz 352. 382.
Meuderlin, P. 202.
Meursius 317 f. 371.
Mieg, Georg, Strassburger 311.
Mnemonik 237 f.
Mockel, schwedischer Diplomat 353.
Molsheimer Akademie 163. 165. 192.
Montferrat 356.
Montmorency, Herzog von 357.
Mordente, Kasp. und Fabr. 63.
Moritz von Sachsen 123. 355.
Morus, Thomas 136.
Moscherosch 98.
Moses 153.
Münzverschlechterung, die 196.
Muret 276.
Murner, Th. 237.
Museum Berneggers 140. 164. 326. 369. 387.
Musik 34. 211. 218.

N.

Neander 154.
Neuere Sprachen 20.
Niederlande, die 178. 240. 253.
Nördlingen, Schlacht bei 380.
Notarius 227.
Nürnberg 128. 144. 180. 351.

O.

Obrecht, Geo., Prof. in Strassburg 19. 92; dessen Sohn 311 f.
Oeconomus im Predigercolleg 31 f.
Onomasticon 279.
Opitz, Martin 122. 304 ff. 332.
Orleans, Gaston von 357.
Osinger, Daniel, Strassburger 193.
Orationes Berneggers 101.
Orthodoxie 200.
Owen, Joh. 251.
Oxenstierna 354. 379.

P.

Pachymeres, Georg 208. 216. 298. 315 ff.
Paedagogus im Predigercolleg 31 f.
Pappus, Joh., Prof. in Strassburg 7. 51. 108. 143. 238.
Papst, Papsttum 147. 150 ff. 157 ff. 165 f. 170. 179. 182 ff. 194.
Parastro, Joh. 189.
Paris 144. 249.
Paul V., Papst 172. 174 f.
Personius, Rob., Jesuit 174.
Pest 274. 291. 369. 377.
Petrarca 184.
Peuerbach 72.
Philipp, Landgraf von Hessen 123. 135. 355.
— von Macedonien 156. 178.
— II. von Spanien 186.
— IV. von Spanien 178 f.
Philolaos, Pythagoräer 85.
Philologie 93. 103. 159.
Philosophie 107. 114. 217.
Philosophische Fakultät 93. 311.
Phokas 157.
Pichler, Wolfgang, Lehrer Berneggers 3. 5.
— Sigismund, Sohn des vorigen 5.
Pico v. Mirandula 238.
Plautinische Ausdrücke 102. 121. 159.
Plautus 276. 280.
Plinius 329.
Plintzler, Geo., Lehrer Berneggers 5.
Plutarch 159. 280.
Poeta, der 284 f. 287.

Politik 131. 228.
Polybius 106 f.
Poussines, franz. Jesuit 317.
Prager Frieden 383.
Prechter, Joh., Scholarch 203.
Predigercollegium 16. 29 ff. 291.
Prima, Unterricht in 13.
Privatlehrer 112. 126.
Privilegia academiae 10. 222. 246f.
Probejahr 28. 37.
Programma 156. 253. 291 f.
Promotion 99. 219. 236. 245 f.
Proportionalzirkel 59. 63 f. 81. 88. 141.
Protestanten 1 f. 150. 161. 181. 187. 359.
Pruckner, Nik., Mathematiker 155.
Prudentia 102. 108 f. 131. 136 f.
Pseudojubilaeum 163. 165.
Ptolemäisches System 85.

Q.

Quadrant zum Proportionalzirkel 67.
Quadratur des Kreises 70.
Quintilian 77. 107. 238. 242. 276.

R.

Rabanus Maurus 239.
Ramus, Mathematiker 78.
Raspelhaus, das 128.
Ratichius, Wolfg. 233 f. 242 ff. 286.
Rauscher, Prof. in Tübingen 366.
Rayser, Friedr. 150.
Realien 61.
Rebhan, Joh., Prof. in Strassburg 4. 21. 387 f.
Rechlingen, Marx von 351.
Reformationsfest, das 135. 144 ff. 156. 163. 249.
Reformirte 148. 162.
Reisen, das 114. 135 ff.
— Berneggers 10. 17 f.
Rektor, Rektorat 50. 52. 57. 112. 145. 221 f. 225. 246. 248. 256 f. 333.
Religionsunterricht 264 f. 279. 283 f.
Remus, Mathematiker 80. 342.
Residenten, französische in Strassburg 163.
Restitutionsedikt 79. 349. 371.
Reuchlin 154. 238. 251.
Revision der Schulordnung 33. 208.
Reymar, Mathematiker 20.
Rheticus, Joach., Mathematiker 20.
Rhetorik 106. 216. 232. 261. 267 f. 275. 279. 285. 335 f. 342. 388 f.
Richelieu 141. 354. 357. 385.
Rigaltius 316 f.
Rihel, Phil., Prof. in Strassburg 19. 28. 108. 130.
Rivius, Strassburger Baumeister 70.
Rixinger, Dan., Prof. in Strassburg 16. 105. 154. 164. 232. 235. 268. 274.
Robertin, Robert 89. 254. 306. 321 f. 371.
Rosenkreuzer, die 237. 239.
Röslin, Mathematiker 20.
Roest, Peter, Jesuit 163 f. 165. 168. 170. 192. 198f. 317. 333. 344.
Rudolfinische Tafeln 77.
Ruverius, P., Buchdrucker 208.

S.

Salmasius, Claud. 5. 19. 61. 254. 317. 323. 349.
Saltzmann, Rud., Prof. in Strassburg 152 ff. 211.
Sambucus 141.
Sapidus, Joh. 30.
Scaliger, Jul. Caes. 102. 121.
— Jos. 19. 61. 185. 240. 276.

Schaller, Wolfg., Pfarrer in Strassburg 44. 164. 210. 246.
Schickhardt, Wilh., Prof. in Tübingen 80. 82. 87. 191. 296 f. 318. 374. 381.
Schildgasse 45.
Schmid, Joh., Prof. in Strassburg 202. 207. 254 ff. 277. 288.
Schmidt, Bernh., Schaffner 34.
Schneuber, Lehrer am Gymnasium 285.
Scholarchen 44. 366 f.
Schoppius, Konr. 380 f.
Schulkomödien 8 f. 11. 57. 219. 246. 344.
Schulkonvent 49. 221 ff. 259. 287.
Schulverfassung 48 ff. 208 ff. 221 ff. 255. 259 ff. 278. 282 ff. 293.
Schweden 351 ff. 358 ff. 365.
Scioppius, Gasp. 171. 176 f. 179. 185. 187. 189. 192. 313.
Scotisten 154.
Sebisius, Alb. 324.
Sebitz, Melch., Prof. in Strassburg 108. 144. 152. 212 f. 214. 248 f. 291. 350. 368. 373. 389.
Seminar 213.
Seneca 176. 242. 280. 297.
Sentenzen 111 f.
Sinnitz, Mart., Prof. in Strassburg 25. 34. 366.
Sinustafeln 72.
Sleidanus, Joh. 108.
Soliman, Sultan 138.
Sophismen 114.
Spach, Isr., Prof. in Strassburg 140.
Spangenberg 58.
Spanier, die 179. 187. 355.
Speccer, Tob., Prof. in Strassburg 146. 148. 210 f. 253.
Speckle, Dan. 63.
Speiseordnung im Convict 45.
Spinola 248.
Sprachen, Wert der 103 ff.
Springklee, Ulr. 23.
Starhemberg, Graf 2.
Statthalter, bischöflicher 192.
Steinberger, Joh. 1. 3. 18.
— dessen Sohn 86.
Stephanus, Henr. 119.
Stoll, Geo., Lehrer in Strassburg 46. 219.
Storck, Pet. 24. 186. 191. 199. 333. 343 f.
— Reinh. 370.
Strassburgs Bedeutung 9 f. 24. 30. 100. 207. 247 f. 343. 369.
— Politik, Regierung, Verfassung, Zustände 161. 202. 245 f. 253. 257 f. 286 f. 344 ff. 351 ff. 358 ff. 361. 365. 370. 372. 374. 383 ff.
Struppius, Joh., Arzt 314.
Studentenleben in Strassburg 209 ff. 217. 226 f. 251. 257. 278. 302. 329. 342. 345. 367. 389.
Sturm von Sturmeck, Jac. 8.
Sturm, Joh. 4. 6. 12. 19. 50. 54. 56. 59. 61. 96. 102. 109. 158. 210 f. 213 f. 219. 244. 247. 260 f. 268. 275 f. 280 f. 283. 289 f. 292. 305. 335 f. 342 f. 367. 369.
Sturtzius, Christ. 216.
Suetonius 98. 100. 296. 298 ff. 311. 313. 317. 328.
Syllabus autorum irenicorum 206.
Syllogismus 166. 179.
Synkretismus 123. 200 f. 318.

T.

Tacitus 100 f. 114. 117 f. 159 f. 165. 169. 176. 298. 308. 313. 317. 330 f. 378. 386 f.
Tarin, franz. Jesuit 316 f.
Tauffkircher, Dan. 141.
Taufrer, Joh., Prof. in Strassburg 22. 156.
Teuerung, die 196.

Theatralium habituum inspector 143.
Themison 153.
Theologen 49. 51. 146 f. 162. 165. 189 ff. 201 f. 205 ff. 209. 221. 267. 279. 289. 318. 364. 383.
Thessalus 153.
Thuanus 128.
Thukydides 117. 317. 319.
Thummius, Geistlicher 199.
Tiphernas, Greg. 154.
Tonstalli, Mathematiker 78.
Topographie 77.
Trithemius, Joh. 118.
Tuba pacis 160. 175. 189 ff. 194. 197 f. 200. 204. 308. 344.
Tübingen 41. 250. 318.
Tuppius, Laur., Prof. in Strassburg 19. 296.
Türken, die 186 f. 344.
Turrianus, Jesuit 165 ff.
Tursellinus, Jesuit 165 ff.

U.

Ulm 30. 351.
Ungarn 308 ff.
Union 144. 163. 245 ff.
Universität 249 f.; Strassburger 209. 275. 351.

V.

Valeria Proba 239.
Valla, Laur. 150.
Vautier, Mart., Jesuit 164.
Vechner, Dan. 331.
Veltlin, das 186.
Venator, Balth. 332. 377.
Vergerius, P. P. 166 f.
Vicariatus 25. 28. 138.
Virdung, Mich., Prof. in Altorf 115. 367.
Visitator collegiorum 31. 33. 226.
— scholae 49 ff. 57. 143. 208. 213. 225. 230 f.
Volksschulen (deutsche Lehrhäuser) 51.
Vossius, Gerh. 61. 100. 269 ff. 319. 381.

W.

Waffenmeistergasse 33.
Wallenstein 371.
Walliser, Christ. Thom., Musiklehrer 289.
—, Laur. Thom., Prof. in Strassburg 33. 131. 154. 165. 218. 228.
Wedelius, Nik., Professor 170.
Wegelin, Convictor 31; Professor 192. 256.
Weissen Berge, Schlacht am 245.
Weixelberger, Aegid. 4. 5.
— dessen Sohn 4.
Welper, Lehrer 233.
Wels 3 ff.
Wessel, Balth. 385.
Wilhelm, St. 26. 30. 213. 226. 243.
Wimpfeling, Jac. 119. 194. 243 f.
Wolff, Joh. Christ. 319.
Wolkenstein, Dan., Prof. in Strassburg 15. 233.
Wyriot, Buchdrucker in Strassburg 375.

Z.

Zanger, Melch. 148.
Zeitgeist des 17. Jahrhunderts 129 f.
Zell, Matthias, Reformator 247.
Zeughaus in Strassburg 70.
Zinkgref 122. 199. 305 f.
Zobel, dänischer Gesandter 371.
Zwinger, Theod., Arzt 241.

Druckerei der „Strassburger Neuesten Nachrichten", vorm. H. L. Kayser.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER IN STRASSBURG.

Baumgarten, Herm. (Professor der Geschichte an der Universität Strassburg), Jacob Sturm. Rede, gehalten bei der Übernahme des Rektorats der Universität Strassburg, am 1. Mai 1876. gr. 8⁰. 34 S. M. — 80

— — Über Sleidans Leben und Briefwechsel. Mit einem Facsimile. 8⁰. 118 S. 1878. M. 2 50

— — Sleidans Briefwechsel, herausg. von Hermann Baumgarten. 8⁰. XXXI, 335 S. 1881. M. 6 —

Holländer, Alcuin, Strassburg im Schmalkaldischen Krieg. 8⁰. VII u. 94 S. 1881. M. 2 —

Katterfeld, A., Roger Ascham, sein Leben und seine Werke. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Berichte über Deutschland aus den Jahren 1550—1553. 8⁰. XI, 369 S. 1880. M. 8 —

Lobstein, E., Johann Friedrich Lobstein, Prof. der inneren Klinik und pathologischen Anatomie, der Gründer des anatomisch-pathologischen Museums zu Strassburg. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Säcularfeier seiner Geburt. 8⁰. XI u. 267 S. 1878. M. 6 —

Urkunden und Akten der Stadt Strassburg, herausgegeben mit Unterstützung der Landes- und der Stadtverwaltung.

1. Abteilung: Urkundenbuch der Stadt Strassburg.

1. Band: Urkunden und Stadtrechte bis zum Jahre 1266. Bearb. von W. Wiegand. 4⁰. XV, 585 S. 1879. M. 30 —

2. Band: Politische Urkunden von 1266—1332. Bearbeitet von W. Wiegand. 4⁰. 482 S. 1886. M. 24 —

3. Band: Privatrechtliche Urkunden und Amtslisten von 1266—1332. Bearbeitet von A. Schulte. 4⁰. XLVII, 451 S. 1884. M. 24 —

4. Band: 1. Hälfte. Nachträge, Berichtigungen und Zusätze zu Band 1—3, gesammelt von W. Wiegand. Personen- und Sachregister zu Band 2, 3 und 4, 1, bearbeitet von A. Schulte und W. Wiegand. Unter der Presse, erscheint im Herbst 1893.

— — 2. Hälfte. Stadtrechte und Aufzeichnungen über bischöflich-städtische und bischöfliche Ämter. Bearb. von A. Schulte und G. Wolfram. 4⁰. XI u. 309 S. 1888. M. 16. —

5. Band: Politische Urkunden von 1332—1381. Bearbeitet von G. Wolfram. Unter der Presse.

6. Band: Politische Urkunden von 1381—1400. Bearbeitet von Joh. Fritz. In Vorbereitung.

2. Abteilung: Politische Correspondenz der Stadt Strassburg im Zeitalter der Reformation.

1. Band: 1517—1530. Bearb. von H. Virck. Lex.-8⁰. XIII u. 598 S. 1882. M. 14. —

2. Band: 1531—1539. Bearb. von O. Winckelmann. Lex.-8⁰. XXXI, 736 S. 1887. M. 18 —

3. Band: 1540—1545. Bearb. von O. Winckelmann. In Vorbereitung.

Dieses Urkundenwerk erscheint unter Leitung einer besonders eingesetzten Commission, jetzt bestehend aus den Herren Prof. Dr. Baumgarten, Bresslau, Martin, Varrentrapp, Stadt-Archivar Dr. Winckelmann und Archiv-Director Prof. Dr. Wiegand. Das Urkundenbuch der Stadt Strassburg soll zum ersten Male das Material zu einem authentischen Bilde von dem reichen, bewegten Leben Strassburgs im Mittelalter vollständig vereinigen und wird zugleich für die Reichsgeschichte, namentlich im 14. Jahrhundert, wie für die verfassungsrechtlichen Fragen der deutschen Städtegeschichte neue Aufschlüsse bringen. Die sich anschliessende politische Correspondenz der Stadt Strassburg aus der Reformationszeit ist nicht blos in localer Beziehung, sondern bei der eigentümlichen, vorgeschobenen Stellung Strassburgs zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz für die Geschichte des 16. Jahrhunderts überhaupt, namentlich der Zeit Karls V. von besonderem Werte.

Woltmann, Dr. Alfred, Geschichte der deutschen Kunst im Elsass. Mit 74 Holzschnitten. 8⁰. IX u. 330 S. 1876. (M. 10 —) M. 5 —

W. Obermeie
Buchbinderei

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bünger, Carl

Matthias Bernegger, ein Bild aus dem geistigen Leben Strassburgs zur Zeit des dreißigjährigen Krieges

Strassburg 1893

Biogr. 94 ge
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00082055-7